Red

Vol. IV. D. 2.13.

№ 8008

ERST AUSGABE

14/-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus der Zeit und dem Leben.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus der

Zeit und dem Leben.

Von

Karl Gutzkow.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1844.

Digitized by Google

TAYLOR INSTITUTION
LIBRARY
26 MAY 1954
UNIVERSITY OF OXFORD

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I. Die Königin der Nacht 1

II. Winterphantasieen 57

III. Zerstreute Blätter über Zeiterscheinungen . . 99

IV. Italienische Fragmente 147

V. Die Kunst, Könige zu bedienen 343

VI. Diese Kritik gehört Bettinen 371

VII. Rehfues 397

VIII. Erinnerungen an Karl Seydelmann . . . 417

Digitized by Google

Digitized by Google

II.

Die Königin der Nacht.

Digitized by Google

1.

Bleistift-Striche aus der Brieftasche Eugen's von Zastrow,

aggregirten Seconde-Lieutenants beim Garde-Cuirassier-Regiment Prinzessin mit gelben Aufschlägen.

Den 2. Februar.

Hübsch gemacht, das Ding! Meiner Cousine einen Dankbrief dafür schreiben. Will mir alles darin notiren, was den Kopf zu sehr angreift. Parole: Prinz Eugen; (der edle Ritter) NB. der dienstwidrige Zusatz ist von mir.

Den 3. Februar.

Morgengebet: Carriere! Im Café international zehn Dukaten verloren. Will nicht

mehr ſpielen. Mehrere edle Vorſätze. Knoten im Schnupftuch, damit ich mich beſinne, ein ſolider Menſch zu werden. Adalgiſe gut geſungen, dreimal applaudirt. Gute Handſchuhe kauft man: Cavalierbrücke No. 7. Parole: Landſturm. NB. ohne Witz.

Den 4. Februar.

Morgengebet: Carriere! Ich will mir alles genau aufſchreiben, damit, wenn ich einmal Feldmarſchall bin und Jemand geneigt iſt, mein Leben zu ſchildern, er Gelegenheit hat, ſich bei dieſer Gelegenheit u. ſ. w. Lange Perioden lieb' ich nicht. Liebe! Liebe! Schöne Stimme, ſchöne Figur. Parole: Montecuculi. Wiederholtes Verbot: alles dienſtwidrige Entſtellen, Bewitzeln und Belächeln der Parole iſt verboten.

Den 5. Februar.

Sehnſucht nach Carriere. Heut die Nachtwandlerin. Lodoiska = Amina. Ob es wol

Der 2. Band.

Lateinische Dichtungen des 10. und 11. Jahrhunderts. Herausgegeben, übersetzt, erläutert, Dritte Ausgabe mit vollständig neuer Bearbeitung. Berlin. Weidmann. Preis 4 Mk. 80 Pf. Inhalt: Waltharius manu fortis. Ecbasis captivi. Ruodlieb. Fragmente. Modus Ottinc. Lateinische Gedichte des 10. Jahrhunderts. Lateinische Gedichte des 11. Jahrhunderts. Nachträge und Berichtigungen. Register.

Der 3. Band.

Kaiserchronik. Herausgegeben, übersetzt, erläutert. Zweite Ausgabe. Berlin. Weidmann. Preis 4 Mk. Inhalt: Einleitung. Kaiserchronik. Anmerkungen. Register.

genommen, sehr schöne Einrichtung, etwas Angst, aber alles gut gegangen. Hinter den Coulissen noch schöner als bei Lichte. Allerliebste Morgentoilette: Kaisertuch von Bronzefarbe, schlichtes Kleid, Leibchen, reiche Posamentirarbeit, langer Cachemire, Capote von Sammt: Muß in's Modenjournal. Die Unterhaltung sehr lebhaft. Sie sagte: Herr Baron von Zastrow. Ich antwortete: Gnädiges Fräulein! Das war die Einleitung. Dann setzten wir uns. Ich, oder vielmehr erst sie auf eine chaise longue, ich auf einen niedlichen fauteuil, auf Rollen, wodurch ich bei meiner Aufregung fortwährend ausrutschte. Darüber entspann sich folgendes Gespräch, das ich für einen künftigen Bearbeiter der allgemeinen deutschen Kriegs- und Militair-Geschichte hierher setzen werde:

Lodoiska. Sie sehen, Herr Baron, in meinem Zimmer kann man Schlitten fahren.

v. Zastrow. Ja wohl, gnädiges Fräulein,

man hat ja das Sprüchwort: Wenn dem Esel zu wohl wird, geht er auf's Eis.

Lodoiska. O bitte, Herr von Zastrow —

v. Zastrow. Ich meine mich, gnädiges Fräulein. Bloße Redensart. Vorgestern gesungen à merveille!

Lodoiska. O! Sie sind zu gütig, Herr von Zastrow —

v. Zastrow. Nein, auf Ehre, en vérité. Nachtwandlerin nie so gesehen. Die Löwe ein Pudel dagegen.

Lodoiska. Bitte, Herr von Zastrow —

v. Zastrow. Entschuldigen Sie! Meine Stellung zur Cavalerie entschuldigt — oder vielmehr ich spreche wie mir mein Schn —

Klingel. Brief, den Lodoiska mit großer Neugierde erbrach. Fast erschrak ich, weil ich das Siegel des Erbprinzen zu erblicken glaubte, doch war es wol nichts, denn sie zerknickte es beinahe mit Heftigkeit. Ich wollte sie auffor-

dern zu leſen, ſie ſagte aber mit etwas erzwungenem Lächeln: Sie blieben bei Ihrem — Nun lachte ſie wirklich und ich ärgerte mich, daß wir grade bei der Redensart: Wie mein Schnabel gewachſen iſt! abgebrochen hatten. Sie ſagte dann: Iſt es alſo ganz beſtimmt, daß der Erbprinz ſich vermählt?

v. Zaſtrow. Parolebefehl.

Lodoiska wollte etwas erwidern, warf ſich aber auf ihrer chaise longue ſo unmuthig herum, daß ich befürchtete, ſie wäre krank. Ich ſprang auf, der Roll-fauteuil flog weit hinter mir fort, ſo daß ich beim Niederſitzen ihn beinahe verfehlt hätte. Ich habe mich vorgeſtern, ſagte Lodoiska, im Theater etwas erkältet.

v. Zaſtrow. Wahrhaftig aber auch keine Kleinigkeit, als Nachtwandlerin, wo die Nächte jetzt ſo kalt ſind —

Lodoiska hörte nicht. Sie ſchlug ihr großes ſchwarzes Auge gen Himmel, wo ein verhängter

Kronleuchter — überhaupt fürſtliche Einrichtung! Uebrigens merke ich erſt heute, daß ich Styl habe. Sie zerknitterte den Brief, ich balancirte auf meinem Stuhl, ſtand auf, ergriff ihre Hand, küſſe ſie — der Brief, den ich dicht vor mir hatte, ſtraf' mich Gott, roch nach double Extrait Héliotrope, Lieblingsodeur des Erbprinzen. Ich war ſehr verwirrt, ſchwöre aber auf ihre Unſchuld und habe mich außerordentlich gut amüſirt. Parole: Tilly vor Magdeburg.

Den 8. Februar.

Bei der Vermählung einige Beförderungen. Alle Gardeofficiere weißlederne Buchſen und hohe Stulpſtiefeln zum fürſtlichen Beilager. Täglich üb' ich mich, in Stulpſtiefeln zu gehen. Es iſt ſehr ſchwer. Parole: Honneur et fidelité. Das H in Honneur wird nicht ausgeſprochen.

Den 9. Februar.

Nur an Carriere gedacht. Ich habe Lodoiska vergeſſen wollen. Aber ſie iſt zum — NB. hier iſt Poeſie anzubringen. Die ganze Welt weiß, daß ich ſie beſucht habe. Bei der Parole allgemeine Rede davon. Dumme Wortwitze: Erbprinz und Prinzenerbe. Man verläumdet Lodoiska. Sie hat nie ein Verhältniß mit unſerm Chef gehabt. Ich wäre im Stande, meinen Handſchuh — Cavalierbrücke No. 7 findet man echte Pariſer von Tetot Rue de Jena No. 14. Parole: Waterloo.

Den 10. Februar.

Unſer alter Generalfeldzeugmeiſter iſt 96 Jahre alt geſtorben. Er hat ſechs Schimmel überlebt. Wir rücken alle um einen Grad vorwärts. Ich bin endlich enrolirt, nicht mehr überzählig. 23 Jahre und 96 Jahre! O, ich kann noch Marſchall werden. Lodoiska! Nächſtens Zauberflöte.

Lodoiska: die Königin der Nacht. Sie will ihren Abſchied nehmen. „Dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön!“ Mozart, Bellini, Donizetti, Dominante, Polacca, Cavatina. Ich leſe jetzt viel muſikaliſche Recenſionen, weil ich Lodoiska wieder beſuchen werde. Gute belletriſtiſche Blätter und Conditoreien bilden den künftigen — — — Parole: Generalfeldzeugmeiſter. Cito geſchrieben und mit Unterbrechung.

2.

Das Theatergebäude der Reſidenz hing mit dem Schloß zuſammen und war ſo übergroß, daß einige Stockwerke und Seitenflügel bewohnt ſein konnten. So kam es, daß Lodoiska, die Sängerin, im Theater ſelbſt wohnte. Durch einige Corridore gelangte man in eine Behauſung, die allerdings den impoſanten Eindruck machte, der den Verfaſſer der obigen Tagebuchnotizen ſo ſehr geblendet hatte. Um nicht mißverſtanden zu werden, ſagen wir nicht, daß die Einrichtung fürſtlich war. Aber was nur Comfort und Eleganz im Bunde vorausſetzen

und zaubern konnten, das alles fand ſich hier auf das geſchmackvollſte vereinigt. Teppiche, ſeidene Vorhänge, Gemälde, Girandolen, weniger zahlreich als ſinnreich angebracht. Eins paßte zum Andern. Von dem ſchreienden Luxus eines Novizen in der Gunſt des Geſchicks keine Spur. Das Glänzende ordnete ſich einem zarten Sinn für das Wohnliche und Bequeme unter. Nichts lauſchiger, als dies kleine Boudoir, mit dem ſauber geordneten Schreibtiſch gegen das Fenſter und zur Rechten eine Etagere, die koſtbare Moſaiken, Bronzearbeiten, zierliche Statuetten und elegante Papeterien bedeckten. Zur Rechten ein kleiner Muſikſaal, mit einem aufrecht ſtehenden Piano, in Geſtalt einer Lyra, die Fenſter hier ohne Vorhänge, die gemalten Wände ohne Tapeten, um die Reſonanz des Schalles, den Nachhall der Stimme und des Inſtruments nicht zu hindern. Und dies alles nur einzig bewohnt von Lodoiska.

Ueber den Urſprung dieſes Glanzes war nichts entſchieden. Die Stimme der Künſtlerin war einſt friſcher und metallener, als jetzt, wo man mehr ihre Kunſt, als ihren natürlichen Fond bewunderte. Sie hatte früher Reiſen gemacht, von denen ſie mehr Ruhm als Glücksgüter mitbrachte. Sie war bei Zeiten mit dieſem Ruhm in eine kleine Reſidenz gezogen, und erhielt ſich in ihm, da ſie klug war, ihn nicht mehr durch neue Reiſen auf die Probe zu ſtellen. Was ſie feſſelte, war ihr Glück; wer ihr dies Glück ſchuf, war ein Geheimniß.

Die Cavaliere des Landes galten für arm. Einige Banquiers waren reich, ohne daß ſie verſtanden, ihren Reichthum zu benutzen. Lodoiska erfreuete ſich eines Rufes, der mit ihrer äußern Exiſtenz im Widerſpruch ſtand. Man fand bei ihr Künſtler, Gelehrte, ältere Beamte, die ſich durch rege Theilnahme an der Bühne eine gewiſſe Jugendlichkeit erhielten. Der Ver-

kehr war ein öffentlicher und durchaus flüchtiger. Der Fürſt war ein alter Herr, der nie mehr ſein Zimmer verließ. Nur vom Erbprinzen Max wollte man behaupten, daß er an Lodoiska mehr als ihre Talente bewunderte.

Beweiſen ließ ſich nichts. Prinz Max war ein ritterlicher Held, von großer männlicher Schönheit. Er hatte ſeine Jünglingszeit auf Reiſen hingebracht und ſich in der That, was ſelten iſt, auf ihnen von den Merkwürdigkeiten der Länder und allem Wiſſenswerthen, das die fremden Zuſtände darboten, beſchäftigen laſſen. Zurückkehrend in ſeine künftigen Staaten nahm er an den Branchen der Regierung, die den meiſten perſönlichen Einfluß von obenher vorausſetzten, lebhaften Antheil, ſtand dem Kriegsweſen perſönlich vor und lebte ſeinem künftigen Berufe ſchon jetzt mit einem Ernſte, der ihn von allen rauſchenden Zerſtreuungen abzog. Prinz Max lebte auf den Umgang einiger wenigen

Freunde beſchränkt, und auch von dieſen konnte ſich Niemand rühmen, ſein gänzliches Vertrauen zu beſitzen. Den Frauen ſchien ſein Sinn abgewandt. Er hatte eine höfliche zuvorkommende Weiſe, die ihn immer im Umgang mit dem weiblichen Geſchlechte liebenswürdig erſcheinen ließ, ohne daß man je von ihm einen Uebergang zu innigern Verhältniſſen nachweiſen konnte. Man hätte ihn trotz ſeiner angenehmen Manieren eher für einen Weiberfeind erklären können.

Wie es möglich war, bei dem ſchroffgezeichneten, enthaltſamen Charakter des jungen Prinzen ihm doch eine Beziehung zu Lodoiska zuzuſchreiben, gehörte ebenſo ſehr zu den Räthſeln, wie Lodoiska's „Sort" ſelbſt. Von dieſem klugen, liebenswürdigen Mädchen ging nie, auch nur die leiſeſte Spur einer dahin zielenden Andeutung aus. In ihrem künſtleriſchen Berufe lebte ſie rein nur der Aufgabe, die ſie zu löſen hatte, ließ ihre Blicke nur dorthin ſchweifen,

wohin die Leidenſchaft des dargeſtellten Momentes ſie verwies und wich allen Indiscretionen mit einem Talente aus, das ihrem Herzen und ihrem Verſtande Ehre machte. Man behauptete nur, daß auf den Corridoren, die das Schloß, das Theater und die Wohnung Lodoiska's verbanden, oft eine dunkle vermummte Geſtalt geſehen würde, die die Schildwachen anzurufen keinen Muth hätten. Man wollte nur behaupten, daß der Prinz Max auf ſonderbare Art mit allen Vorkommniſſen des Theaters vertraut wäre und von der Intendanz ſelten Dinge erführe, die er nicht ſchon aus andern Quellen richtiger dargeſtellt erhalten hätte. Sahe man indeſſen wieder, wie wenig von dem jungen Fürſten dieſe wunderbare Allwiſſenheit zum Nachtheil der Künſtlerinnen, die mit Lodoiska rivaliſirten, benutzt wurde, ſo mußte man doch von der Vermuthung eines geheimen Zuſammenhan-

ges zwiſchen beiden wieder abkommen. Der Kammerdiener des Prinzen war ſein Milchbruder, ein felſenfeſter Charakter, den Einige für ſtumm hielten, weil er ſelten oder nie ſprach.

3.

Die Nothwendigkeit, daß Prinz Max sich endlich zu einer Heirath entschloß, lag in der Politik. Man fand, als das Gerücht von der bevorstehenden Vermählung des Erbprinzen mit der schönen und geistreichen Prinzessin eines befreundeten Hofes verlautete, zwei Dinge sehr auffallend; einmal, daß es in der That schien, als wenn Prinz Max seine Verlobte, die Prinzessin Jucunde, liebte, und dann, daß Lodoiska, statt darüber verstimmt, eher heiter schien, wenn anders eine gewisse Ausgelassenheit, ein gemacht scheinender Scherz, große Sorglosigkeit in ihren Aeußerungen, Zerstreutheit und aufgeregtes Wesen Heiterkeit genannt werden können.

Prinz Max hatte seine ihm bestimmte Braut als Kind gesehen. In der gewissen Voraussetzung, eine Convenienzehe schließen zu müssen, sah er eine entfaltete Jungfrau wieder. Ihr Wesen sprach ihn auch jetzt noch nicht an. Wie wenig Gelegenheit hat ein so hoch gestelltes Mädchen, sich in ihrem innersten Bedeuten frei zu entfalten! Zurückhaltung, so nothwendig von den Umständen geboten, erscheint bei Frauen ohnehin immerhin wie Beschränktheit. Große Proben sind ihnen nicht immer möglich. So ist schon das Geschick zu preisen, wenn es ihnen gelingt, bei geringfügigen Veranlassungen, fast unmerklich, aus dem Kreise des Gewöhnlichen herauszutreten und eine über sie schon abgeschlossene Rechnung oft mit einer einzigen Bemerkung, einem einzigen unerwarteten Charakterzuge umzuwerfen. Der Prinz war erfreut, seine Braut zuweilen Urtheile fällen zu hören, die ihn um so mehr überraschten, als sie mit

harmloſer Ruhe und ohne alle Prätenſion vorgetragen wurden. Er entdeckte kleine artige Talente an ihr und wurde zuletzt faſt überwältigt von einer Ueberraſchung, die er in den Orangeriehäuſern ſeines Schwiegervaters erlebte. Prinzeſſin Jucunde kannte die Bäume und Pflanzen wie ein Gelehrter, der zugleich Gärtner und Blumenmaler wäre. Sie entdeckte, ordnete, zog, malte die Blumen. Sie hatte es hier zu einer Verbindung zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft gebracht, die den Prinzen ſtaunen machte. Wenn ſchon die Männer, die jeden Stein zu benennen, jeden Grashalm in eine Gattung einreihen können, einen großen Vorſprung vor denen voraus haben, welche über die Natur nur in Abſtractionen leben, ſo mußte an einem ſo hoch geſtellten weiblichen Weſen, wie Jucunde, der Reiz, den dieſes Talent ausübte, ein doppelter geweſen ſein. Sie übernahm bei Spaziergängen, auf den Luſtſchlöſſern wie

in den Gärten ihres Vaters, ohne es zu wollen, die Rolle des Cicerone. Der kluge, verſtändige Sinn des Prinzen lauſchte der anſpruchsloſen Ausbreitung dieſer ſinnigen Kenntniſſe. Was ihn erſt befremdete, feſſelte ihn ſpäter, und von dieſem Punkte aus war es denn auch, daß Jucunde, die ihm erſt ſo intereſſelos erſchien, eine höhere Bedeutung gewann. Die liebenswürdige, immer heitere, immer lind und beſcheiden angeregte Prinzeſſin beherrſchte ihn, ehe er's ſich verſah.

Wie ungegründet nun auch die Vermuthungen über ein Verhältniß des Prinzen zu Lodoiska ſein mochten, ſo fehlte es doch nicht an ſcharfer Beobachtung der Stimmung, in der ſie die bevorſtehenden Vorgänge bei Hofe aufnehmen würde. Zuerſt wunderte man ſich, ſie auch in Nichts verändert zu finden. Dieſelbe Ruhe, diesſelbe kleine air von Protection, dieſelbe ſich unterordnende und ihr Innerſtes mas-

kirende äußere Pflichterfüllung. Je länger aber der Prinz ausblieb, deſto mehr glaubte man an ihr eine Unruhe zu entdecken, die ſich in der Form des Humors kundgab. Sie, die erſt dann gern lachte, wenn Andere Drolliges thaten, ſuchte jetzt ſelbſt die Munterkeit anzuſchüren. Man ſah ſie viel außer ihrer glänzenden Wohnung, die ſie ſonſt ſelten verließ. Man fand ihr Spiel, das immer etwas zu gemeſſen war, plötzlich degagirter, fand es aber auch natürlich, wenn plötzlich der Zettel ankündigte, ſie wäre heiſer, unpäßlich, krank. So dauerte es einige Wochen fort, und ein guter Menſchenkenner, der über ſie nach ſeiner Anſicht gefragt wurde, mochte wol Recht haben, ſich zu äußern: Sie kommt mir in ihrer plötzlichen Regſamkeit und Beweglichkeit vor, wie ein Schmetterling, der mit aufgeſchreckter Haſt die Flamme umflattert, in der er nur zu gewiß ſeinen Tod findet.

4.

Der Verlobung des Erbprinzen mit Prinzeſſin Jucunde folgte in wenig Wochen die Vermählung. Der Vater des fürſtlichen Bräutigams war ſonſt an einen ſtrengen Haushalt gewöhnt. Bei großen, in das Intereſſe ſeines Hauſes tief eingreifenden Veranlaſſungen jedoch hielt er mit ſeinen aufgehäuften Schätzen und Koſtbarkeiten nicht zurück. Alle Vorbereitungen zum Beilager ſeines Sohnes wurden in verſchwenderiſchen Umriſſen angelegt und das Ganze, wie dies nur zu oft geſchieht, mußte ſich mehr auf Glanz und Maſſe, als auf Geſchmack begründen.

Am Tage vor der Hochzeit ſollte in der Oper dem Publicum Gelegenheit gegeben werden, die künftige Landesherrin als Braut zu ſehen. Man hatte eine Feſtoper mit theuern Koſten aus Paris verſchrieben, mit Eifer einſtudirt und glänzend in Scene geſetzt; aber plötzlich erklärte ſich Lodoiska unfähig, darin mitzuwirken. Es fiel dies allgemein auf. Man ſah darin deutlich die Folgen einer Vorausſetzung, die an ſich ſelbſt ja ſo wenig feſten Halt hatte. Als man Prinz Max die Nachricht brachte und ihm die Urſache der Störung nannte, behauptete man, ſoll einen Augenblick ein düſterer Zug, wie man ihn ſonſt an ihm nicht kannte, über ſeine Stirn gefahren ſein. Prinzeſſin Jucunde, ſeine Braut, lächelte. Da man an dieſem Hofe, wie überall der Meinung iſt, daß man große Hoffeſte durch Schauſpiel nicht ſo würdig begeht, wie durch die Oper, ſo fragte man bei Lodoiska an, in welcher Oper ſie mit-

wirken wolle. Sie antwortete nach langem Beſinnen: In der Zauberflöte.

Wenn wir eben bemerkt haben, daß Jucunde lächelte, ſo ſoll dies mehr als die Beobachtung einer bloßen Zufälligkeit ſein. Sie lächelte, ſie ſah ſeitwärts zum großen Fenſter hinaus auf den belebten Schloßplatz. Prinz Max nicht minder gedankenvoll. Es iſt wohl nichts von Gerüchten ſo klein, nichts ſo geringfügig werthlos, was nicht den Hochgeſtellten durch Vertraute und nicht ſelten Unberufene mitgetheilt würde. Grade an die Ufer, wo ſich machtlos die Wellen brechen, ſtrömen ſie unaufhaltſamer an. Prinzeſſin Jucunde wußte alles, was man ſich über eine Beziehung des Prinzen zu Lodoiska geheimnißvoll in's Ohr raunte. Sie verzweifelte bei dem Gedanken, das Herz eines Mannes, den ſie liebte, mit einer Andern theilen zu müſſen. Sie ſprach von Lodoiska, der Prinz ſah zum Fenſter und trommelte auf die

Scheiben. Sie faßte ſich ein Herz und flüſterte, hinhauchend, beklommen, mit halb erſtickter Stimme die einzigen Worte: **On dit que le Prince la protège!** Der Prinz, blutroth, ſtieß kurz und heftig das Wort heraus: **Mensonge!** Jucunde erblaßte, denn dies Läugnen war für ſie ſchreckhaft. Sie fühlte, daß dies **Mensonge** nur heißen konnte: **La vérité!**

Sie war erſchüttert, ſie verzweifelte. Zum erſtenmale faßte es ſie mit unterwühlendem Schmerze. Ihr kluger Sinn ſagte ihr, daß ſie keine Anſprüche hätte auf die Vergangenheit ihres Verlobten. Ja ſelbſt das dauernde Verbleiben Lodoiska's in ihrer bisherigen Stellung zum Theater würde ſie nicht geſtört haben, wenn Max nur Wahrheit geſprochen hätte. Dies ſchnelle und in ſichtlicher Verlegenheit ausgeſprochene: Es iſt nicht wahr! machte ſie für ihre Zukunft zittern. „Hätt' er mir's geſtanden, hätt' er mich in die Tiefe ſeines Herzens blicken

laſſen!" Sie wußte, daß nur das todt iſt, was man begräbt. Sie ſah dieſe Liebe, die ihr ſo gewiß und ausgemacht ſchien, wieder aufwachen. Sie war von einem ahnungsvollen Blick in die Zukunft ſo ergriffen, daß ſie nur wenig Augenblicke in dem abendlichen Zirkel des Hofes verweilen konnte und unter bittern Schmerzen ſich zum Schlaf in ihre Kiſſen drückte.

Am folgenden Morgen war ſie beruhigter. Sie wollte nur ein offenes Geſtändniß, ſie wollte allein das wiſſen, was Niemand wußte, ſie wollte Wahrheit. Für das Andere und Zukünftige hatte ſie ja Liebe und Vertrauen! Am Abend war die Vorſtellung der Oper. Je näher die Stunde kam, deſto beklommener fühlte ſie ſich. Alles, was ſie von der Favorite ihres künftigen Gatten gehört hatte, trat jetzt in ſchreckhafter Deutlichkeit vor ihr Auge. Sie ſollte ſie ſehen, hören, dieſe verborgene, ſo räthſelhaft geheimgehaltene Leidenſchaft! Grade dies Geheim-

niß ſchien ihr ſo bedenklich; denn es bewies, wie ſehr ihn Lodoiska gefeſſelt haben mußte.

In dieſer Stimmung ſaß ſie an der Tafel. Es ſchlug ſechs. Um halb ſieben trat ſie an der Seite ihres Verlobten in die fürſtliche Loge des feſtlich erleuchteten Opernhauſes.

5.

„Ein ſchönes Paar."

„„Er ſcheint wirklich verliebt zu ſein.""

„Sie iſt ſehr ernſt."

„„Sie ſoll gelehrt ſein.""

„Sie ſchreibt ein Buch über Botanik."

„„Hübſche Toilette.""

„Wenn Lodoiska auftritt —"

„„Geben Sie Acht.""

„Mein Glas iſt ſcharf, ihre Miene ſoll mir nicht entgehen —"

„„Weſſen?""

„Der Prinzeſſin."

„„Ach, Schnack.""

„Was? Glauben Sie denn, daß ſie von etwas weiß?"

„„Oho.""

„Still, ſtill!"

Lodoiska ſang. Alle Gläſer auf die Prinzeſſin gerichtet. Ihre Miene zuckte. Es war ein furchtbarer Schmerz, der ihr Innerſtes durchwühlte. Sie ſah fort auf den vor ihr liegenden mit Goldbuchſtaben gedruckten Theaterzettel. Sie blickte, von unten auf, den Prinzen an. Seine Ruhe, ſeine Gleichgültigkeit, dieſe Affectation hätten ihr Thränen entlocken können. Es fiel ein Tropfen — grade auf den Namen: Lodoiska.

Wie ſehr der Prinz Jucunden ehrte, konnte man aus der ſinnigen Ausſchmückung der Corridore und der Vorgemächer der fürſtlichen Loge ſehen. Eine Reihe von Gemächern hatte ſich förmlich in eine Anpflanzung verwandelt. Die herrlichſten Blumen, die ſeltenſten Gewächſe verdeckten die Wände. Man wandelte durch Oran-

gerie, durch tauſend Blumen, die ihre Düfte entſtrömten, durch Rankengewächſe, die oft den Weg zu verſperren ſchienen. Rings um die Spiegel, die hier und da zum Widerſchein der Girandolen angebracht waren, zogen ſich die Kränze der Primula praenitens oder die bläulichen Glocken der Cobea scandens. Thyrſusartig hoben ſich aus dem Schaft der Aloe ihre blaßrothen Blüthen. Die Treppen auch der entfernten Räume waren mit Polyandern oder Magnolien geſchmückt. Dazwiſchen die Passiflora alata mit ihrem blauen Strahlenkranze, oder die ſcharlachrothen, gegen Alles grell abſtechenden Staubfäden der Calotamnus quadrifida, blaue Rhododendren, gelbe Azaleen, Hibiscus aller Arten — man glaubte ſich in einen Feentempel aus tauſend und einer Nacht verſetzt.

Den Preis aber von allen dieſen Wundern trug eine Grotte davon, die aus einem entfern-

testen Raume von magischen Lichtern geblendet herüberschimmerte. Hier war mehr als eine Blume, hier galt es eine Feierstunde der Schöpfung. Umgeben von einfachem grünen Rankgewächse stand in diesem dämmernden Raume jene wunderbare Pflanze Cactus grandiflorus, die Königin der Nacht. Grade in den Stunden, die eben angebrochen waren, sollte diese Zauberblume ihren Kelch eröffnen. Es war ein Schauspiel, das der Prinz seiner Braut zuletzt vorbehalten hatte. Schon duftete der Kelch seinen Wonnegeruch aus, schon regte sich geheimnißvoll die Blütenkrone, um schamhaft ihre weißen Blätter auseinander zu breiten. Die gelben Staubfäden trieben ihre zarte Hülle immer mehr und mehr, ein geheimnißvolles poetisches Leben rang nach Licht und Offenbarung. Dies Blühen war kein organisches Gesetz mehr, sich wiederholend in einem bestimmten Kreislauf der Zeit, sondern eine freie große That, ein

Entſchluß, eine bewußte göttliche Kraft. Alles an dem wunderbaren Baume ſchien zu leben. Selbſt der Schaft mit ſeinen ſtachlichten quadrirten Aeſten ſchien zu zittern. Ein Wonneſchauer bebte in dem ganzen Bau der Pflanze, der ſich in dieſem Augenblicke, wie bezaubert, mit ſeiner ſchönen, im Oſten heilig gehaltenen Blüte krönte.

Der Prinz hielt dieſe Feier geheim. Seine Braut ſollte von ihr überraſcht werden. Um jede Störung des geheimnißvollen Vorganges, jede Beſchädigung dieſer Blume zu verhindern, war ein Officier beordert, an ihr zu wachen. Es war Eugen von Zaſtrow.

6.

Man würde sehr Unrecht thun, wenn man aus den oben mitgetheilten Tagebuchnotizen schließen wollte, daß Lieutenant von Zastrow ein fat war. Er war nicht klüger und nicht beschränkter, als der größere Theil seiner Waffenbrüder. Nur was ihn ganz speciell in den Ruf eines Landjunkers gebracht hatte, war der Besuch bei Lodoiska. Dieser Besuch lag so ganz außer dem Bereich des Ueblichen und Hergebrachten, widersprach so auffallend der Stellung, die man dieser Künstlerin stillschweigend einräumte, daß man ihn auch nur mit Zastrow's Unkenntniß der Residenz-Geheimnisse entschuldigen konnte. Seit kurzem erst in Dienst getreten, faßte er

alles mit jener eigenen Miſchung von Dreiſtigkeit und Gutmüthigkeit an, die unſere jungen deutſchen Adeligen oft komiſcher erſcheinen läßt, als es ſich für Söhne des Mars zu geziemen ſcheint.

Dem Unmündigen lächelt aber immer das Glück. Zaſtrow hatte Lodoiska in einer Zeit beſucht, wo ſie grade Geſellſchaft, Zerſtreuung, Anhalt bedurfte. Sie gab ihm Aufträge, ließ ihn rapportiren, fragte ihn über die Neuigkeiten der Stadt aus. Ja, indem er für ihren Ruf ſtritt, zog man ihn auf, daß er durch ſie eine glänzende „Carriere" machen würde. Dies war ihm, wie er ſagte, von der ganzen deutſchen Sprache das liebſte Wort. Auch war ſeine militairiſche Haltung, ſeine Conduite, vortrefflich. Nur, um es gleich zu ſagen, von Botanik verſtand er nichts.

Mit wonnetrunkenem Blick hatte er Lodoiska erzählt, daß er am Vorabend der Vermählung

den Dienſt bei Ihren Hoheiten haben würde. Er ſprach mit Begeiſterung von den Vorbereitungen zu dem Empfang im Theater, von den ausgeleerten Gewächshäuſern, von ſeiner Galauniform, und ſtutzte, als ihm Lodoiska darauf erwiderte: Hüten Sie ſich vor den Elfen! Wie ſo? fragte er. Lodoiska ſagte, die Elfen wären Blumengeiſter, die aus den Kelchen der Pflanzen kämen und es ſchon manchem Sterblichen angethan hätten. Zaſtrow antwortete ganz verwirrt: „Ach ſo! Mythologie!“

Es ſchlug acht. Zaſtrow ſtand gedankenlos an dem Eingang der Niſche, die die Königin der Nacht barg. Er wußte nichts von Cactus grandiflorus, nichts von Piſtillen und Cryptogamen. Er ſeufzte nur vor ſich hin: „Verflucht ennüyant!“ Der Blumenduft hatte ihn faſt betäubt. Es war alles ſo einſam um ihn her, die poetiſchen Gewächſe ließen ihn ſo kalt, ſo leer, er beſaß die Phantaſie nicht, an ſie die

Wunder des Orients und der Tropenländer anzuknüpfen. Drinnen scholl die Musik, tönte der Gesang, scherzte der Humor. Niemand kam in die scheinbar verlassene Gegend. Er fühlte sich auf seinem Posten, dessen Bedeutung er nur in sofern kannte, daß Niemand hier etwas abpflücken sollte, vernachlässigt und sank in Betrachtungen über die Möglichkeit eines demnächst ausbrechenden Krieges oder einer schnellen Sterblichkeit unter seinen Vorgesetzten.

Plötzlich fielen Zastrow Lodoiska's Worte von Blumengeistern ein, und indem er noch über das Unvernünftige solcher Ansichten lächelte, hörte er es hinter den Palmen und den großen Feigenblättern, die die Wände bedeckten, gespenstisch rauschen. Dabei kicherte es neckisch und es war ihm, als riefe Jemand: pst! pst! Er sah sich um und entdeckte nichts, das Rauschen und Schlüpfen aber dauerte fort, bis sein Blick auf die dunkle Grotte fiel und er, zusammen-

ſchreckend, die Mythe von Blumengeiſtern, für ihn ängſtlich genug, beſtätigt fand. Aus dem rieſigen Cactus, dem die Königin der Nacht eben entblühete, ragte ein wunderbares Weib hervor in einem ſchwarzen langen Gewande und gleichfarbigem Schleier, dicht überſäet mit goldenen Sternen, das Haar aus dem Schleier herausquellend und niedergleitend in die grünen Aeſte des Stammes, die wunderbare Erſcheinung deutlich ſich herauslöſend aus dem Gezweige, ja wie es Zaſtrow ſchien, aus dem Kelch der eben ſich erſchließenden Blume ſelbſt. Von den Lichtern geblendet, ſeinen Sinnen nicht trauend, dringt von drinnen wie geiſterhaft der Jubelchor an ſein Ohr:

„Es lebe von Zaſtrow, von Zaſtrow ſoll leben — "

Ein Lachen — ein Dämmern vor ſeinen Augen — ein lautes Knicken von etwas, das gegen ausdrückliches Verbot von den Pflanzen

abgebrochen wird — ein Rauſchen — dazwiſchen der Elfen höhnendes Singen, der Triumphchor der Teufel:

„Es lebe von Zaſtrow, von Zaſtrow ſoll leben —"

Er blickte noch einmal nach dem Blumengeiſte, er ſah ihn nicht mehr; aber — Himmel! er trauete ſeinen Sinnen nicht — die wunderbare Cactus-Blüte war verſchwunden!

7.

Nach dem Chor:

„Es lebe Saraſtro! Saraſtro ſoll leben!“

(den Eugen von Zaſtrow auf ſich bezogen hatte) wollte nun endlich der Prinz ſeine Braut zu dem magiſchen Schauſpiel führen, mit welchem er ſie, die große Kennerin der Pflanzen, zu überraſchen gedachte. Eine gewiſſe Verlegenheit war ohne Zweifel den ganzen Abend über, wo er dem Publicum ſich mit ſeiner Wahl preis-gegeben hatte, an ihm ſichtbar geweſen. Jetzt, erlöſt von dieſer Pein, athmete er auf, bot ſeiner Braut den Arm und führte ſie durch die Blumengänge der Corridore und Vorzimmer der

fürſtlichen Loge, durch alle dieſe flimmernden und duftenden Zauber, die ſie jetzt erſt mit kundigem Auge näher prüfen ſollte. Eine Cortege von Hofdamen neben der Prinzeſſin, die Adjutanten und bedeutendſten Hofchargen im Gefolge des Prinzen.

Zaſtrow ſtand wie auf glühenden Kohlen. Die Verlegenheit um die abgebrochene Blume, auf der der Haupteffect der Ueberraſchung beruhen ſollte, trieb ihm den Angſtſchweiß auf die Stirn. Er bot einen beklagenswerthen Anblick dar. Je näher der Hof herankam, deſto höher ſtieg ſeine Angſt. Er hörte die Prinzeſſin ſchon in der Ferne laut ihre Freude äußern, er hörte den Prinzen von Blumen mit einer Theilnahme ſprechen, die er früher nur für Pferdeſchabracken gekannt hatte. Jetzt waren ſie bei den Oleandern, jetzt bei den Rhododendren, nun kamen die Cactus, Cactus simplex, Cactus quadratus, Cactus — Zaſtrow fühlte, daß in dieſem

Augenblick ſeine ganze militairiſche Laufbahn auf dem Spiele ſtand. Immer näher kam der Zug, immer drohender die Gefahr. Grand ciel, ertönte jetzt die Stimme der Prinzeſſin: grand ciel que vois-je! Cactus grandiflorus!

Was nun folgte, war Alles ein Moment. Der Prinz, der etwas kurzſichtig war, ſagte: Und blühend in dieſer Stunde! Die Prinzeſſin antwortete: Blühend? Wie? Der Prinz, näher tretend: Himmel! was iſt das! die Blume iſt abgebrochen! von Zaſtrow hielt ſich an einem Orangenbaum.

Der dienſtthuende Officier! — knirſchte der Prinz.

Von Zaſtrow! hieß es.

Wo iſt die Königin der Nacht?

Armer Zaſtrow! Konnte er jetzt vom Blumengeiſte ſprechen? Konnte er ſich auf die Elfen berufen? Auf der Zunge lag ihm etwas von überirdiſchen Mächten, Sternenſchleier, Pe-

tiscus' Mythologie, er ſtotterte: Ew. Durchlaucht, total unfähig —

Im höchſten Zorn fuhr der Prinz heraus: „Sie ſind, Sie ſind, Sie ſind — caſſirt!" Der Prinz zog ſeine Braut von dieſem Schauplatze frevelhafter Zerſtörung fort und lehnte ſich, erſchöpft im Uebermaß des Aergers über eine ihm verdorbene Ueberraſchung, an eine Karyatide, die ihn halten mußte.

„Eine ſolche Blume abzupflücken, die Königin der Nacht, eine Blüte von nur zwölf Stunden Dauer! Es iſt ein Sacrileg, ein Kirchenraub, Tempelſchändung. Entdeck' ich den Thäter, die Strafe ſoll exemplariſch ſein. Wer war's?"

Zaſtrow war verſtummt und zuckte halb ohnmächtig mit den Achſeln, Jucunde hatte nicht gehört, welche große Strafe der Prinz dem Thäter zuerkannte; ſinnend ſtand ſie und blickte mit ihren ſchönen Augen gen Himmel.

Mir iſt, ſagte ſie, als könnte die geraubte Blüte nicht weit ſein.

Wo, Jucunde?

Dort hinter den Palmen!

Man ſuchte und fand ſie nicht.

Sie muß nicht fern ſein; etwas weiter.

Wie wäre das —

Zu entdecken, ſehr leicht.

Die Pflanzenkennerin fuhr fort: Ein Duft, wie der, den die Königin der Nacht ausſtrömt, dieſes würzige Vanille-Arom, wäre unverkennbar aufzufinden. Man ſolle ihr folgen.

Sie drängte ſich hinter die Palmen. Hier fand ſich eine leis angelehnte Thür. Der Prinz, der ganze Hof drängte nach, mit Ausnahme des unglücklichen und aus allen ſeinen Himmeln geſtürzten, der Blumenmyſtik wegen unglücklichen von Zaſtrow. Die angelehnte Tapetenthüre führte in einen dunkeln Gang, der ſich um die Logen herumzog und in die Nähe der Garde-

robe des Theaters führte. Die Prinzeſſin ſtand zuweilen ſtill, beſann ſich und ſagte dann: Vorwärts, meine Botanik ſoll uns ſchon helfen, Prinz. Dieſer, nach der ihm angebornen Gutmüthigkeit, war ſchon milder geworden und ſchwieg. Ein Theil des Gefolges hielt es für angemeſſener, in dem dunkeln Gange mit dem Brautpaar nicht allein zu bleiben und hielt ſich zurück. Die Prinzeſſin ſchritt vorwärts.

Ein herrlicher Duft erfüllte den Raum. Es zog vor ihnen her wie eine Wolke aus dem Lande Yemen. Die Spur war ſo unfehlbar wie ein ſichtbarer Luftſtreifen, wie fliegender Sommer, der in der Abendſonne ſpielt. Erſt ſchien ſie auf die Bühne ſelbſt zu lenken. Die Prinzeſſin mußte die Sache nun von der ſcherzhaften Seite nehmen, ſie lachte und der Prinz fühlte, daß ſeine Aufwallung nachließ. Sie kamen aber von der Bühne und dem Theaterraume, wo das Erſcheinen der hohen Herrſchaf-

ten eine allgemeine Verwirrung hervorzubringen drohete, wieder ab; dem Prinzen ſchien jetzt die Spur verloren.

Nein, ſagte lachend die Prinzeſſin, nun ſind wir bald am Ziele. Ich muß meine botaniſche Ehre behaupten. Damit wies ſie hinüber in den dunkeln, von Schatten und Schweigen eingehüllten Flügel, in welchem man durch mehrere unbeſuchte Gänge nur zu Lodoiska's Wohnung gelangte. Die Cavaliere des Hofes ahnten etwas, das ſie nicht wiſſen ſollten, und blieben zurück. Jucunde hängte ſich an den Arm ihres Verlobten und zog den Sträubenden muthwillig weiter. Hier und da eine Schildwache, die verwundert das Gewehr präſentirte. Säulen, verfallene Treppen, ſpärliche Flammen unter großen ſchwarzgebrannten Lampenſchirmen, am Fußboden niedergefallener Gyps von den Stuckarbeiten der Decke. Der Prinz hielt an und ſagte: Es iſt genug. Keh-

ren wir um! Die Prinzeſſin aber zog ihn und bemerkte plötzlich: O welch ein Duft! Hier ſind wir am Ziele. Der Prinz erblaßte. Stumm wollte er ſie weiter führen. Jucunde behauptete ganz in der Nähe des Räubers zu ſein, ſah ſich ſcharf um und entdeckte eine überkalkte Wandthüre, die ſie öffnete. Dem Bräutigam vergingen die Sinne, er beſchwor ſie zu bleiben. Die Thüre führte eine kleine enge Treppe hinauf. Drei Schritte, ſagte ſie, ſo ſind wir am Ziele und haben den Dieb. Bleiben Sie zurück. Der Prinz blieb, unwillkürlich, wie angewurzelt. Jucunde ſtieg die Stufen hinauf, ſah ſich auf einem kleinen Flur, der zu einer gewöhnlichen häuslichen Einrichtung zu führen ſchien, ging weiter, ſah durch eine offene Thür einen Lichtſchimmer fallen, fühlte von dorther den Wohlgeruch der Blume duften, lehnte behutſam die Thüre zurück und ſtand in einem reizenden, von Dämmerlicht erhellten Gemache.

Auf einem Divan lag eine ſonderbar gekleidete Dame in ſchwarzen Gewändern, die abgepflückte herrliche Blüte vor ihr. Jucunde täuſchte ſich nicht. Lodoiska war die Räuberin.

8.

Arme Lodoiska! War die Stunde gekommen, die sie dir prophezeit hatten, wo der schöne Nachtfalter sich in die Flamme stürzen würde?

Sie lag in Thränen gebadet. Der Duft der Blume und die Macht der eignen Schmerzen hielten ihre Sinne gefangen. Sie sah nichts von dem, was sie umgab. Sie bemerkte nicht, daß eine hohe stolze Gestalt im festlichen Gewande (es hätte ja auch Pamina sein können, die sie rief) im Halbdunkel des Gemaches vor ihr stand und sie mit neugierigem und gerührtem Auge betrachtete. Sie lag hingestreckt auf den Divan, eingehüllt in ihre Sternengewänder,

das Haupt in die weiße ſchöne Hand geſtützt, vor ihr die Blüte, die ihre Entwurzelung noch nicht zu ahnen ſchien, zwei Königinnen der Nacht!

Und wie Jucunde ſo das ſtille Schauſpiel betrachtete, wie ihr Auge rings auf Gemälde, Statuen, auf Dinge fiel, die in geheimnißvoller Anſprache ſie zu grüßen ſchienen, wie alles umher ſie neckte und doch wieder ſie tröſtete, ſie anlachte und doch wieder ſie beruhigte, war es ihr klar, daß Lodoiſken einſt das Herz ihres Max gehört hatte, klar aber auch, daß die, die es jetzt beſaß, ſie ſelber war. Zürnen, ſtrafen konnte ſie nicht. Hatte ſie doch das Schickſal auf ſeinem zarteſten Wege hierher geführt, war es doch ein Engel der Blumen, deſſen Hand ſie hierher geleitet hatte!

Indem erwachte Lodoiſka aus ihren Träumen und ſchlug ihr großes ſchönes Auge auf. Sie ſah die Fremde, erhob ſich, erkannte ſie

und ſank beſinnungslos zu den Füßen der Prinzeſſin. Dieſe hob ſie milde auf, legte ihre Schleier zurück und begann mit ſanftem Tone: Ich ſuchte die Königin der Nacht.

Lodoiska lächelte ſchmerzlich, als wollte ſie ſagen, ſie wär's.

Jucunde erkannte den Irrthum und berichtigte ihn. Lodoiska erſchrak: Dies iſt dieſe koſtbare Blume, von der man ſo viel Wunder erzählt?

Jucunde hörte weniger auf das, was ſie ſagte, als auf ihren Ton, ihrer Stimme Ausdruck, auf das Athmen ihrer Bruſt. Sie dachte ſich ſtill: Warum ſollte ſie ihn nicht gefeſſelt haben?

Lodoiska geſtand mit bebender Stimme, daß ein unerklärlicher Reiz ſie getrieben hätte, dem Feſte von einer verborgenen Thüre zuzulauſchen. Sie wäre verſcheucht worden und hätte gedacht, wenigſtens eine Erinnerung wolle ſie ſich aus dieſen Blumen zur Eingangspforte zum künfti-

gen Glück der Prinzessin wählen. Diese Blume hätte sie sich gebrochen und wäre so behend entschlüpft, wie sie gekommen wäre.

Es lag in diesem Bekenntniß für Jucunde viel, ja alles. Sie schlug die Augen nieder, sie fühlte, was Lodoiska sagen wollte. Sie fühlte, daß das arme schöne Mädchen auf die Liebe des Prinzen ein Recht hatte, und mußte Lodoisken an ihr Herz drücken, um nicht zu wanken. Nur eine einzige Blüte hatte sie von dem Feste nehmen wollen, nur eine! Zur Erinnerung, zum symbolischen Zeichen ihres Anrechts an diesem Besitzthum!

So standen die beiden Frauen, Arm in Arm verschlungen, eine Weile. Dann aber ermannte sich Jucunde und mit einem Tone, der ernst, fast feierlich war, sprach sie:

Sie brachen eine Blüte und wußten nicht, daß es eine so kostbare war. Nach der Sage blühet diese Blume nur Einmal in hundert Jah-

ren. Lange Sorgen und des Gärtners treueſte Pflege gehen den wenigen Stunden voran, in denen die Menſchen zu erfreuen dieſer Wunderpflanze vergönnt iſt. So gehört ſie, wenn ſie ſich entfaltet, auch nicht einem Einzelnen, ſondern Allen. Nie kann ſie ein Geſchenk der Liebe oder Freundſchaft ſein, nie kann ſie, und wenn im ſchönſten Glaſe, an eines Einzelnen Fenſter ſtehen. Sie kommt zu Niemand. Wer ſie ſehen will, muß ſie ſuchen, in der Stunde der Nacht. Ihr Duft iſt nicht beſchränkt wie bei Veilchen und Roſe; er dehnt ſich aus, überwölbt Alles, athmet Allen! Sie iſt der Fürſt der Blumen. Sie darf geliebt werden, aber, da ſie Allen gehört, ſich nie verſchenken.

Lodoiska verſtand die ſinnige Allegorie, die auf die Blume und auf Max paßte, und ſank mit dem erſtickten Ausruf: Vergebung! zu den Füßen der klugen Prinzeſſin. Dieſe nahm die nun ſchon welkende Blüte von dem Divan,

drückte einen Kuß auf Lodoiskens Stirn, ſprach leiſe: Vergeben Sie mir, und rauſchte in ihren ſeidenen Gewändern über die Teppiche hin, die ihr Fuß nur ſchwebend zu berühren ſchien.

Die Zauberflöte wurde zu Ende geſpielt. Lodoiskens Arien blieben aus. Der Prinz hing ſtumm an dem Arme ſeiner Braut. Der Hof bewunderte die pflanzenkundige junge Fürſtin, als ſie die geraubte Trophäe zurückbrachte. Wo ſie die Blume gefunden, blieb Geheimniß. Um alle Erinnerung an das Ereigniß zu verwiſchen, wurde auch Zaſtrow in Gnaden wieder aufgenommen.

Der Prinz wollte Jucunden Erklärungen geben. Sie ſagte lächelnd: Sechs Wochen nach unſerer Vermählung! Man ſagt, ſie wären auch da noch nicht erfolgt, weil ſie nicht nöthig waren. Beide leben glücklich.

Lodoiska verließ die Reſidenz. Sie lebt am Rhein in einer ſchönen Villa im Schatten des

Niederwalds. Nur noch ein Jahr war ſie im Dienſte der Muſen geblieben, hatte in allen Partien, die ſie übernahm, geglänzt; am liebſten ſang ſie Mozart. In Don Giovanni lieber die Elvira, als Donna Anna, niemals aber mehr die Königin der Nacht.

III.

Winterphantaſieen.

Digitized by Google

1.

Nimm dieſe Denkblätter hin, wie ſie geboten worden! Laß ſie wie Athemzüge deine gedankenernſte Stirne umfächeln; laß ſie kniſtern, wie kleine blaue Flämmchen, die aus den elektriſchen Begegnungen unſerer Geiſter zucken! Wenn ich dir nahe, fühl' ich's mich anwehen. Ich höre deinen Fußtritt leiſe über die Teppiche rauſchen, ich höre den ſanften Gruß deines ſüßen Mundes und im Augenblick ſteh' ich umgewandelt vor deinem holden Blicke, neugeboren vor deinem holden Lächeln. Alle Laſt und Mühe des Tages fällt wie ein irdiſch Gewand von meiner Seele. Ich fühle mich jung, wie einſt; gut, wie einſt; unſterblich, wie einſt!

Laß ſie rauſchen und wogen, die Wellen der Zeit, können ſie uns erſchüttern? Laß ſie toben und raſen, die Stürme des Lebens, können ſie uns beugen? Am dunkeln Meere weht der Orkan die Rieſenflamme aus, die den verirrten Schiffern die Nähe der freundlichen Mutter Erde kündet: die kleine Leuchte, die in tiefſter Nacht uns ewig ſchimmern wird, kann nicht erlöſchen.

2.

Tritt hinaus mit mir auf den ſchneebedeckten Altan in die heilige Winternacht! Hülle dich in meinen Mantel, ſchmieg' dich an die klopfende Bruſt des Freundes mit dem Klopfen der deinen.

Sieh, wie die Sterne dort oben im dunkelblauen Meere ſchwimmen. Sie zittern, ſie winken, ſie fliehen, ſie ruhen — wer dieſe Ruhe fände der ewigen Geſtirne! Wer ſo durch die Bahnen der Welt in ſchönem Geſetze rauſchte, ſo majeſtätiſch ſchreitend, ſo unbeweglich bewegt, ſo groß in der Freiheit, ſo erhaben im Geſetz!

Schmiege dich feſter an mich! Was uns

fröſteln macht, iſt nicht der ſchneidende Zug des Oſtwindes. Was uns ſo kalt überläuft, iſt die Ferne, dort droben die Ferne — die Ferne!

3.

Der Schnee ſeufzt unter den eiſernen Radrändern der Wagen. Knirſchend ſchallt der Froſt zu uns herüber. Dunkle Geſtalten huſchen über die öden Plätze. Die Lichter flackern, wie beengt in ihrem glühenden Athmen vom Druck der zuſammengeſchnürten Atmoſphäre. Eine ungeheure Nebelwolke liegt wie eine Decke von weißem Flor über der Stadt.

Noch ſind die Sterne fern und wir müſſen athmen mit den Menſchen. Noch müſſen wir Liebe in den Schleier des Geheimniſſes hüllen. Noch unſer Unglück bergen vor Spott, unſer Glück vor Neid, unſere Wohlthaten vor dem

Undank. Noch müſſen wir athmen, wie das geängſtigte Inſekt unter den grauſamen Verſuchen des gelehrten Forſchers. Dank dir Welt für deine Freude, Dank euch Menſchen für eure Liebe! Hier, an meinem Herzen, hier ſind noch Stellen für eure Wunden, hier ſind noch Narben, die ihr aufritzen, in dieſem Buſen noch Hoffnungsſchimmer, die ihr ganz erlöſchen könnt! Füllet noch voller den Becher des Lebens mit dem Schierlingstranke eures Urtheils, voller bis an den Rand, daß er überſchäumt und ſelbſt die Klage in die Wirbel der Verzweiflung hinunterſpült! Gib, was du beſitzeſt, lieber ſelbſt, daß ſie dir's nicht rauben können! Gib deinen Stolz hin, ehe ſie ihn zermalmen, deinen Namen, ehe ſie ihn ſchänden, deine Thränen, ehe ſie ihrer ſpotten! Hoffe nichts und vielleicht überraſcht dich noch etwas! Zertrümmere deine Werke; vielleicht rührt dich ein Steinchen, daß dir der Zufall von ihnen wiederbringt. Sei

todt, damit du die polternden Erdſchollen nicht hörſt, die ſie ſchon auf den Sarg deines Lebens werfen!

Der Mantel reicht nicht aus für zwei. Und nicht wahr, es wird kalt an meinem Herzen?

Laß uns hineintreten!

4.

Kniſternd leuchtet es im Kamin, behagliche Wärme ſtrömt aus der zierlich gebauten Flammengrotte. Rothe Lichter hüpfen über die Ecken des dunklen Zimmers, dort und da hinſpringend, je nach dem Züngeln der Flamme. Da erleuchten ſie ein Bild, dort eine kleine weiße Statue, hier den Spiegel, dort die leere Wand. Nur dein Auge beſtreifen ſie nicht. Es iſt blitzender, als die Flamme.

So laß uns ſchweigen. Denn Worte ſagen nicht, was ich fühle.

Wird Schweigen einſt die Sprache der Engel ſein? Wenn die, die es einſt werden wol-

len, hienieden beiſammenſitzen, unter dem Glanz von Kerzen, der auf feſtliche Kleider fällt, wenn ſie von den eignen Tugenden und den fremden Laſtern reden, wenn ſie die Zeitung des Tages wiederkäuen und geiſtreiche Geſpräche zupfen in Geſellſchaften, die ſie Salons, Cirkel, Soiréen nennen, wenn ſie alle Sprühteufel ihres Witzes und ihrer Affectation losgelaſſen haben und plötzlich, wie verabredet, eine Erſchöpfung, eine Pauſe eintritt, wo man nichts, als einen klappernden Theelöffel hört, dann ſagen ſie: Ein Engel geht durch's Zimmer! Alſo werden wol die Engel ſchweigen.

Oder wenn ſie reden, ſo werden ſie eine Sprache haben für das, was wir nur in der Nähe der Liebe fühlen können. Sie werden mit einem einzigen Worte alles zuſammenfaſſen, was wir nur in ſchwerfälliger Aufeinanderfolge auszudrücken wiſſen. Sie werden das Wort zur Klangfigur nicht wie wir Menſchen von

Tönen, ſondern von Accorden machen. Wie kann ich ſagen, was ich alles nicht vereinzelt, ſondern verſchlungen, in ſüßer Umarmung, in ſeliger Umrankung der Ideen fühle? Es iſt Zagen, was mich, der Liebe gegenüber, bewegt, und im Zagen doch die ſeligſte Hoffnung, Freude und Schmerz; Zerſtören und Schaffen, Muth und Reue, Freude am Tod und höchſte, gipfelnde Erregung zum geſundeſten Leben. Die Sterne ziehen mich und laſſen mich. Schwebend zwiſchen Himmel und Erde, wo fühl' ich ſichern Stand?

Ich will mich kurz fassen. Meine neue Heimath, mein Vaterland, wählte man für Mich nicht gut. Nirgend, bei den Mächten, bei den Völkern, bei den Fürsten.

Niemand hat sich mehr von Mir, Meinen Ideen, Meinen Absichten, Mir Meinen Sie für die Mächte, für die Völker, für die Fürsten, für die gesammte Menschheit, für Europa, Constantinopel, Polen, Italien und Deutschland, gänzlich abgewendet, als Mein Vaterland, Mein Oesterreich. Meine Absichten, Meine Ideen, Meine Sie für die gesammte Menschheit, für die ganze Menschheit, Mein Oesterreich, Mein Vaterland, Mein Oesterreich, Mein Oesterreich, Mein Oesterreich

Mitte einen Altar, auf dem die Prieſter einem langgeſchenkelten, ſchlanken Apollo opferten. Die aufſteigende Rauchwolke beſchäftigte meine Phantaſie. Sie ſchien mir eine wirkliche zu ſein, ſo hoch verlor ſie ſich bis an den Kronenleuchter. Wie erſtaunt' ich, als die Muſik begann, dieſe Säulen, dieſe Prieſter, dieſer Apollo ſich um ſich ſelber wickelten und hinten eine ganz neue Welt aufging! Der Vorhang, der unſere Zeit verbirgt, iſt die Oeffentlichkeit des Tages, die Preſſe, die Lüge, — wie viele nehmen ſie für die Wahrheit!

Sieh ihn dir an, dieſen Vorhang, mit ſeinen gleißenden Farben, ſeinen verzerrten Arabesken, ſeinen bunten Fratzen, mit ſeinen geſchwänzten Menſchenleibern, menſchenähnlichen Affengeſichtern, ſeinen Sonnen von Goldſchaumpapier, ſeinen Sternen von Blech, dieſen Vorhang, bedeckt mit Kobolden und Meerkatzen! In der Mitte ſchwebt über die Fläche hin ein

langbeiniges, ausgemagertes Weib, das eine lange hölzerne Posaune zum Munde führt, die Fama des neunzehnten Jahrhunderts, eine Hekate, die abgefeimte Metze der Oeffentlichkeit. Ihr Gewand sind die Tagesblätter, zusammengeklebt mit dem Kleister einer neuerfundenen Zeitungssprache, für die man bald eigene Idiotica wird herausgeben müssen, sowie man Wörterbücher der Zigeuner- und Gaunersprache hat. Mit ihrem Haupte will die lange Gestalt zu den Sternen an und mit den Fersen schleift sie im Schmutz der Gassen. Was hinter diesem Vorhang rein und fleckenlos dasteht, hier vorne auf der großen Schandtafel „Oeffentlichkeit" weiß man von ihm nur Unreines. Was hinten für sich selber spricht, muß hier vorn sich erst durch Andere vertreten lassen. Was dort Tugend ist, ist hier Eitelkeit; was dort Genie, hier Anmaßung; was dort schon ewig lebt, wird hier bereits der Vergessenheit übergeben. Und doch,

welche gleißende Außenſeite! Wie viel Wahrheitsliebe, wie viel Unparteilichkeit wird hier verbraucht: wie groß weiß man ſich zu entfalten, wie erhabene Worte auf die Aushängeſchilder des Charlatanismus zu ſchreiben! Alle ſind ſie gerecht, alle duldſam; entrüſtet nur gegen das, was Entrüſtung verdiene! Es iſt ein Chaos, das viele verwirrt, manche überzeugt, alle betäubt.

Rolle auf, du lügneriſcher Vorhang, daß wir die Wahrheit ſehen!

6.

Wer in Neapel war, weiß, daß man aus dem Zorne des Veſuvs ſeine Suppe eſſen kann. Die geronnene und verhärtete Lava fügt ſich der bildenden Hand des Künſtlers zu Bechern und Tellern. So hängen wir die Erinnerungen an die Revolution an den Wänden unſerer Zimmer auf. Das achtzehnte Jahrhundert mit ſeinem blutigen Rechnungsabſchluß iſt zur Kinderklapper geworden. Wenn man Europa wie einen Topf am Küchenfeuer ſieden und wallen ſieht, wer möchte glauben, daß dieſem Welttheil einſt Vulkane heiß gemacht haben!

Seit zehn Jahren haben wir unſägliche Angſt ausgeſtanden. Wir fürchteten uns vor der Guil-

lotine von rechts, vor der Knute von links. Die Gefahr iſt vorüber. Die Klingen ſind nicht gezogen, nur die Federmeſſerklingen der Diplomatie. Die Diplomatie iſt eine heilige Kunſt. Talleyrand iſt unter den Segnungen eines Prieſters geſtorben!

O wie gönn' ich dir dieſen Frieden, Europa! Wie gönn' ich deinen Fluren grüne Saaten, deinen Bergen ſchwere Trauben, deinen Strömen bewimpelte Nachen! Wie gönn' ich dir Segen, Glück und Ruhe! Die Erſchütterungen des europäiſchen Staatenkörpers ſeit dreihundert Jahren ſind noch nicht verwunden, dieſe blutigen Aderläſſe noch nicht erſetzt, dieſe Wunden noch nicht vernarbt. Die Nacht des Mittelalters barg eine friedlichere Ruhe. Die Grauſamkeiten waren roher, aber gegen Einzelne gerichtet. Man kannte noch nicht dieſe Umwälzungen der Maſſe, dieſe Federſtriche, die mit einem einzigen Zuge die Willensfäden von Tau-

ſenden durchſchneiden; man kannte dieſe verheerenden Mordinſtrumente aus feigem Hinterhalt, die Kraft des Pulvers, noch nicht, man kannte noch nicht die fremden Welttheile, deren Bewohner wir in die Reihe der Thiere ſtellten und einen Begriff der Sklaverei erfanden, den nicht das Alterthum, nicht einmal der Orient kannte.

Je mehr Licht in die Nacht des Mittelalters fiel, deſto ungeſchlachter die Bewegungen des aus ſeinem Schlaf gerüttelten Rieſen. Wie wälzte ſich die Menſchheit auf dem Boden der Erde, als zum erſten Male die Spitzen der Berge ſich vergoldeten und der Hahn zu krähen anfing! Alle Nebel, die vor dreihundert Jahren von der Pforte zum Himmel wichen, ſchienen ſich herabzuſenken auf die Erde. Verdüſtert wurden die Pfade, blutig wurden die Spuren der aufgeklärten neuen Lehre, unverſöhnlicher die Leidenſchaften, erſchöpfender die Niederlagen, un-

ſicherer die Triumphe. So hat das Streben nach Licht und Recht das Band der Völker und Staaten Europas ſeit den Scheiterhaufen der Huß und Servet nur immer mehr verſengt, der ungeheuerſte Egoismus, in einer Geſtalt, wie ihn ſelbſt die Römerwelt nicht kannte, iſt das Princip der Geſchichte und der Politik geworden. Alle Striche Europas, alle Völker von Ehrgefühl und Namen ſind von den Anſtrengungen dieſer Vergangenheit erſchöpft. Die Ideen ſind geboren; wer möchte der gemarterten Mutter nicht den Frieden gönnen, der das Bedürfniß der Welt geworden iſt?

Friede, kühle lind die erhitzte Stirn der Kämpfenden! Friede, lächle ſonnenhell in die trüben Fluren! Friede, ſtreue das Füllhorn deiner goldenen Segnungen über die Menſchen nieder! Nah' uns mit Sonntagsglockengeläut, nah' uns mit Alpenreigen und füll' lind die Bruſt mit unausſprechlichem Heimweh nach beſ-

ſeren Landen! Friede, ziehe durch die Auen, wie ein Spielmann, am Hute die Feder, in der Laute frohe Lieder, erquickend die Müden, ermunternd die Schlummernden, ſingend von Gottes Herrlichkeit und von Luſt und Liebe!

7.

Europa bedarf des Friedens, aber es verſteht ihn nicht. Europa hat den Frieden, aber als ein Organ, nicht als einen Zweck. Weltweiſe träumten einſt von der Ewigkeit des Friedens, Dichter ſangen von der Ewigkeit des Streites. Der Krieg iſt der Vater aller Dinge, ſagten ſie; aber was der Vater erzeugt hat, hat die Mutter geboren. Die Mutter iſt der Friede, der dem Kinde die Milch der Liebe reicht und es wandeln lehrt am Lenkſeil guter Lehre.

Europa bedarf des Friedens, hat ihn und wird ihn haben. Wer einen Baumſtamm findet und hat den Mund zum Reden, der beſteige

ihn und predige: Halte feſt deine Krone, daß niemand dir ſie raube! Aber laß den Frieden deine Krone, nicht die Mütze ſein, die dir im Schlaf die Schläfe wärmt! Deine Krone, deine Herrlichkeit, deinen Tag, der dich zu Thaten weckt, nicht die Nacht, die deine Unthaten birgt! Denn beſſer wäre der Krieg, der uns zum Guten führt, als der Friede, der zum Böſen.

Warum lieſt du, König, wenn du vom Frieden hörſt, nur in dem Schuldbuch deiner Ahnen; warum lächelſt du, Staatsmann, wenn im fernſten Winkel Mexicos, in Syrien, in China das kleinſte Fort der Erde die Waffen ſtreckt und der Zündſtoff des Univerſums kaum noch länger leuchtet, als man bedarf, um ihn ohnmächtig im Winkel einer Zeitung verpraſſeln zu ſehen? Warum hüllſt du, Prieſter, bei dem Sonnenſchein des Zauberwortes: Friede, dich nur tiefer in die Kapuze und murmelſt dunkle Sprüche, als wenn du böſe Geiſter ſäheſt?

Warum trotzeſt du, Soldat? Warum wucherſt du, Kaufmann? Warum errichtet ihr euch alle im Uebermuth des Friedens güldene Kälber und betet an im Staube vor dem widerlichſten aller Götzen, vor dem Moloch des Eigennutzes?

Der Friede ſoll euch heiligen und er entweiht euch: er ſoll euch zähmen und er bewaffnet euch! Ihr ſchlafet, aber die Hand am Schwert: ihr bietet euch die Rechte, aber bewehrt mit eiſernem Handſchuh! Iſt der Krieg nicht beſſer als ein ſolcher Friede?

Europa bedarf des Friedens, weil ihm noch nicht eine einzige der großen Segnungen des ſeit drei Jahrhunderten freigewordenen Geiſtes unverkümmert zu Theil geworden. Wir hatten die Zeit der Märtyrer, aber noch nicht die Zeit der Glorie, wir hatten Lorbern, aber noch keine Palmen. Das Sonnenlicht der Freiheit hat erſt geblendet, noch nicht erhellt, noch weniger erwärmt. Drei Jahrhunderte ſind in die An-

nalen der Geſchichte mit Blut geſchrieben, damit die Welt freier, der Staat begründeter, die Idee reiner werde: jetzt iſt es Zeit, daß endlich die Welt frei, der Staat tief und die Idee rein iſt.

8.

Drei Parzen spinnen den Lebensfaden Europas.

Die erste, ein schwärmerisches Weib mit dunkelglühenden Augen, umflossen von katholischem Heiligenschein. Die zweite, majestätisch, lichtblond, blauen Auges, ernstsinnender Stirn. Die dritte, eine Reiterin, in enganschließender Amazonentracht, wild und sinnlich.

Europa trennt sich in das lateinische, germanische und slavische. Helden — Staatsmänner — Regenten. Republik — Constitutionalismus — Monarchie. Katholicismus — Protestantismus — griechische Kirche. Glaube und

Indifferentismus — Zweifel und Intoleranz — Theokratie und Formeldienſt.

Katholicismus und Slavismus — die beiden äußerſten Pole, die die entfernteſten ſcheinen und ſich wieder am nächſten berühren. Hier wie dort eine päpſtliche Suprematie, hier wie dort das Extrem des Unglaubens und der abſtracteſten Weltbildung. Beide Pole gleich kirchlich und gleich außerhalb der Religion. Das höchſte Prieſterthum mit der ungebundenſten Laienſchaft.

Katholicismus und Slavismus — im politiſchen Extrem Republik und Despotismus. Espartero und Paskewitſch — Arguelles und Herr von Cancrin — Barcelona und Archangel. Bei den Ruſſen wird das Weltliche zum Göttlichen erhoben, der Tſchako des Czaren zur Tiara des Hohenprieſters, ein Gebet des Kaiſers zum Opfer für ganz Rußland, — in Spanien löſen ſie das Göttliche in das Weltliche auf, ſchmelzen die

Kirchenglocken zu Kanonen, die Becken des Weihwaſſers zu Piaſtern für die Rothſchilde und die Aguados. Das Griechiſche ſcheint römiſch, das Römiſche iſt griechiſch geworden.

Das germaniſche Europa liegt mitten inne. Es will nicht die Republik, nicht die Monarchie; nicht den Zweifel, nicht den Glauben; nicht das Gemüth allein, nicht den Verſtand allein. Heut' iſt es poetiſch, morgen philoſophiſch. Es ergründet alles und begründet nichts. Es borgt mehr von der Geſchichte, als es der Geſchichte wiedergibt. Viel Vergangenheit, wenig Zukunft. Der Kampf der Ideen, wie er in England und Deutſchland durchgekämpft wird, iſt intereſſant im Einzelnen, ermüdend im Ganzen. Ewige Debatten, keine Reſultate. Groß in Schulſtuben, klein auf dem Markt des Lebens. Hätte das germaniſche Europa nicht das Genie der Erfindung, die Ausdauer im Gewerbe, den Fleiß im Ackerbau, die Emſigkeit im Han-

del, die Tugenden der Familie und die mittlere Temperatur des Klimas, die alle ſeine geiſtigen Thätigkeiten ſchärfer ſtachelt, als die Extreme ſüdlicher Glut und nordiſcher Kälte, — wir würden nicht die große Rolle verdienen, die wir wenigſtens auf dem Papiere ſpielen.

Sollen wir lernen von den beiden Principien, zwiſchen die wir eingekeilt ſind?

Den Gedanken haben wir. Lernen wir vom Norden den Willen und vom Süden die That.

9.

Der Geiſt des Tages! Wer kann ihn haſchen, den entſchlüpfenden Proteus? Wer kann ſagen: Hier iſt er! Und wiederum: Hier iſt er nicht! Wie dem „Zergliederer der Freuden" würd' er erſcheinen

„bald grau, bald grün,"

der Geiſt des Tages iſt ein Chamäleon.

Was iſt jetzt der Menſch? Im vorigen Jahrhundert brach er die Feſſeln der Erde und bezog ſich nur auf Gott. Ueber dem „Dunſtkreis" war ſeine Heimat. Jenſeitig war ſein Leben. Jetzt? Wir haben den Himmel zur Erde herabgezogen, haben Gott in den Blütenkelch des

Menſchen als den Duft, als die Seele unſeres edelſten Sinnens und Denkens, gebannt: Gott iſt kleiner geworden, aber der Menſch darum größer? Wo ſchlägt das Menſchliche in üppiger Pracht hervor? Wo ſind begeiſterte Seher, die uns mit ihren ſegnenden Armen hinaufziehen zu erhabeneren Welten? Wo wachſen Cedern auf unſern Sandbergen? Wo wallt es, glüht es; wo iſt der Jordan einer neuen Taufe?

Eine neue Philoſophie iſt gefunden, aber keine neue Religion. Denken lehrt man neu, wer lehrt uns fühlen? Oder fühlen wir richtig mit unſern alten Gemeinplätzen? Reichen die alten Hausregeln, reichen die hundertjährigen Kalenderwahrheiten des Herzens aus? Ach, daß da ein Kopernikus käme! Ein Weiſer, ein Dichter, ein Genie, zu dem wir hundert Anſätze haben, hundert flackernde Sternſchnuppen, ohne einen einzigen urgeiſtig und urweltlich feſten Strahlenkern. Ein Meſſias für die Herzen

fehlt, ein Gemüths-Luther, — für hundert Profeſſoren der Philoſophie nur einen einzigen Prediger der Philoſophie!

Wer es verſtünde, in die Seelen den Grundſtein einer unſichtbaren Kirche zu legen! Wer ſo Prieſter ſein könnte, ohne Talar, Vertrauter aller Menſchen ohne Beichtſtuhl, Redner ohne Kanzel! Wer nur ſo umwälzen, ſo ohne Blut, ſo mit dem Weihwaſſer der Thräne umwälzen könnte, wie Rouſſeau! Hunderte meinen es ſo gut, wie Jean Jacques, vielleicht beſſer, als der nur durch ein Paradoxon (die umgekehrte Preisfrage einer Akademie) zum Reformator gewordene philanthropiſche Miſanthrop. Aber die Offenbarung ſchweigt, der Weltgeiſt gibt das Zeichen nicht: im Buche der Geſchicke ſteht davon nichts auf dem Blatte des neunzehnten Jahrhunderts, wenigſtens auf dem ſeiner erſten Hälfte nichts.

Wem rollt denn die Erdkugel zu? Dem

Bild. I. Ungleiche Elemente, wenn sie in Bilde. II. In keine Bild. Einem Bilde. III. Einem Bilde. Ungleiche Elemente. IV. Einem Bilde. Einem Bilde. Einem Bilde. V. Einem Bilde. Einem Bilde. Einem Bilde

zerstörend mehr, aber auch nichts schaffend. Beauftragt vom Augenblick. Temporisirend. Aerzten gleich, die sich nur auf die Diagnose verstehen.

Die Volksredner? Schmeichler nach unten. Gemeinplätzler. Ohne Muth, von der Meinung derer abzuweichen, die die Toaste und Ständchen bringen. Sklaven einer feinsollenden Consequenz. Auch die Zeitungen sind Volksredner. Windfahnen.

Die Gebildeten? Froniker, die alles von zwei Seiten betrachten und auch für beide gleich triftige Gründe haben. Sittlich aus diätetischen Rücksichten. Erzogen durch die Literatur und doch die größten Feinde derselben. Eitel. „Ein Lessing thut uns noth," hört' ich einen Gebildeten ausrufen. Nach einer kleinen Weile fügte er murmelnd hinzu: „Wenn ich nur Zeit hätte!"

Die Masse? Strebend, lernbegierig, aber nicht aus Wahrheitsdrang, sondern aus Eifer-

ſucht. Der Communismus iſt nicht aus der Armuth entſtanden, ſondern aus dem Ehrgeiz. Die mangelnde Idealität unſers Jahrhunderts wird ſich an dem ſittlichen Zuſtand der Maſſe rächen. Die Armen leben auch geiſtig von der Luft. Sie horchen den geheimnißvollen Klängen. Es iſt das Zubrot ihrer Armuth und ihre Religion. Aber dieſe Luft iſt leer. Staatsmänner und Philoſophen, hängt Aeolsharfen aus!

10.

Woher und wohin?

Woher?

Aus der ewigen Nacht. Aus der Unterwelt, wo die Todtenkönige ſitzen mit goldenen Kronen und glühenden Sceptern. Aus den Schrecken der elementariſchen Welt über die geängſtigte, geiſtige Kreatur. Aus dem Chaos von Recht und Unrecht, von Gewalt und Furcht, von Thier und Menſch. Aus einer Geſchichte, wo die Menſchen zitterten vor den Würgengeln, die mit Skorpionen über die Länder fuhren und nach Laune, Willkür und Frevelmuth die Brüder peitſchten, bis auch über ſie wieder von Oſt oder Weſt, von Nord oder Süd ein mächtigerer

Dämon kam und mit ſeinen Greifenflügeln ſie zerſchmetterte. Von dorther, wo in ſtiller Kammer der Verfolgte ſeufzt, der Gerechte ſein Haupt auf die müde Hand ſtützt und zweifelnd in die graue Zukunft blickt; von dort, wo der Denker verzagt ſein Buch zuſammenſchlägt, daß die eiſernen Klammern dröhnen und ausruft: Bis hierher und nicht weiter! — Von den Schädelſtätten herab, wo die Gekreuzigten das Haupt auf die durchſtochenen Arme neigten, wo die Scheiterhaufen loderten, in denen die Märtyrer, Pſalmen ſingend, zu Aſche zerſtoben. Von den Katakomben her, wo die Tauſende modern, die ohne Urtheil, ohne Verhör geendet. Von den Richtſtätten, wo Themis in ihrer Blindheit nicht ſah, daß zu den Gewichten ihrer Schalen die Gewalt das eiſerne Schwert unzähliger Juſtizmorde legte.

Woher?

Nicht blos aus der Nacht, auch aus der

Dämmerung. Ja, aus jenem Zwielichte, wo Wahrheit und Lüge ineinander fließen, wo die festen Dinge schwankende Schatten werfen und die Phantasie sich anklammert an Wesenloses und nur Geträumtes. Ja, auch von jenen Thälern her, über die ein oft so täuschender Duft von Glückseligkeit gelagert scheint, und in denen es nur wohnlich ist dem hüpfenden Irrlicht, von jenen Gegenden, über welche scheinbar segenspendende Hände streifen, Hände, die da geben, ohne zu wissen wem, die das Gute wollen, ohne das Bessere zu kennen, Hände, die die Staaten lenken, wie Väter die Familien, ohne zu wissen, daß die mündigen Söhne nach Freiheit dürsten. Ja, noch mehr, auch von dem Dämmerfluge der Minervaeule selbst, von jener Philosophie, die uns die Menschen in todte Begriffe, die Staaten in Pflanzen verwandelt, wie sie in dieser Unform kein Eden und kein Herbarium aufzuweisen hat. Von jener Philosophie,

die ſelbſt mit ihrer trüben Oellampe einer Politik den Weg weiſen will, die auch ohne ſie mit ihren grauen Augen im Dunkeln zum Ziel zu kommen glaubt. Von einer Zeit her, wo des Großen, Herrlichen, Uebermenſchlichen unvergeßlich viel geſchehen, nichts aber oder nur Scheiterndes für den Menſchen ſelbſt, wie er daſteht in ſeiner unmittelbaren Beziehung zu Gott und zur Natur.

Und nun wohin?

Ins Licht, in ewige Klarheit, in Sonnennähe. In Rechte, die Niemanden ausſchließen, in Freiheiten, die Allen gehören. In gleiche Vertheilung der Arbeit, und gleichen Genuß der Ernte. In einen neuen großen Anfang der Geſchichte, die von der Vergangenheit nur behält, was die Zukunft belehren kann, in neue Strömungen des Geiſtes, neue Bahnen der Sitte, in Schöpfungen die, wie die erſte aus dem Nichts, ſo jetzt aus dem All hervorgehen.

In Staaten, wo man das „verſchönernde Erz der Jahrhunderte" nur an den Formen duldet, welche in ihrer Grundmaſſe nicht, wie einſt das corinthiſche Erz, zuſammengefloſſen iſt aus Zerſtörung, Eroberung, Flammenwuth. In Staaten, die ihr Heil nur darin finden, daß in ihnen der Menſch frei hervortritt, in der Urſchöne ſeines Geiſtes, ſelbſt da hervortritt, wo Unverſtand und an der Scholle klebende Trägheit das Bedürfniß der Freiheit nicht zu empfinden ſcheinen. Wer ſagt euch, daß die Staaten, die beſtehen, um ihrer ſelbſt willen da ſind? Und wenn ſie zuſammenſänken, dieſe Mauern, die dem Zahne der Zeit zu trotzen ſcheinen, wenn ſie brächen, dieſe Improviſationen irgend eines Herrſchers, was liegt dem freien Menſchen daran, der ſchon ſeinen Bruder wieder erkennen, ſchon ſeinen Freund wieder umarmen und die Kette einer neuen geſellſchaftlichen Ordnung ſchließen würde — auch ohne Euch!

Wohin?

Nicht in das Land der Wahrheit, nicht in Fabeln, nicht in Träume. Aber in das Land des Glaubens, der Begeiſterung, der Hingebung. Es glätte ſich die ſpöttiſch gefurchte Miene des Zweiflers, es ſinke die Nebelkappe des trügeriſchen Dialektikers; ſelbſt eine Wolke umarmt, ſtatt des Ideals, iſt Götterumarmung, wenn die Täuſchung beſchienen war vom roſigen Licht der Sonne.

Ja, wohin?

In Experimente, wenn unter der Retorte des Staatsphyſikers nur kein lebendig pulſirendes Menſchenherz zuckt! Zähe iſt der Geiſt des Einzelnen, bildſam der Geiſt der Maſſe. Die Geſchichte iſt eine Wanderung der Menſchheit. Glaubt ihr, daß ſie zurückkehren wolle in ihre alten verlaſſenen Wohnungen; der Hirte mit ſeinen Heerden auf die abgegraſten Weideplätze der Vergangenheit, der Ackersmann auf Fluren,

welche von ſtürzenden Trümmern und zerbröckeltem Geſtein bedeckt ſind? Nur Greiſe und Kinder träumen von dem, was ſie erlebten oder wovon ihnen die Sage erzählt. Der Jüngling, der ſtrebende Mann hält nervig den Pilgerſtab in der Hand und ſchreitet vorwärts in neue Zeit, in neues Land. Wo jene tagt, wo dieſes liegt, wer wüßte die Stunde zu nennen, wer die Grenze zu bezeichnen? Wiſſen wir nicht wohin, wiſſen wir doch woher. Irrend, pilgernd, wallfahrtend kann die Menſchheit ſich wol betreten auf einem Punkt, den ſie ſchon kennt, auf einem Ort, wo ſie einſt ſchon lebte, einem Irrthum, für den ſie einſt ſchon blutete, ſie erſchrickt aber und wendet ſich um, in andere Richtung und hinge ſie noch ſo dicht von grauen Nebeln umſchleiert. Wir wiſſen nicht wohin? aber, Heil uns, wir wiſſen wenigſtens woher?

IIII.

Zerſtreute Blätter über Zeiterſcheinungen.

Digitized by Google

1.

Tzschoppe.

Ein Beitrag zur Seelenkunde.

Nicht von Jean Paul's unsterblichem Schoppe soll dies Blättchen reden, sondern von dem verstorbenen Herrn von Tschoppe, weiland königl. preußischem Oberregierungsrathe und wirklichem Präsidenten des Obercensurcollegiums in Berlin.

Ob wol die Leser ein Gefühl verstehen werden, das ich ihnen beschreiben will?

Wandelnd im Lichte seiner Gedanken, sich anschmiegend an Gott und das göttliche Leben der Geschichte, still bewegt vom Drang des in-

nerſten Herzens und frei geworden in ſich, frei vom feſſelnden Buchſtaben des Geſetzes, frei von den trüben Beklemmungen des irdiſchen Dunſtkreiſes, demüthigt plötzlich unſern Stolz, entmuthigt unſern Glauben die kläglichſte Anforderung des irdiſchen Daſeins. Einem Schmetterlinge nachjagend, verirren wir uns in einen Blumenhag, aus dem uns ein Büttel hinausweiſt. Auf der Landſtraße ſchlendernd und ſtill für uns mit dem Weltgeiſt redend, fährt uns barſch die Wegepolizei mit einem Verlangen nach unſerm Paſſe an. Die redlichſten Wünſche werden verdächtigt, die Keime und Blüten des in uns wachſenden Dranges nach geiſtiger Bewährung werden mit roher Hand abgeknickt. Man kann von den Citronen und Orangen Italiens ſchwärmen, von Roms Größe und Neapels Schönheiten, und die Polizei unterſagt Dir, hinzureiſen. Man nennt das die Civiliſation und die moderne geſittete Geſellſchaft.

Mit Gefühlen dieſer Art hab' ich mehre Male in der Behrenſtraße zu Berlin vor dem Caſinogebäude, wo Herr von Tzſchoppe wohnte, geſtanden. Die Umſtände machten es mir zur unumgänglichen Bedingung, wenn ich in Berlin unangefochten bleiben wollte, den Chef des geſammten allgemein literariſchen Verdächtigungsweſens zu beſuchen. Wehmüthig ſchlenderte ich unter den Linden, um mir den Muth zu holen, bei Herrn von Tzſchoppe einzutreten. Es empörten ſich meine heiligſten Empfindungen gegen dieſe klägliche und demüthigende Begrüßung, ich lächelte die Rebellen meines Herzens fort, bat Gott, ſich die Leiden freier Seelen in ſeinem Buche der ewigen Ausgleichung aufzuſchreiben und trat die Stiegen hinauf zu dem allmächtigen Polizeiwart der Literatur, von dem jetzt die preußiſchen Blätter ſelbſt eingeſtehen, daß er ſich in Wahnſinn aufgelöſt hat, in Wahnſinn geſtorben iſt.

Ich mußte Herrn von Tzſchoppe zweimal ſehen. Das erſte Mal war er ſo eben geadelt worden. Es iſt dies jetzt ſechs Jahre her. Das zweite Mal ſtand er auf dem Zenith ſeines Glückes und war ſchon im Sinken begriffen. Es war dies kurz vor dem Tode Friedrich Wilhelms III.

Herr von Tzſchoppe war ein kleiner, noch jugendlicher Mann, Blondkopf, mit angenehmem Aeußern. Er ſprach viel und lebhaft. Sein Dialekt gehörte der ſchleſiſch-ſächſiſchen Miſchung an, er ſprach, wie man in der Niederlauſitz ſpricht, mehr ſingend als ſprechend. Weit entfernt, die Gegenſtände zu berühren, wegen deren man ihn beſuchte, ſprang er auf hundert entfernt liegende Dinge über. Statt mich über die Bedrängniſſe, die man meiner literariſchen Thätigkeit ſetzte, zu beruhigen, ſprach er von Norwegen und den Romanen Henrik Steffens, die ihm misfielen. Von Steffens

ſprang er auf Bernadotte, von Bernadotte auf den bremer Wallfiſchfang über, und entließ mich mit dem Gefühl, mich in dieſer Art von einem höchſt geiſtreichen, ſchlauen und durchtriebenen Kopfe — myſtificirt zu ſehen. Der Erfolg bewies aber, daß das, was ich für Witz gehalten hatte, ſchon die Anfänge der Geiſtesſchwäche waren.

Beim zweiten Beſuche hätt' ich ſeine Krankheit vorausſagen können. Herr von Tzſchoppe ſchien mir liebenswürdiger geworden, aber es iſt ſchlimm, wenn man dazu erſt wahnſinnig werden muß. Statt mit mir über die fortgeſetzten Bedrückungen der Preſſe zu reden, führte mich Herr von Tzſchoppe in ſeine Bibliothek, zog eine hebräiſche Bibel hervor und ſagte: „Sie müſſen mir das Zeugniß geben, daß ich gebildet bin; denn ich kann ſogar hebräiſch!" Dabei beſtieg er eine Leiter und kletterte an einen Bücherſchrank hinauf, aus welchem er ein altes

Heft vergilbter Papiere holte, die er mir mit großer Emphaſe und den Worten überreichte: „Sehen Sie da, hier haben Sie meine hebräiſchen Präparationen.“ Nicht genug, mich auf ſo komiſche Art mit den Anfängen ſeiner Bildung bekannt gemacht zu haben, rühmte er die Gelehrſamkeit ſeines Vaters, eines Senators in der lauſitziſchen Stadt Görlitz, und zeigte mir eine zahlloſe Menge von Handſchriften, die ſich alle auf die Geſchichte von Görlitz bezogen. Der arme, ſchon ſchwache Mann hatte die Abſicht, Geſchichtſchreiber von Görlitz zu werden. Kaum hatte er dieſen Gegenſtand erſchöpft, ſo trieb ihn eine ängſtliche Haſt, wieder in ein anderes Gebiet der Mittheilung überzuſpringen. Er führte mich von Schrank zu Schrank, um mir ſeine koſtbaren Ausgaben alter Claſſiker zu zeigen. Beſonders verweilte er bei Gloſſarien, Wörterbüchern, großen Sammelwerken, und knüpfte an jeden dieſer Folianten die kurioſeſten

Details aus ſeiner Studienzeit. Endlich ſchien ihn wieder ein Vernichtungsgedanke zu überkommen. Es fiel ihm ſeine inquiſitoriſche Stellung ein, und mit einer Miene, die mir Angſt machte, fragte er: „Wiſſen Sie, wie Alba ausgeſehen hat?“ Ich erfuhr, daß Alba ſein Held war. Er ſtieg wieder die Leiter hinauf und holte mir einen alten Holzſchnitt, der das bekannte Portrait des niederländiſchen Würgers wiedergab. „Welche Größe in dieſen Zügen!“ Herr von Tzſchoppe verlor ſich in die tiefſte und andächtigſte Betrachtung ſeines hiſtoriſch-politiſchen Ideals. Endlich, um mir noch zum Schluß einen Begriff von ſeiner großen Allmacht zu geben, zeigte er auf eine geſchloſſene Mappe, die ſo eben ein Kanzleibote gebracht hatte. „Wiſſen Sie, was hierin enthalten iſt?“ Schon ganz erſchöpft von dieſer ſonderbarſten aller Audienzen, ſchwieg ich mit leidender Erwartung. Der neue Bücher-Alba öffnete und zeigte mir

eine Liſte aller der Perſonen, die den Abend vorher unentgeldlich im königlichen Theater geweſen waren. Obgleich dieſe Liſte wol nur zur finanziellen Controle angefertigt war, ſo wehte es mich doch ganz ſchauerlich und geheimpolizeilich an: ich dachte an die Schickſalsfäden der Inquiſition und die dunkeln, verhängnißvollen Regiſter der Santa casa. Mit der chararakteriſtiſchen Bemerkung: „Ich war es, der Profeſſor Raupach als Theaterdichter angeſtellt hat!“ entließ mich Herr von Tzſchoppe. Ich wußte nicht, was dieſe Bemerkung ſollte, verſtand die ganze Audienz nicht und war innerlich ſo vernichtet und gekränkt, daß ich nach dieſer verkehrten, liebloſen Unterhaltung über den Lauf der Welt, über Erdenloos und Menſchenſchickſal, über mein eignes Daſein, über Himmel und Erde hätte verzweifeln mögen.

Ich theile dieſe Charakterzüge nicht der bloßen Curioſität wegen mit. Ich frage: wie war

es möglich, einen Mann, der ſo unverkennbare Spuren von Wahnwitz verrieth, über das geiſtige Leben und den geiſtigen Tod von Dichtern und Publiciſten entſcheiden zu laſſen? Ich frage, da zwei Dinge entſchieden ſind, einmal der Wahnſinn dieſes armen Mannes und zweitens die unumſchränkte Herrſchaft, die er zehn Jahre lang über die preußiſche Preßgeſetzgebung ausübte, ich frage: ob diejenigen Autoren, die durch Herrn von Tzſchoppe gekränkt wurden, nicht die gerechteſten Anſprüche auf eine ehrenvolle Genugthuung haben? Es iſt viel für die Preſſe geſchehen, aber noch nicht alles.

2.

Eine Pauſe.

1842.

Biſt du endlich erſchöpft, ſchwärmendes Vaterland, von deinen Feſten und goldnen Jubeltagen? Haſt du endlich die Kränze aus deinen Locken genommen, Germania, und die feſtlichen Kleider in die Tempel gehängt bis zur Jahrhundertwende? Sind ſie endlich ausgeraſt die Träume des Entzückens, die Träume der Größe und jene ſchwindelnden Phantaſien, zu welchen die Könige die einlöſende Kraft ihrer Worte liehen? Iſt es nun Arbeitstag wieder, Wochen-

ordnung und Werkeltag? Wir haben viel gefeiert, wir werden viel arbeiten müſſen.

Es iſt ein eignes Gefühl, den Schauplatz einer großen Handlung ſehen, einen Tag, nachdem ſie vorüber iſt. Wie feierlich dieſes Schweigen, wie beklemmend dieſe Ruhe! Noch hallen in den feſtlichen Räumen die großen Worte und man ſieht ſich um nach den großen Thaten. Man erholt ſich noch. Noch läßt man das Gerüſt eine Weile ſtehen. Man zeigt den Sockel, wo jener Redner geſtanden, man zeigt die Bundesfahne, unter deren Schatten man ſich umarmt hatte. Es iſt eine Pauſe, zwiſchen dem Wort und der That, eine Pauſe zwiſchen dem Verſprechen und der Erfüllung, dem Beginn und der Vollendung. Auch dieſe Pauſe iſt heilig. Wer wollte ſie entweihen?

Ich war in Mainz, einen Tag nach dem letzten Feſte der Naturkundigen. Sie waren zerſtoben nach allen Windrichtungen. Der ge-

waltige Raum der Fruchthalle, wo ſie geredet, gegeſſen, geſungen, getanzt hatten, noch glatt parkettirt; die Fahnen und Wimpel, die Wappen der Fürſten und Wahrzeichen der Städte noch alle bunt an den Wänden, und in dem großen Raume noch hin und herwispernd viel tauſend jauchzende Grüße und Worte der anſchmiegſamſten Behaglichkeit.

Ich war in Cöln, einige Wochen nach der Domrede. Ich ſah die Ufer des Rheins vom Stolzenfels bis Cöln noch betäubt von den Tauſenden der geſprochenen Alaafs, die Felſen noch geſchwärzt vom Dampf der Pechkränze und rieſenhohen Feuerbecken. Am Dome hofft' ich nun ein großes Regen und Weben zu finden, etwa wie man eine Feſtung zaubert, wo Tauſende graben, hämmern, ſchütten, bauen. Man arbeitete um den Dom, aber mit Gemächlichkeit. Man wird ſich Zeit nehmen. Man wird mit dem Ende des Jahrhunderts noch fertig

werden. Vorn an der Fronte zählt' ich 5, ſchreibe fünf Steinmetzen, hinten aber und zur Seite waren ihrer mehre. Nach dem Dombaufeſte hätte man glauben ſollen, das würde ein Summen um den Krahn ſein, wie von einem Bienenſchwarm; aber nur da und dort niſtete ein Arbeiter und meißelte ſtill für ſich an der Nationaleinheit fort. Es wird eine Pracht ſein, wenn der Dom vollendet iſt. Man zwirnt ihn fertig, es iſt ja eine architektoniſche Spitzenarbeit.

Ich bin in Hamburg, Monate nach dem Brande. O das iſt eine furchtbare Pauſe! Wie hab' ich dich verlaſſen, wie ſeh' ich dich wieder, du arme Hanſaſtadt! Was früher in Hamburg Vorſtadt war, iſt die City und die City iſt die Vorſtadt geworden. Was früher eine ſo enge, unwegſame, winklichte und doch ſtolze Wirklichkeit war, iſt jetzt eine windige, luftige Sage. So entſtehen die Mythen. Wo der Verſtand

mit ſeinen Löſchanſtalten und Brandkaſſen aufhört, da fängt die Dichtung an. Aber dieſe Ruinen ſind eine Threnodie, es iſt eine Elegie, mit Thränen als Endreimen. Ich finde noch die Straßen. Wie hell jener dunkle Platz, wo du einſt mit einem Freund geſeſſen! Eine Trümmerhaide, die der Wind beſtreicht und uns fröſteln macht, fröſteln vor Zugluft und Wehmuth. Nichts iſt erhalten, als zu den Häuſern, die fehlen, die Stiegen, die ſonſt zu ihnen führten. Dieſe ſteinernen Vlieſen ſind nicht geſchmolzen mit den Eiſenklammern, die ſie zuſammenhielten. Die wohlbekannte Stiege, die hier zu deinem Beruf, dort zu einem traulichen Abend führte, ſonſt iſt nichts mehr da. Dort ſtand ein Haus, das ich zwei Jahre in Freud' und Leid bewohnte! Ein Gärtchen lehnte ſich daran, ein hoher Lindenbaum beſchattete das kleine Arbeitszimmer. Der Lindenbaum, das Gärtchen, das

Haus ſind hin, und ſo hin, daß man ſuchen muß, wie ſie einſt können geweſen ſein.

Es gibt zwei Arten von Schriftſtellern. Solche, die vor den Ereigniſſen kommen, und ſolche, die nach ihnen. Die Einen ſind Vorreden, die Andern Regiſter. Die Vorreden prahlen und verſprechen oft mehr, als die Regiſter halten. Die Maſſe läuft den Vorreden nach und kommt ſelten über ſie hinaus. Die Regiſter, oft ſo nützlich, ſind unpopulär.

Wo man jetzt hinblickt, ſieht man Vorredenliteratur. Das ereifert ſich, das lärmt, das jubelt! Alle Zeitungen ſind voll von Schlagworten, die überall den wohlfeilſten Effect hervorbringen. Am Pregel ſingt man vom Rhein und in der Schweiz machen ſie Oden auf eine deutſche Flotte. Die Vorredenpubliciſtik bechert und trinkt am Mozartfeſte in Salzburg, am Walhallatage in Regensburg, in Mainz, in Frankfurt, in Carlsruhe, am Zollcongreß in Stuttgart, in Cöln

beim Domfeſt. Wo iſt jetzt ein Winkel, wo eine deutſche Zeitung, in der Deutſchland nicht frei, groß und einig wäre?

Ihr armen Regiſterpoeten! Ihr kommt nach Mainz, wenn die Tafel abgedeckt iſt, nach Cöln, wenn die Alaafs verklungen ſind, nach Hamburg, wenn nicht die Flammen mehr in glühender Rede für ein neues Leben zeugen, ſondern nur noch die todten Steine — ſchweigen. Verurtheilt uns! Aber dürfen wir denn nun jetzt endlich, da es zum Winter geht, ſchüchtern hervortreten und fragen: Sind die Feſte vorüber, ſind die Phantaſien verträumt, ſchweigen die großen Feiertagsglocken endlich und rufen ſtatt ihrer die kleinen Alltagsglöckchen zur Arbeit? Iſt endlich der Montag da mit ſeiner Erfüllung der großen Sonntagsverſprechungen? Rührt ſich nun alles und tummelt ſich, Euren ſchönen Glauben wahr zu machen, eure heiße Liebe zu bethätigen, eure

ſüße Hoffnung glorreich zu erfüllen? Klingt das Eiſen und der Hammer da, wo früher der Becher geklungen? Und folgen auf die großen Worte nun die großen Thaten?

3.

Ueber Partei und Parteifähigkeit der Deutschen.

Frei zu sein ist eine Tugend, zur Partei zu gehören, eine Kunst. Kennen wir diese Kunst? Ueben wir sie? Worin würde sie bestehen müssen? Die Partei will siegen und zum Siege bedarf sie Kraft. Kraft aber ist nur da, wo Einheit ist. Die Partei darf ein mildes Urtheil gegen die Fremden, sie muß es gegen die Ihrigen haben. Sie muß nach Verallgemeinerung streben, sie muß desindividualisiren, d. h. die Individuen dadurch aufheben, daß sie ihnen die

vollſte Freiheit läßt. Partei machen iſt eine Kunſt, zu der nicht nur Klugheit, ſondern noch weit mehr — Selbſtüberwindung gehört. Um einen Bundesgenoſſen nicht zu verlieren, wird ihm die Partei etwas nachgeben. Man wird fürchten, daß ſich die gegenüberſtehende Lüge bei dem, der immerhin der Wahrheit noch nicht ganz nahe, einſchmeicheln könnte. Man wird an die zuſchauende große Maſſe denken, die parteilos hin- und herſchwankt und ſich der Meinung anſchließt, welche die ſtärkſte iſt. Das große Ziel, das die Partei erreichen will, vor Augen, opfert ſie nicht ſelten ſelbſt ihren Geſchmack und duldet die Individuen.

Ob dieſes Syſtem zu billigen? A priori ſchwerlich, aber es iſt möglich, daß es durch Umſtände nothwendig iſt. Es iſt möglich, daß die Klugheit der jenſeitigen Partei die diesſeitige zwingt, ihr die Klugheit abzulernen. Geht drüben alles geregelt, beſonnen, plangemäß her, ſo

würde es vielleicht hüben thöricht ſein, ungeregelt, unbeſonnen, planlos zu verfahren. Jedenfalls wird dies Eine unumgänglich nothwendig ſein, daß man die Perſonen den Sachen unterordnet.

Ueberzeugt man ſich nun auf den erſten Blick, daß die gegenwärtige deutſche Literatur, ſoweit ſie ein allgemeines Intereſſe anſpricht, in Parteien zerfallen iſt, ſo bedarf es kaum eines zweiten, um ſich zu überzeugen, daß dieſe Parteien ſich ſelbſt nicht begreifen. Statt einer großen allgemeinen Sache zu dienen, dienen ſie nur den Perſonen. Von Taktik, nothwendiger Unterordnung, gemeinſchaftlicher Handlungsweiſe keine Spur. Keine geiſtige Verwandtſchaft wird anerkannt, kein gleicher Urſprung heilig gehalten. Irgend ein Papierdrache, irgend eine Zeitſchrift mit ihren oft ſo kleinlichen buchhändleriſchen Intereſſen, mit den Intereſſen ihres Redacteurs und ſeiner nächſten Mitarbeiter wird zum Po-

panz aufgerichtet, vor dem man anbeten ſoll. In die Wunden, die Einer oder der Andere im Kampfe erhalten, ſoll man gläubig ſeine Finger legen und andächtigen Gehorſam ſchwören. Statt Bruderliebe verlangt man Vaſallentreue.

Mitten in dieſen täglichen oft kindiſch lächerlichen, zuweilen brutal empörenden Parteiloſigkeiten der deutſchen Parteipreſſe, doch dem Gemeinſamen treu zu bleiben und auszuharren in der gleichen Richtung, das iſt eine Selbſtüberwindung, die man noch nicht anerkennend geehrt hat. Dieſe Nachſicht mit dem Unverſtand der Partei iſt eine Tugend, wie es keine modernere geben kann. Wie erhaben das Schweigen des Dr. Strauß, wenn über ihn der theologiſche Sansculottismus eines B. Bauer den Stab bricht! Wie würdevoll Dr. Marheineke in Berlin, wenn er für ſein den jüngern Hegelianern günſtiges Separatvotum in den deutſchen Jahrbüchern den ärgſten Un-

dank erntet! Man muß die Sache der Freiheit und Wahrheit in glühender Liebe umfassen, um nicht durch die Taktlosigkeit, den Undank und den Terrorismus derer, die unsere Freunde sein sollten, in seinem Glauben und seiner Hoffnung zu erkalten.

Taumelt der literarische Egoismus in dieser Weise fort, scheiden die Wortführer der Partei nicht gewisse feile Handlanger und Mitesser, die in die Reihen nur Verwirrung bringen, als gefährlichen Ueberfluß aus, nehmen diese Selbstvernichtungen der Partei nicht ein Ende, so ist die allgemeine Niederlage der Partei und der Untergang der bessern Sache unvermeidlich. Den gekränkten Individualitäten wird nichts übrig bleiben, als zu denken an die dann zur äußersten Nothwendigkeit gewordene Selbsterhaltung. Die Persönlichkeiten werden sich vernichten untereinander, die gemeinsamen Wappen und Fahnen werden unter den Füßen der

Kämpfenden zertreten werden und die Gegenpartei wird es ſein, die den Moment benutzt und den unverſtändigen Wortführern ihr vae victis! in die Ohren donnert, wenn es zu ſpät iſt.

4.

Die Freiheit der Zerrbilder.

Trotz Herwegh-Ausweisungen, Zeitungsverboten und Concessionsrücknahmen kann man die gewaltigen Fortschritte der deutschen Presse nicht leugnen. Selbst in den Actenstücken, die die neuesten so viel besprochenen ministeriellen Reactionen auf ihre Gründe zurückführen, findet man Zugeständnisse, die man dem vor drei Jahren noch so verhaßten Zeitgeist nicht gemacht hat. Welche Lebendigkeit jetzt auf einem Felde, wo man früher nur mit Filzschuhen auftreten durfte! Die Zeit von jetzt würde der Zeit von damals ein Gräuel scheinen.

Die heutige Presse setzt mit rührigen Hebeln Begriffe in Umlauf, die man früher kaum nannte, geschweige erörterte. Die preußische Presse war in eine Lethargie versunken, von der man nicht wußte, ob sie eine Folge des Gebots von oben oder des freiwilligen Gehorsams von unten war.

Man kann es nachweisen, ob dieser großartige und ewig denk- und dankwürdige Aufschwung der öffentlichen Meinung mit oder gegen den Willen Friedrich Wilhelms IV. erfolgte. Dieser Nachweis soll uns hier nicht beschäftigen. Die Thatsache ist an sich eine so erfreuliche, daß wir ihren Quellen nicht nachspüren wollen. Die preußische Presse hat die übrige deutsche mit fortgerissen und es wird starker Reactionen bedürfen, sie so bald wieder in das alte Bett ihrer früheren Trägheit zurückzudämmen.

Friedrich Wilhelm war im Lande der freien

Staatsformen und der freien Preſſe. An ſeinen vorjährigen Beſuch in England knüpften ſich große Erwartungen. Es war eine Reiſe, die der König nur aus perſönlichen Motiven unternommen zu haben ſchien. Der König hat Englands Preßzuſtände ſtudirt, er hat mehr aus England zurückgebracht als den Honny-soit-Orden; — die noch nicht genug gewürdigte Freiheit der Carrikaturen.

England iſt die Wiege der Zerrbilder. Zu allen Zeiten waren gezeichnete ſatyriſche Anſpielungen dort an der Mode, ja Hogarth hat dieſes Genre zur Kunſtform erhoben. Die engliſchen Zerrbilder ſind in die Geſchichte des Landes verwebt. Sie haben für die Volksfreiheit, für den Parteienkampf mitgeſtritten. Die Republik, die Reſtauration, der Untergang der Stuarts, die Kämpfe der Whigs und Tories, Pitt, Fox, Canning — alle Phaſen der neuern engliſchen Geſchichte haben ihre politiſchen Zerr-

bilder, und oft wichtige, oft entſcheidende aufzuweiſen. Die neueſte Zeit war daran überreich. Georg's Wahnſinn wurde nicht geſchont. Wellington wurde im Bilde greller hingeſtellt, als in den Memoiren der Wilſon, H. B.'s berühmter Griffel hat alle möglichen „Lamm"-Anſpielungen in ſeiner Verfolgung Lord Melbourne's erſchöpft. In England iſt das Zerrbild eine politiſche Waffe.

In Frankreich iſt die Freiheit jünger und das Ehrgefühl der Perſonen empfindlicher. Die franzöſiſche Carrikatur iſt zu allen Zeiten graziöſer geweſen und muß den verwöhnten Schönheitsſinn der Deutſchen mehr anſprechen, als die engliſche. Bei alle dem hat aber das Zerrbild in Frankreich nicht Wurzel ſchlagen wollen. Das Charivari von heute darf ſeit geraumer Zeit keine politiſchen Carrikaturen mehr bringen. Es geißelt nur noch die Thorheiten des pariſer Le-

bens und seine ergiebigste Quelle sind die Travestissements und Quiproquos des Carnevals.

Als man vor einem Jahre etwa in Berlin Carrikaturenfreiheit decretirte, werden wol Viele erstaunt sein. Ich gestehe, zu diesen Staunenden mitgehört zu haben. Man verweigert uns die Freiheit der Feder und gibt die schwarze Kreide des Lithographen frei? Man gibt uns nicht die Freiheit der Presse, sondern die Freiheit der Carrikaturen. Wer hat diese Freiheit begehrt? Wo liegt in unserm Volk der Sinn für Zerrbilder? War in einer Zeit so bittern Ernstes das Bedürfniß zum Scherze da?

Ich wiederhole, daß ich diese Carrikaturenfreiheit nicht begreife. Man gibt Arabesken frei und nicht das innere Bild. Man gibt Randverzierungen frei und nicht den Spruch, den sie einschließen. Kein Mensch hat diese frivole Freiheit der Zerrbilder begehrt. Sie entspricht keinem einzigen Zuge im deutschen Charakter. Wir

haben nichts von jener hämiſchen Spottſucht, mit der der ohnmächtige Italiener ſo gern ſein Müthchen kühlt. Bei uns würde die Säule des Pasquino leer ſtehen, ſelbſt wenn ſie von Rathswegen in jeder Stadt aufgeſtellt würde.

Die Carrikatur iſt eine Superfötation des politiſchen Lebens. In dieſem Sinne erfreut ſich England an ſeinen Carrikaturen. Wo Preßfreiheit herrſcht, iſt der Misbrauch der Carrikatur unſchädlich. In einem Lande, wo man mit ſeinem ganzen Daſein ſich der Oeffentlichkeit preisgeben muß, gibt man auch ohne Leidweſen herzlich gern ſeine Naſe, ſeinen Buckel, ſeinen deutungszuläſſigen Namen preis. In England iſt die Carrikatur der Humor der Preßfreiheit. Sie hebt den furchtbaren Ernſt dieſer Inſtitution auf, ſie iſt bei aller Bitterkeit im Vergleich zur Macht der Preſſe etwas Harmloſes und ſo faßt ſie auch die eng-

liſche Geſetzgebung. Die engliſche Juſtiz beſtraft Libelle, aber keine Carrikaturen.

Die Freiheit der Zerrbilder kann wie die heilige Preßfreiheit der Fluch eines Volkes werden. Was nützt uns die Schwimmkunſt ohne Waſſer? Was kann eine Maſchine, die man ohne Gegenſtand arbeiten läßt, anderes, als ſich ſelbſt zermalmen? Preßfreiheit ohne ein freies Volksleben, ohne freie Inſtitutionen, ohne Geſchwornengerichte, ohne eine durch alle Poren unſeres öffentlichen Lebens ſchon gedrungene politiſche Toleranz würde für die Nation eine Plage werden. Carrikaturen endlich ohne Preßfreiheit arten vollends in widerwärtigen, ſittenverderblichen Schabernack, in äffiſche Straßenneckerei, in gemüthloſe Poſſenreißerei aus. Erleben wir es nicht jetzt ſchon in Berlin? Einige Zerrbilder haben großen Erfolg gehabt und weckten den Speculationsgeiſt der Bilderhändler. Seitdem die drolligen Zuſammenſtellungen von

Straußen, Bauern, Böttchern u. ſ. w., die beziehungsreichen Gruppen aus der politiſchen Thiersymbolik verboten ſind, macht der geweckte Induſtrialismus Satyren auf die Elsler, auf die deutſche Flotte, auf jede öffentliche Perſon und zuletzt auf ſich ſelbſt. Treibhauspflanze iſt alſo auch dieſe Freiheit. Sie gehört einem fremden Klima, einem fremden Himmelsſtriche an und ſoll ſie uns gehören, müßten erſt gewaltige Aenderungen in unſerer Temperatur vor ſich gehen.

Der Zweck dieſer Rüge iſt nun nicht der, der preußiſchen Regierung die Zurücknahme ihrer Carrikaturenfreiheit anzurathen. Im Gegentheil, man gebe ihr eine ſittliche Begründung. Dieſe ſittliche Begründung iſt keine andere, als die Preßfreiheit. Aber man gebe auch die Preßfreiheit nicht, wenn nicht mit der ſittlichen Begründung der freieſten öffentlichen Inſtitutionen. Statt das Haus der Freiheit von oben zu bauen, fange man vernunftgemäß von unten an. Die

Carrikaturenfreiheit iſt die äußerſte Spitze eines ſolchen Baues, der Beſen des luſtig ſingenden Schornſteinfegers aus dem höchſten Rauchfang, der Richtjubel der Zimmerleute, wenn ſie dem fertigen Dach den Kranz aufſetzen. Den Bau der Freiheit aber mit Carrikaturen von unten anzufangen, die Zerrbilder in das Erdgeſchoß zu verlegen, heißt die Menſchheit verwirren und ſtatt Engel Kobolde zu ihren Tröſtern machen.

*

Sie iſt zurückgenommen.

5.

Der Bischof Eylert über Friedrich Wilhelm den Dritten.

Freilich würde man dies vielbesprochene Buch gründlicher beurtheilen können, wenn wir vom Bischofe Eylert etwas mehr kennten, als seine Ordensreden. Der Charakter jedes Biographen ist das Prisma, durch welches die Lichtstrahlen des von ihm behandelten Gegenstandes gebrochen werden. Mistrauen gegen die authentischen Aeußerungen und besonders die langen Reden des nur als wortkarg bekannten Königs fällt uns nicht ein. Wol aber möchte man wissen, auf welchen Ton die Taucherglocke gestimmt ist,

mit welcher der Bischof aus dem dunkeln und unbekannten Grunde des geschiedenen Monarchen so viele Perlen heraufgebracht hat. Nach vielen Stellen des Buches scheint der Bischof Eylert ein Gefühlsenthusiast zu sein, ein Geistlicher aus jener rheinischen Homiletenschule, der auch Strauß mit seinen „Glockentönen" angehört. Die Verstandesbildung dieser Richtung muß gewiß gegen die gemüthliche sehr zurücktreten. Ein gewisses unbestimmtes Flimmern in religiösen Dämmerungsregionen dürfte wol ein eigenthümliches Kennzeichen dieser westfälischen Geistlichen sein. Auch Weltklugheit scheint nicht zu fehlen, schwankendes Dilettiren zwischen allerhand Gegensätzen hindurch, ein an sich kindliches Herz, aber auch viel Gerede darüber, ein wenig gemachte Naivetät und in Bausch und Bogen genommen viel Unpraktisches, was aber im kälteren deutschen Norden an diesen Geistlichen als Originalität bewundert wird. Ob der Bischof dieser

Richtung angehört, ob ſie auf ſeine Beurtheilung des Verewigten von Einfluß war, bedauern wir, nicht beſtimmen zu können.

Friedrich Wilhelm wird uns in dieſem Buche als ein Menſch von hoher Religioſität geſchildert. Die Religion und ganz entſchieden in der Form des poſitiven Chriſtenthums war die Grundlage ſeines Lebens. Der Glaube an den hiſtoriſchen Chriſtus beſeligte ihn und es war das Leben ſelbſt, es war ſein Schickſal, das ihn zu dieſem Glauben hinführte. Die herbſten Schläge des Geſchickes hatten ihn getroffen. Der unglückliche Krieg von 1806 nahm ihm die Hälfte ſeiner Staaten. Gedemüthigt von den Siegern, mit Vorwürfen beladen von ſeinen eignen Unterthanen, gepeinigt von tauſend Undankbaren, die von ihm abfielen und den neuen Geſtirnen zuflogen, traf ihn noch der Verluſt einer Gattin, deren kräftiger, entſchloſſener Sinn ihn im Unglück aufgerichtet hatte. Als ein Vaſall Napo-

leons mußte er in Berlin regieren, gegen ſeinen alten Bundesgenoſſen ſogar einen Theil ſeines zuſammengeſchmolzenen Heeres ſtellen, auf die Achtung ſeiner eigenen Unterthanen mußte er verzichten. Der Biſchof ſchildert dieſen zerriſſenen Gemüthszuſtand des unglücklichen Königs, ſchildert eine Lage, die ſoweit ging, daß der König ſich vom Haß des Volkes und dem Uebermuth der Fremden faſt perſönlicher Inſulten verſehen mußte, ſchildert dies Alles in wahren und ergreifenden Zügen. In dieſer troſtloſen Zeit bildete ſich des Königs Mistrauen, ſeine Menſchenſcheu, ſein Hang zur Einſamkeit. Nun aber kommt der Aufſchwung des Volkes, der Sieg, der Triumph. Der gedemüthigte Herrſcher überſchreitet den Rhein, ja das ſchwindelnde Glück wird ihm zu Theil, zweimal in die ſtolze Hauptſtadt des entthronten Weltherrſchers einzuziehen, ſeine Länder fallen ihm wieder zu, vergrößern ſich ſogar, das Unglaubliche, ihm

unmöglich Geſchienene war geſchehen und von dieſem Augenblick, wo ein minder beſcheidener Sinn ſich würde überhoben haben, glaubte er an eine faſt unmittelbare Einmiſchung Gottes in die Schickſale der Menſchen. Es überkam ihn eine Gottesfurcht, für deren Reinheit und Wahrheit der Biſchof zu ſprechende Beweiſe anführt, als daß man an ihr zweifeln könnte. Es war dieſe Gottesfurcht Friedrich Wilhelms noch etwas Anderes, als die des Pietismus. Es war keine gewaltſame Leidenſchaft für die Religion, ſondern eine milde Verklärung des ganzen Charakters, eine Herabſtimmung des innern Menſchen unter ein ewiges Geſetz, eine Unterordnung aller ſeiner geiſtigen und gemüthlichen Thätigkeiten unter die Stimme des Gewiſſens. Der Biſchof ſchildert eine religiöſe Entwickelung, die ſich in ihrem unausgeſetzten Ernſt und einem unbefangenen, aufrichtig ſich Rede ſtehenden Denkvermögen faſt bis zu einer Theologie des Her-

zens ſteigert. Man wird dies Gemälde einer bis in's Kleinſte gehenden, religiöſen Innerlichkeit, dies Bild eines nach Gottſeligkeit ringenden Verlangens, das ſelbſt, wie Eylert andeutet, bis zu einer Selbſtpeinigung ausartete, nicht ohne Rührung betrachten. In ältern Jahrhunderten würde man einem ſolchen Chriſten den Beinamen des Heiligen gegeben haben.

Hatte ſich ſomit der König für ſein Leben einen eignen Standpunkt gewählt, ſo muß man über die Art, wie er ihn einnahm, noch Folgendes hinzufügen: Er impfte das Chriſtenthum, nach ſeiner Auffaſſung, auf einen Menſchen, der mit dieſer Auffaſſung des Chriſtenthums harmonirte. Die Grundlage dieſes Menſchen war ſchon eine homogene. Güte und Wohlwollen ſcheinen dem Herzen des Königs von Natur eingewohnt zu haben. Er konnte nicht leiden ſehen, weil ihn fremdes Leiden ſelber ſchmerzte, die Schule des Unglücks erhöhte dieſe Empfind-

ſamkeit des Gemüthes. Wie bei einem Menſchen, der einmal einen furchtbaren Schrecken erlebt hat, oft für ſein ganzes Leben in den Geſichtszügen oder den Nerven der Eindruck nachdauert, ſo war auch bei dieſem Fürſten eine entſchiedene Neigung zur Wehmuth und zu trüben Gefühlen vorherrſchend. Man mußte ſich fürchten, ihm unangenehme Eindrücke zu bereiten, ja er fürchtete ſich ſelber vor ihnen. Er konnte nicht traurige Geſichter ſehen und malte ſich die ihm bekannt werdenden unglücklichen Zuſtände anderer Menſchen mit einem Schmerze aus, der ihn trieb, überall, wo Heilung und Hülfe möglich war, zu helfen. Ein durchgehender Zug ſeines Weſens war die Entſagung. Oft getäuſcht in ſeinen Hoffnungen, hatte er ſich gewöhnt, an die Hoffnung keine Anſprüche mehr zu machen. Den meiſten Dingen ging er, weil er ſie zu verfehlen fürchtete, von ſelbſt aus dem Wege. Vieles, das er ganz gewiß erreichen konnte, gab

er freiwillig auf, da, wo der Erfolg auch nur zweifelhaft war, ſtellte er nie eine Probe an. Auch dieſe Entſagung, geübt auf dem Throne, hat etwas Rührendes. Gemüther von dieſer trüben Dämpfung macht nichts glücklicher als das Unerwartete. Daher des Königs Neigung zu Ueberraſchungen, zur ſtillen Vorbereitung von Freuden, geheimer Erfüllung von Wünſchen. An Zügen dieſer Art ſind die Mittheilungen des Biſchofs beſonders reich. Einige davon runden ſich wie kleine Familiendramen ab und ich glaube wol nicht, daß Jemand die Geſchichte von dem Pfarrer Kärſten S. 290 u. folg. ohne Thränen wird leſen können.

Das Bild des Menſchen, welches in dieſem Buche aufgerollt wird, iſt ein durchaus wohlthuendes, ja es möchte in der Regentengeſchichte einzig daſtehen. Eine andere Bewandtniß hat es freilich mit den Tugenden des Regenten. Nicht, daß Friedrich Wilhelm nicht

von ſeinem hohen Berufe auf das Heiligſte durchdrungen geweſen wäre, nicht, daß man irgend Urſache hätte, an ſeiner Gerechtigkeitsliebe, Sparſamkeit, an ſeinem Geſchäftsfleiße, an ſeiner ſpeciellen Sorgfalt für alle und jede Einzelheiten der Verwaltung zu zweifeln, nein, auch in dieſem Betracht wollen wir dem Verfaſſer unbedingt das Beſte glauben. Nur dieſe Frage ſei uns geſtattet: Iſt es nicht ein ſehr großer und in ſeinen Folgen höchſt bedenklicher Widerſpruch, wenn ein König in demſelben röthlichen Schimmer am Horizonte ſeine Abendruhe findet, in welchem ſein Volk das Morgenroth erblickt? Das Jahr 1815 wurde für Friedrich Wilhelm ein Wendepunkt ſeines innern Menſchen. Der Feind war geſchlagen, ſein Land ihm wieder gegeben. Nach ſo vielen Demüthigungen war der Gedemüthigte Sieger geworden. Die Glocken läuteten Frieden. Der Krieger verwandte ſein Schwert wieder zum Eiſen

seiner Pflugschar. Für Friedrich Wilhelm schien die Frage der Zeit abgethan. Er kehrte, mit Dankgebeten gegen Gott, in sein Inneres ein, widmete sich der Religion, stiftete mit den heiligen Bund, entwarf die Union der getrennten protestantischen Confessionen, setzte eine neue Agende des Gottesdienstes auf, schützte die Künste des Friedens, gab den Künstlern freie Plätze zu großen Bauten, bereicherte die Museen und Galerien. Sein einziger Gedanke nach außen war Völkerfriede, Gottesfriede nach innen. Wo aber war Friede? Begann nicht mit dem Jahre 1815 grade ein neuer Krieg, ein Kampf, der endlich von der militärischen Gewalt freigewordenen Geister? War die Revolution der Welt beendet oder erst eine militärische Episode derselben? Standen die Völker still oder begannen sie nicht erst jetzt ihre Wege und Märsche, die folgenreicher werden sollten, als die Züge über die Alpen und die Märsche nach Rußland? Von diesem triumphi-

renden Jahre 1815 an begann jener noch jetzt andauernde Zwieſpalt zwiſchen dem, was man beendet glaubte, und dem, was nun erſt beginnen mußte.

Mit dem Jahre 1815 kehrte Friedrich Wilhelm in ſich ſelber ein. Er wollte Friede und Ruhe. Er wollte, daß ſein Volk mit ihm den Durſt nach jenſeitigen Dingen theilte. So wie ſein eignes Leben eine Vorbereitung für das Ueberirdiſche wurde, ſo hätte er gern ſein ganzes Volk mit ſich in höhere Gegenden hinaufziehen mögen. Erſt folgte ihm ſeine Zeit, es war eine Zeit des Dankes gegen Gott, dann aber kamen Verwirrung, Hader, Misverſtändniß. Die Union ſelbſt, die Agende, ſeine raſtloſen Bemühungen für die Wirkung eines reineren kirchlichen Lebens wurden das Signal einer erbitterten Polemik, die ihm trübe Stunden bereitete, ihn verſtimmte. Er führte ſie eine Zeitlang und gab ſie dann auf. Er zog ſich von

einer Welt zurück, die ihn nicht begreifen wollte. Er ſchloß ſich in ſeinen Familienkreis ein, er iſolirte ſich von den Menſchen und, was bedenklicher iſt, von der Zeit. Der Biſchof beſtätigt dieſe Erfahrungen durch ſeine Berichte und wir erſchrecken darüber. Wir ſehen einen König Privatmann werden auf dem Throne. Er beglückt die, die in ſeiner Nähe ſind, und vermeidet die Entfernten. Er ſucht ſie nicht auf, ſelbſt die Freunde nicht und vergibt den Feinden, noch ehe er ſie gehört hat. Das Princip der Ruhe und der Stabilität wird Staatsprincip.

Es liegt in der Darſtellungsweiſe des Biſchofs Eylert etwas, was faſt glauben macht, er wird im fernern Verlauf ſeines Werkes dieſen Widerſpruch eines an ſich ſo edlen Menſchen mit ſeiner Regentenpflicht nicht ohne Freimuth berühren. Der König ſagt in ſeiner chriſtlichen Weiſe ſo oft, daß er den Ruhm dieſer Welt nicht geſucht hätte. Warum ſollte

der gewiſſenhafte Beurtheiler verſchweigen, daß in einer ſo lärmenden und unruhigen Zeit dieſe an ſich ſo rührende Demuth und Vereinſamung an einem Regenten nicht zu billigen war?

Digitized by Google

IV.

Italieniſche Fragmente.

Digitized by Google

1.

Würzburg.

Iſt das der Main? Iſt das derſelbe träge, charakterloſe, gelbe Strom, an welchem die Geldſäcke Frankfurts liegen? Sind dies dieſelben Wellen, die ohne Poeſie, ohne plätſcherndes Murmeln, ohne belebendes Fiſchgewimmel, ohne den Spiegel grüner Uferränder ſich in das große Gedicht des Rheins verlieren? Man erkennt ihn hier nicht wieder, den alten, mürriſchen frankfurter Börſenſpeculanten. Er hat eine Jugend, die jenes Alter nicht ahnen läßt. In ſeinen Anfängen keine Spur von dem hypochondriſchen Herrn, der ſich in ſeinen alten Tagen

hinſetzt, um Capitalien zu hüten und Staatspapiere zu bewachen. Der Main hat wirklich eine Jugend, wie Ihr ſie Alle hattet, eine muntere, ſtrahlende, luſtig geſchlängelte Jugend! An ſeinen Ufern ſonnt ſich auf bergigen Terraſſen die würzige würzburger Traube, Burgentrümmer ragen von kantigen Felsvorſprüngen herab auf ſeine ſchäumenden Strudel; durch den Speſſart kämpft er ſich wie ein kühner Ringer mit Lurleyecho und Bingerſtrudeln hindurch. Erſt hinter Aſchaffenburg fängt ſein Holland an.

Die Würzburger zürnen nicht, wenn man ihre Stadt unſchön gebaut nennt. Ihre gedruckten privilegirten Wegweiſer ſagen ſelbſt: „Würzburg iſt nicht ſchön, aber fromm.“ Die Frömmigkeit wird wenigſtens ausgedrückt durch eine Unzahl von Erinnerungen an die alte geiſtliche Herrſchaft, an jene wilden Prieſterzeiten ſowol, wo, wie in Goethe's Götz, die Biſchöfe

auf der Altane des Bergſchloſſes mit ihren ſingenden Liebetrauts und ihren liebenden Adelheits kredenzten, Schach ſpielten und in Ovid'ſchen Witzſpielen ſich übten, wie an jene mildern Prieſterzeiten des vorigen Jahrhunderts, wo ſich gerade dieſes Bisthum des eignen Glückes erfreuete, von einer Reihe kunſtliebender und wahrhaft hochgeſinnter geiſtlicher Herren beherrſcht zu werden. Dieſe alte Prieſterzeit mit ihren ſteinernen Reliquien ſitzt dem jetzigen Würzburg wie ein weitbauſchiges, tauſendfaltiges, für eine wohlgemäſtete Körperfülle berechnetes Chorhemd. Es ſchlottert dieſer baierſchen Kreishauptſtadt am Leibe herum und der Körper von heute müht ſich vergebens, die Hülle von geſtern auszufüllen. Nun ſtehen ſie da dieſe unermeßlich weiten Jeſuitencollegien, dieſe langen, öden Convicte, dieſe Klöſter und die prächtigen Hallen eines in ſeiner Art einzigen, durch Pracht und einen wahrhaft ſtolzen Grundriß ausgezeichneten

Reſidenzſchloſſes. Es war eine Welt, die einſt in freien, großartigen Pulsſchlägen hier lebte, und jetzt ſtockt der Organismus, aus den Steinen iſt die Seele entflohen, und wie ſich auch der Staat bemühen möge mit Schulen, Beamten, Soldaten und neumodiſchen Religionsſtiftungen dieſe Räume wieder auszufüllen, die alte biſchöfliche Hoheit weiſt ſtolz dieſen erniedrigenden Provinzialgeiſt der Bureaukratie und der Adminiſtrativ-Verwaltung zurück. Hunderterlei entgegengeſetzte Verwaltungszwecke hat man oft in ein einziges dieſer großartigen alten Gebäude eingepfercht, aber man kann die Ruine nicht wieder beleben, man kann dem Ganzen jenen entflohenen Geiſt wahrhafter Größe nicht wieder einhauchen.

Mit Wehmuth ruht das Auge auf der Façade des Reſidenzſchloſſes. Ein Gebäude von Selbſtändigkeit, durchaus nicht ſo ſklaviſch den franzöſiſchen Vorbildern nachgeahmt, wie andere

Sitze dieſer Art. Italiener, nicht Franzoſen, haben hier gebaut, gemeißelt und gemalt. Ein anmuthiger Kunſtgarten ſchmiegt ſich an das erhabene Gebäude. Der Mairegen hatte die Blütenbäume erquickt; in friſcher Fülle lachte die üppige Natur dem durch die Wolken dringenden Sonnenſtral entgegen. Ein ſchönes Geſetz, das mir beſſer gefällt, als die Abbitte vor dem Bilde des Königs, ſchützt mit den nachdrücklichſten Strafen die Singvögel vor jeder Verfolgung, ihre Neſter vor jedem Raub, und ſo zwitſcherte es luſtig in den Zweigen und die kleinen Sänger hüpften vertraulich, keines Ueberfalles gewärtig, ſicher gemacht durch ihren rechtlichen Schutz, in den verſchlungenen Wegen vor dem Wanderer her, ſcharenweiſe, faſt mit den Händen greifbar. Und überall tönte doch nur das Echo der Einſamkeit! Der Nachhall eines Verlaſſenſeins, das mir unwillkürlich den Gedanken weckte: Wie viel hat Deutſchland

an Kraft vergeudet? Wie viel Leben, wie viel Geſchichte auf Nichts verwandt! Was iſt übrig geblieben von einer Fülle der kräftigſten Anſtrengungen, von unermeßlichen Volksleiden und von Regentenreihen, die ſich einbildeten, für die Ewigkeit zu ſchaffen? Was Frankreich und England mit dem Fleiß und dem Mark von Jahrhunderten zuſammentrug, das ſteht doch jetzt da in Kraft und Fülle, iſt ein Beſitz der Nation, ein Wall, eine Mauer im Gebäude des Ganzen. Wofür hat ſich aber Deutſchlands Geſchichte gemüht? Jahrhunderte arbeiteten und die Frucht iſt jetzt eine Seufzerallee, ein melancholiſcher Gartenhain, in dem die Nachtigallen niſten, ein ödes Schloß, das Niemand bewohnt, deſſen Höfe, Treppen und Gänge geſpenſtiſch widerhallen, deſſen kunſtvolle Deckengemälde abbröckeln, ein Reſt, eine Errungenſchaft, einträglich nur noch für einen alten Caſtellan, der uns für ein Trinkgeld die öden Zimmer aufſchließt.

Noch rührender, aber zugleich sehr lehrreich, ist die Stellung, welche eine andere weltlich-geistliche Reliquie hier zur Gegenwart einnimmt. Die berühmte Stiftung des Bischofs Julius, das weltberühmte Juliusspital, hat sich in segensreicher Wirkung erhalten. Bei einem Werk der Pietät, bei einem Bau, der Menschenliebe gewidmet, war es gleich, ob ein Krummstab oder eine Krone, ob Priester oder weltliche Beamte diese Länder regieren. Das hinfällige Alter ist ewig; das Siechthum der Leidenden und die Krankheiten des Gemüthes, die in diesem Hospital eine so berühmte Pflege finden, werden nie aussterben. Es ist ein grauenhafter Gedanke, Millionen an Bauten verschwendet zu sehen, deren Bedeutung auf dem Vergänglichsten begründet ist, auf dem Geschmack. Der Geschmack ist wandelbar, die Liebe aber beständig. Alle eure Prachtgebäude, die ihren Zweck nur in sich selbst haben, wie leicht kann

eine ſpätere Zeit ſie als geſchmacklos ſtehen laſſen! Aber an dem ſteinernen Koloß des Juliusſpitals geht man nicht vorüber, wird man nie vorübergehen.

Man betritt einen großen geräumigen Hof, wo man rings die Greiſe und Matronen in dem milden Sonnenſtral ſich wärmen ſieht. Sie ſitzen unter den Arkaden, oder ſtreifen an der offenen Küche vorüber, wo der Inhalt ungeheurer Gefäße ſchon am Feuer brodelt und ſiedet, neugierig prüfen ſie, was der milde Biſchof Julius vor dreihundert Jahren befohlen hat, ihnen heut zu Nacht vorzuſetzen. Das Juliusſpital hat ein jährliches, reines Einkommen von ſechsmalhunderttauſend Gulden, das ſich durch den Ertrag eigner Heerden, eigner Weinberge, eigner Wälder, eigner Fiſchgerechtigkeiten bis über eine Million erhöht. Jene langen Fenſtergalerien ſind die Säle der Kranken. Ein eben angekommener, ſonderbar verſchloſſener Wagen

brachte einen neuen Irren zu den Vielen, welche in dem Hoſpitale ſchon Aufnahme fanden. In dem hintern Garten wandeln die unſchädlichen Gemüthskranken, trübſinnig oder mit kindiſchen Geberden, durch die botaniſch gepflegten Beete und legen wol ſelbſt Hand mit an, dem Gärtner ſeine Arbeit zu erleichtern. Auf den Bänken ſitzen geneſene Bauern und Handwerksburſchen in weißen Kitteln und athmen den ſtärkenden Balſam der Frühlingsluft ein. In der Klinik dieſes Juliusſpitals liegt der Ruhm und die Stärke der würzburger mediciniſchen Facultät. Hier werden die merkwürdigſten Krankheitsfälle behandelt. Unheilbare ſuchen hier ihren letzten Troſt und die, welche vom Leben ſcheiden müſſen, und vorher die Pflege des frommen Julius erlebten, müſſen es ſich gefallen laſſen, auf jenen kleinen Tiſch gelegt zu werden, wo ſie der Profeſſor zerſchneidet und gliedweiſe an die lernbegierigen Studenten zum Prä-

pariren austheilt. Ein dieſem Zweck gewidmetes grauenhaftes kleines Häuschen ſteht zur Rechten des Gartens, dicht an einem ſteinernen Baſſin, in welchem für die Botanik oder die Apotheke Sumpfpflanzen gezogen werden. Ein Haufen Knochen moderte an den feuchten Mauern. Hätte man dieſe trübe, letzte Nothwendigkeit der Armuth und des Elends nicht etwas weiter von den Lagerſtätten des vielleicht ſchon aufgegebenen und doch noch hoffenden Siechthums entfernen können?

Man ſagt, daß es ſich in Würzburg trotz des Spitales ſehr heiter und fröhlich leben laſſe. Nach der Muſik in den öffentlichen Gärten, nach den lebhaften Debatten über das eben geſchloſſene Wintertheater, nach dem glänzenden Tanzſaale des auch literariſch vortrefflich ausgeſtatteten Muſeums zu urtheilen, muß man es glauben. In allem Uebrigen liegt das bairiſche

Bier mit dem edlen Frankenweine im Streite. Ich ſchied mit dem Wunſche: Möchte die Kelter nie dem Bottich, der Geiſt der Rebe hier nie dem Geiſt des Hopfens erliegen!

2.

Italien und die Italiener.

Es ſchwebt mir ein Buch über Italien vor, wie ich es ſelbſt nicht ſchreiben kann, das man aber ſchreiben ſollte. Wer war nicht von Goethe bis auf Nikolai in Italien? Ich meine gedruckt, in italieniſchen Skizzen, Bildern aus Italien, in Jenſeits der Berge u. dergl. Aber wie eigenthümlich auch bei Dieſem oder Jenem die Auffaſſung des ſchon hundertmal dageweſenen Stoffes ſein mag, ſo ſind ſich doch alle Reiſeberichte darin gleich, daß ſie ſich mit nur ganz ſubjectiven Eindrücken beſchäftigen. Man läßt das Italien von heute bei Seite liegen und

gräbt ſich nur das antike aus den alten Mauerreſten, oder lorgnettirt ſich das mittelalterliche Italien aus den tauſend Ellen bemalter Leinwand heraus. Dem Italien von heute widmet man nur Klagen über die Gaſthäuſer und Flöhe, Klagen über die Grenzviſitationen und die tauſend Unbequemlichkeiten, denen nordiſche Verwöhnung im Lande des Südens ausgeſetzt iſt. Von der Lage des Volkes im Großen aber, von den politiſchen und commerziellen Zuſtänden, von den Stadt- und Landbehörden, vom häuslichen und geſellſchaftlichen Leben der Italiener erfährt man nichts.

Ich ſage, daß ein Werk ohne dieſe Lücken zu ſchreiben auch mir nicht möglich iſt. Es gehört dazu nicht nur eine Kenntniß der italieniſchen Sprache, wie ich ſie nicht beſitze, ſondern auch ein langjähriger Aufenthalt, der ſich's in den Städten bequem gemacht hat, der die Gaſthäuſer, die großen Hauptſtraßen, die Baudenk-

mäler, die Statüen und Gemälde der italieniſchen Reiſemode überläßt und keine Mühe ſcheut, von der Oberfläche in das Innere dieſer fremden Zuſtände einzudringen. Möglich, daß ein ſolches Studium ſehr zum Vortheil der Italiener ausfällt. Die italieniſchen Gelehrten, die ſich durch große Zuvorkommenheit auszeichnen, würden Verſuche dieſer Art nach Kräften unterſtützen, und Raumer, der in ſeinen Schriften über Italien als eine ſehr ehrenvolle Ausnahme von dem üblichen italieniſchen Reiſeſtyl zu nennen iſt, kann bezeugen, daß man in dieſem Falle eine reiche Ernte wenigſtens von allerhand ſtatiſtiſchen Notizen erhält. Die Palme des Verdienſtes, ein ſolches Werk über Italien, wie es wirklich iſt, geſchrieben zu haben, iſt noch immer zu erobern, und es ſcheint in der Natur der Sache zu liegen, daß der, welcher ſie einſt bricht, kein Engländer oder Franzoſe, ſondern ein Deutſcher ſein wird.

Die italieniſche Reiſeliteratur, da ſie ihrer Natur nach ſubjectiv iſt, wimmelt auch deshalb von Unrichtigkeiten. Selbſt von denen, die gründlich erſcheinen, werden Kirchen, Maler und Bildhauer verwechſelt. Ein Wuſt von Notizen wird auf Treu und Glauben, ohne Prüfung, aus einem Buche in das andere verſchleppt. Ja, es ſcheint, als wenn man erſt ſeit ganz kurzer Zeit anfängt, dieſen Ballaſt der Guides des voyageurs einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Iſt man doch nicht einmal über das Aeußerlichſte, über Naturſchönheiten, im Reinen. Die Borromäiſchen Inſeln im Lago Maggiore, früher das Eldorado aller italieniſchen Reiſeſehnſucht (wozu auch der gute Jean Paul, der Italien nur aus Kupferſtichen kannte, mit beitrug), ſelbſt dieſe Inſeln müſſen ſich jetzt gefallen laſſen, in ihrer verkünſtelten Cultur von neuern Reiſebeſchreibern geſchmacklos genannt zu werden. Den Preis der Oberflächlichkeit verdie-

nen ſich aber auch hier wieder die in Italien ſo angebeteten Franzoſen. Selbſt Schriftſtellern, wie Alexander Dumas, die in Italien monatelang wohnten, können Lächerlichkeiten, wie folgende, paſſiren. Alexander Dumas ſchreibt in der Revue de Paris, er hätte einmal wieder Italien beſuchen wollen, aber in dem erſten Grenzſtädtchen ſchon hätte er eine Barbarei gefunden, die ihm ſo unausſtehlich erſchienen wäre, daß er ſogleich wieder die Rückreiſe angetreten hätte. Ueber einem kleinen Laden eines Städtchens im Fürſtenthume Monaco hätte er geleſen: chi si vende pani e articoli da moda. „Wie," ruft Dumas entrüſtet aus, „will dieſes Land immer mehr verwildern! In Italien verkauft man in demſelben Laden Brod und Modeartikel! die Bäcker ſind Modiſten. Wer weiß, ob hier nicht auch die Modiſten nebenbei Bäcker ſind!" Alexander Dumas hat hier nur einen Beweis der den Franzoſen eignen Flüchtigkeit gegeben. Die

gute Modiſtin im Fürſtenthum Monaco war keine Bäckerin, ſondern nur ein ſchlechter Orthograph; ſie hatte in pani ein *n* ausgelaſſen, und Alexander Dumas hätte wol ſelbſt errathen können, daß unter ſeinem „pani" panni, Tücher gemeint waren.

Solche Fehler verbeſſert man nun ſehr bald durch das Wörterbuch. Wo aber iſt der Schlüſſel, der uns den Charakter der Italiener aufſchließt? Wir kommen nach Italien mit dem beſten Willen, gegen dieſe Nation gerecht zu ſein. Wir wollen ſie nicht nach unſern Räuberromanen beurtheilen. Wir überreden uns heilig, es wäre unmöglich, daß eine ganze Nation nur aus prellenden Gaſtwirthen beſteht. Und doch begegnet uns wenig, was uns beſtimmen könnte, zu dieſem Volk ein beſonderes Vertrauen zu faſſen. Wenn man in einer italieniſchen Stadt an einem Platze ſteht, ungewiß, welchen Weg man einſchlagen ſoll, wenn man

einen reinlich gekleideten Menſchen anredet: „Sagen Sie mir den Weg zur ungariſchen Huſarenkaſerne," wenn er ihn uns beſchreibt, dann aber den Hut abnimmt und ſich dafür ein Trinkgeld ausbittet; dann kommen alle unſere guten Vorſätze in Gefahr, umgeſtoßen zu werden. Man fühlt plötzlich zwiſchen ſich und dieſem Volke eine unüberſteigliche Scheidewand. Man vermißt die Höflichkeit und das immer artige Wohlwollen der Franzoſen, die oft plumpe, aber zuverläſſige Solidität der Engländer, vollends aber die biedere Zutraulichkeit der Deutſchen. Man ſieht ein Volk, das uns jedes Anſchmiegens an Andere, ja an ſich ſelbſt unter einander, unfähig ſcheint. Sie iſoliren ſich Alle; Jeder geht den eignen Weg, von dem er glaubt, daß er ihn zum Ziele gewinnreicher Geſchäfte führen wird. Nichts Herzliches, Trauliches, was ſie unter einander vereinigte, ſondern die Vereinzelung iſt als Volkscharakter ſo ausgeſprochen, daß

ſie bei den gebildeteren Claſſen die abſchreckendſte Geſtalt des Egoismus annimmt. Man braucht es in der Phyſiognomik nicht bis zum Phrenologen gebracht zu haben, aber der Beſuch der Wirthshäuſer, der Caffee's, des Theaters reicht ſchon hin, um auf allen dieſen ſcharfgeprägten Geſichtszügen eine ſich überall gleichbleibende Linie wiederzufinden, dieſen kalten Zug der Vereinzelung, der Gleichgültigkeit gegen den Andern, dieſer Sorge, ſich nicht durch die Unbehaglichkeit des Nebenmannes behelligt zu fühlen, dieſen Zug einer beim gemeinſten Italiener wunderbar ausgebildeten ſelbſtändigen Individualität, einen Zug, in welchem die ganze ſubjective Kraft der Selbſterhaltung, aber auch ein ganzes Gefolge liebloſer Eigenſchaften liegt. Sei es nun von Natur oder durch politiſche Umſtände, der Italiener iſt ganz Privatmenſch. Sein Sinn für's Allgemeine erſtreckt ſich nur bis zum Rhetoriſchen, das heißt, bis zum Ruhme, für den er

glüht, für den er ſich in Leidenſchaft verzehrt. Die häßliche Entartung des Ehrgeizes, die Ruhmſucht hat eine noch häßlichere Stiefſchweſter: den Neid. Die Italiener ſind untereinander neidiſch. Auf innere Vorzüge, wie auf äußere Ehre, auf Reichthum, auf Glück, auf Verdienſt. Daß ein italieniſcher Maler ein ſchönes Bild ſeines Nebenbuhlers zu vernichten ſuchen kann, iſt gewiß. Daß Künſtlerneid die Schuld jenes Brandes war, der das Atelier des berühmten mailänder Bildhauers Pompeo Marcheſe verzehrte, ſoll erwieſen ſein.

Heinrich Leo hat in ſeiner, jenſeit der Alpen ſehr geachteten und überſetzten italieniſchen Geſchichte den Iſolirungstrieb der Italiener ſehr wahr und treffend als ein Merkmal ihrer Geſchichte hervorgehoben. Die Uneinigkeit der Italiener iſt nicht jene deutſche Uneinheit, die eine erzwungene, von den Umſtänden verſchuldete iſt. Es iſt wahr, fünf Franzoſen, die ſich

verſammeln, werden ſich ſchnell entſchließen, nur eine Meinung und eine That zu haben. Fünf Deutſche haben leider fünf Meinungen, aber wenn es zur That käme, würden ſie ſich, wenn auch etwas langſam und immer verſpätet, doch nur zu einer einzigen That entſchließen. Fünf Italiener aber haben fünf Meinungen und fünf verſchiedene Thaten. Nach Karl Ritter's Weiſe, den Charakter der Geſchichte eines Volkes aus ſeinen geographiſchen Bedingungen herzuleiten, hat auch Heinrich Leo die Iſolirung der Italiener mit jener eigenthümlichen Thälerformation des Landes, die eine Folge des Laufes der Apenninen iſt, in Verbindung gebracht. Das Land gleicht ſeiner Gebirgsbeſchaffenheit nach einer Schieblade mit vielen kleinen Fächern. Gefach verhält ſich gegen Gefach gleichgültig, und nur die Sprache iſt es, die die Bewohner aller dieſer Thäler verbindet.

Es iſt gewiß charakteriſtiſch, daß in der ita-

lieniſchen Poeſie die Vaterlandsliebe in jener Form, wie dieſes Element der Begeiſterung in der franzöſiſchen und engliſchen Literatur lebt, ſich nicht ausgeprägt findet. Wir ſtoßen zwar überall auf blumenreiche Schilderungen der Schönheit Italiens, wir finden, daß die mehr beziehungsreiche Poeſie Italiens viel heiße und wahre empfundene Klagen über Italiens Werth und verfehlte politiſche Bedeutung ausſtößt, aber in dem warmen Tone, in welchem Schiller ſpricht:

Ans Vaterland, ans theure, ſchließ' Dich an,
Das halte feſt mit Deinen ſtarken Armen!

im Tone einer Vaterlandsliebe, die zugleich Bruder- und verklärte Menſchenliebe iſt, in dieſem Sinne möchte man Beiſpiele, die vertrauensvoll im Tone der Hoffnung und der Zuverſicht von der Anhänglichkeit des Italieners an ſeine Heimat ſprechen, nicht finden. Die politiſche Poeſie der Italiener iſt gerade darin ſo ergreifend, daß

der Zorn und die Wehmuth der Dichter eben ſowol den öffentlichen Gebrechen, wie der Schlaffheit des Volkes, der Ohnmacht, Gleichgültigkeit und Zerſplitterung der Parteien gilt.

Das Urtheil, welches die Italiener über ſich ſelbſt fällen, lautet meiſt ſehr ungünſtig. Sie werden nicht geneigt ſein, eine andere Nation der ihrigen vorzuziehen, und doch haben ſie ihren Landsleuten tauſend Dinge vorzuwerfen. Ich habe gebildete Männer in Italien geſprochen, die vor jedem Einzelnen den Hut abziehen und ſie Alle zuſammen Canaille nennen. Man ſieht, es iſt der Privat-Geſichtspunkt, wie ich ihn oben nannte. Menſch gegen Menſch, Familie gegen Familie, Stadt gegen Stadt, nichts Allgemeines und Durchgreifendes. Napoleon war ein Italiener und die Italiener haben nicht wenig Urſache, auf ihn ſtolz zu ſein, aber es iſt bekannt, daß Napoleon ſeine Landsleute verach-

tete und vor allen andern Nationen gerade sie am wenigsten der Freiheit für würdig hielt.

Die Italiener können sich übrigens diese Beurtheilung schon gefallen lassen, wenn man hinzufügt, daß sie, ihrer ursprünglichen Begabung nach, das geistreichste Volk der Erde sind. Auch wissen sie dies selbst sehr gut und sehen mitleidig auf die Fähigkeiten anderer Nationen herab. Der Italiener verbindet eine lebhafte Einbildungskraft mit einem verschlagenen Combinationstalente. Vermuthungen und Schlüsse zu machen, geht ihm rasch von der Hand. Beim gemeinen Mann findet man die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben nur sehr sparsam, aber wenn das Mädchen, das zu einem der öffentlich sitzenden Schreiber tritt, um sich von ihm einen Brief schreiben zu lassen, diesen Brief selbst dictiren wollte, so würde er gewiß lebhafter und origineller lauten, als ein von einer deutschen Bürgerstochter zierlich geschriebener,

der ſich meiſt in flachen ſentimentalen Gemeinplätzen ergeht. Die Sprache des Volks iſt reich an treffenden Sprichwörtern, ja man würde ſelbſt das urſprüngliche Talent des gelehrten Italieners erſt dann richtig zu würdigen wiſſen, wenn man unterſuchen wollte, wie ſehr er ſeine oberflächlichen Kenntniſſe durch ſcharfſinnige Vermuthungen, durch keckes Taſten und Speculiren zu ergänzen verſtanden hat.

Nach dem Zeugniſſe: hà spirito! geizt Alles. Der Philoſoph auf dem Katheder, wie der Dandy des Corſo, der Staatsmann wie der Morrhaſpieler in der Weinſchenke, — Jeder will, daß man von ihm ſagt: hà spirito. Geiſt haben, iſt hier ſchön ſein; brutus, was in allen Sprachen dumm heißt, heißt im Italieniſchen häßlich. Wer klug iſt, kann nach dem Glauben des Italieners ſich Alles geben, ſelbſt die Schönheit. Man möchte bei einem Volke, welches mitten in Schönheitsanſchauungen auf-

wächſt, nicht glauben, daß es im Stande wäre, die Dummheit noch für garſtiger zu halten, als die Häßlichkeit. Freilich iſt auch hier wieder bezeichnend, worin der Italiener den Geiſt findet. Da ihm die Bildung fehlt, wahres Talent vom falſchen, das Tüchtige und Edle vom Angemaßten und Eitlen zu unterſcheiden, ſo iſt er mit ſeinem Prädicat: hâ spirito! auch ſehr verſchwenderiſch. Er ſchenkt dieſes nicht nur dem denkenden Philoſophen, ſondern auch jeder Narrheit, die im Stande iſt, die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Bringt dieſe Aufmerkſamkeit gar noch Geld ein, ſo iſt ihm jeder Harlekin ein Genie. Wer in Italien von ſich reden machen kann, iſt der Weiſe des Tages. Es gibt in Mailand Elegants, deren Geiſt man deshalb bewundert, weil ihnen eingefallen iſt, ſich auf ihren Pferden ſo abgeſchmackt nachläſſig zu halten, daß auf dem Corſo alle Vorübergehenden ſtilleſtehen. Ein Anderer fährt in einem kleinen

Wagen auf dem Corſo zehnmal ventre à terre auf und ab. In England, dem Vaterlande dieſer Narrheiten, würde man damit kaum aus der Maſſe des Modeunſinns hervortreten; in Italien, wo man im Allgemeinen außerordentlich nüchtern und vernünftig iſt, hält man ſolche Geckereien für genial. Ein Knabe ging vor mir her durch mehrere Straßen, ſchrie wie ein Beſeſſener, ſchlug mit roher Unart an alle Thüren und geberdete in einem Lande, wo zwar alles laut iſt, aber nichts kreiſchend, nichts vor der ſchon genug lärmenden Maſſe hervortretend, ſich ſo unſinnig, daß alles ſtilleſtand — und ihn bewunderte! Wenn man in einem italieniſchen Gaſthofe durch einen Nachtunhold, der ſich einbildet, eine ſchöne Stimme zu haben, bis lange nach Mitternacht ſchlaflos erhalten wird, ſo iſt es nicht Feigheit, daß ſich kein Fenſter öffnet, um den nächtlichen Schreihals zur Ruhe zu verweiſen, ſondern die gehorſame Unterordnung

unter Jeden, der die geiſtreiche Dreiſtigkeit hat, ſich vor uns irgend etwas Verrücktes herauszunehmen.

Vielleicht liegt auch hierin der Schlüſſel, warum man in Italien die deutſche Beſcheidenheit Dummheit und die franzöſiſche Entſchiedenheit Genie nennt. Doch iſt dies mehr eine politiſche Frage.

3.

Tedeschi. Franzeſe. Biscontini.

Von den Deutſchen iſt in Italien nicht viel mehr beliebt, als höchſtens ihr blondes Haar. Man kann es den Italienern kaum verdenken. Jahrhunderte lang haben ſie neben der Tyrannei ihrer eignen kleinen Beherrſcher den ungezügelten Kriegerübermuth der Deutſchen ertragen müſſen. Die römiſchen Könige kümmerte es wenig, ob ſie die Länderſtrecken von den Alpen bis zur Tiber mit Feuer und Schwert verwüſteten, wenn ſie nur mit der römiſchen Kaiſerkrone wieder heimkehrten. Die Krone der Lombardei, geſchmiedet, wie es heißt, aus einem

Nagel vom Kreuze Chriſti, lag eiſern genug auf Oberitalien. Gleichſam als wenn man über die nachwuchernde und unverwüſtliche Kraft dieſes Landes ohne Sorge war, übte man für hier und da erlittene Unbill flugs grauſame Rache und Vergeltung. Wie oft iſt Mailand zerſtört worden! Wie oft wurden die reichen Städte der Plünderung von Miethstruppen übergeben, die man nicht bezahlen konnte! Wenn auch die Franzoſen in Genua und Pavia blutige Spuren ihrer Rache zurückgelaſſen haben, ſo ſchienen die verheerenden Kreuz- und Querzüge der Deutſchen in Italien förmlich von dem Brauch vieler Jahrhunderte geheiligt zu ſein.

Italien hat mit Ausnahme des Kirchenſtaates in allen ſeinen Theilen eine Reihe ſo gewaltſamer Umwälzungen erlebt, es iſt ſo endlos oft der blutigen Gewaltthätigkeit einzelner Dynaſtien und einzelner Tyrannen preisgegeben geweſen, daß man faſt geneigt ſein möchte, beim

Italiener eine ſchon urſprünglich gewordene Beſtimmung zum Gehorchen anzunehmen. In der That ſind die Proben von Selbſtändigkeit, die dieſe Nation zuweilen abgegeben hat, für ſeinen Freiheitsſinn nicht beſonders überzeugend ausgefallen. Ohne Uebereinſtimmung keine Kraft und keine Kraft ohne Intelligenz. Italien liegt tief im Nebel einer Prieſterherrſchaft, die die ihr drohenden Gefahren des aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts glücklich überſtanden hat und die große Mehrheit des Volkes in einem ſüßen Taumel, wenn nicht von geiſtiger Unmündigkeit, doch von Gleichgültigkeit gegen alle höheren Dinge zu erhalten weiß.

Oberitalien ſteht unter der Botmäßigkeit der Oeſterreicher. Man würde ſehr unwahr ſein, wollte man behaupten, daß dieſe Regierung ſchon dauernde Wurzeln auf einem Boden geſchlagen hätte, der ihr länger als ſeit einem Jahrhundert angehört. Man wird es auffallend finden,

daß eine Tugend der öſterreichiſchen Regierung die Urſache dieſer mindergünſtigen Stellung iſt. Oder glauben die Italiener, daß ſie je von Frankreich ſo milde würden regiert werden, wie ſie es vom Hauſe Habsburg ſind? In wenig Ländern mögen ſo geringe Steuern bezahlt werden, als in der Lombardei. Die blühendſten Gewerbszweige entfalten ſich ohne allen äußern Druck, ohne alle finanzielle Plusmacherei. Es iſt wahr, Oberitalien iſt mit Militair überfüllt, aber mehr zu polizeilichem Zweck für die innere Sicherheit und den Schutz des Landes, als aus Mistrauen und zur verſchärften Obhut politiſcher Befürchtungen. Die Steueranſätze ſind äußerſt gering. Der bereits fabricirte Seidenſtoff zahlt dem Staate nur vier bis fünf Procent ſeines Werthes. Ein Bürger, der in Mailand ſechs oder ſieben Gulden jährlich für ſein Gewerbe entrichtet, hat in ſeiner Werkſtatt ſchon eine große Anzahl Geſellen arbeiten.

Rechnet man nun dazu, daß die Hauptrichtung aller Thätigkeit dieſes geſegneten Oberitaliens die merkantiliſche iſt, erwägt man ferner, daß das öſterreichiſche Prohibitivſyſtem, welches ſogar die Erzeugniſſe der öſterreichiſchen Provinzen untereinander ausſchließt, die franzöſiſche und engliſche Einfuhr in Schranken hält, ſo wird man kaum begreifen können, wie dieſes Volk dem deutſchen Namen ſo abgeneigt und den Franzoſen ſo zugethan ſein kann.

Die Erklärung liegt aber ziemlich nahe. Sie liegt im Charakter des Italieners. Die öſterreichiſche Regierung, die ſich das Verdienſt erworben hat, eine Reihe vortrefflicher Straßen, Brücken, öffentlicher Gebäude dem Lande geſchenkt zu haben, hat bei allen ihren Anſtrengungen es nicht dahin bringen können, dem Italiener zu imponiren. Imponiren muß man dem Italiener. Das iſt das Geheimniß, ihm Achtung abzugewinnen. Furcht und Liebe

müſſen bei ihm zuſammenſchmelzen, ſonſt iſt man ſeinem Witz und ſeiner Neckerei bald preisgegeben. Seitdem die Deutſchen verrathen haben, daß ſie glauben, man müſſe Italien milde regieren, haben ſie auch ſchon Alles verloren. Dieſes Volk will ſcharf im Zügel gefaßt, ſcharf angeſpornt werden. Sein wildes Naturell geht mit einem ſanften Reiter durch. Es will keine im Stillen beglückende, ſondern eine lärmende Regierung. Es will Pomp, Aufzüge, energiſche Maßregeln und jeweilige Beiſpiele von unerbittlicher Strenge. Ob der humane Act, mit welchem Kaiſer Ferdinand I. ſeine Regierung begann, die Begnadigung der politiſchen Flüchtlinge und Gefangenen, die Früchte getragen hat, die man ſich davon verſprach? Man hat allen Grund, es zu bezweifeln. Statt einen ſolchen Act mit Gutmüthigkeit, deutſch gerührt, engliſch ſentimental, hinzunehmen, hat man ihn mit kalter Malice beſpöttelt als einen Beweis haltloſer

innerer Schwäche. Der Italiener gehört recht eigentlich zu den Menſchen, die in jeder Selbſtbeherrſchung Dummheit ſehen. Der Kaufmannsſinn dieſes Volkes wird ihn nimmermehr glauben machen, daß ſich Jemand entſchließen könnte, ſeinen eignen Vortheil freiwillig aufzugeben. Der Narr! der Thor! würden hier die Urtheile über Charaktere ſein, die man jenſeit der Alpen Weiſe und Heilige nennt.

Die Art, wie die Franzoſen Italien regiert haben, kann den Italienern noch nicht aus dem Gedächtniß entſchwunden ſein. Sie müſſen ſich eingeſtehen, daß Frankreichs Art, ihre Eroberungen mit Frankreich zu acclimatiſiren, die rückſichtsloſeſte von der Welt iſt. Der Franzoſe ſpricht franzöſiſch und erwartet, daß der Italiener ſich die Mühe gibt, ihn zu verſtehen. Der Deutſche lernt italieniſch. Die Oeſterreicher ſtellen nur Italiener an, oder ſolche Deutſche, die Italieniſch können. Frankreich zwingt ſeine hei-

miſchen Formen der Fremde auf, ſpricht Recht nach franzöſiſchen Geſetzen, hebt Rekruten aus, treibt raſch die Steuern ein, alles in kurzer dictatoriſcher Weiſe. Wie wenig aber dies Alles hindert, hier den Franzoſen dennoch beliebt zu machen, beliebt zu erhalten, ſieht man in täglichen Erſcheinungen. Signore è franchese? fragt die Italienerin, die uns ein Compliment machen will. Erziehung der höhern Claſſen, die Bildung der feinern Stände, der Unterhaltungsſtoff, alles iſt nach der franzöſiſchen Mode zugeſchnitten. Die öſterreichiſche Regierung in ihrem milden Syſtem glaubt das Rechte zu treffen, ſich dieſer Neigung nirgends zu widerſetzen. Die bekannten Napoleonsbilder und Napoleonsſtatüen findet man überall, ja ſelbſt in Seide gewirkt, auf der mailänder Induſtrieausſtellung, von einem Lorbeerkranz der preisrichtenden Commiſſion bedeckt. Wenn auch die Zahl der zugelaſſenen franzöſiſchen Zeitungen beſchränkt iſt, ſo

ſcheint man gegen Bücher duldſamer zu ſein, und die Damenwelt, die jungen Elegants, ſind ſo begierig, mit Paris au courant zu bleiben, daß an einem einzigen Tage von einem Buchhändler in Mailand, der Victor Hugo's Burgraves an den Straßenecken anſchlug, vierhundert Exemplare verkauft wurden.

Die öſterreichiſche Regierung vermeidet Alles, was an ihren deutſchen Urſprung erinnern könnte. Weder die deutſche Sprache noch deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft finden für ihre Verbreitung in Italien bei ihr Vorſchub. Dieſe Indifferenz mag bei Völkern, die auf ihre Nationalität ſtolz ſind, bei den Polen, Ungarn, Böhmen, am Platze ſein, in Italien iſt ſie es nicht. Träte die öſterreichiſche Regierung den Italienern mit der ganzen imponirenden Kraft deutſcher Originalität gegenüber, ſie würde damit weiter kommen. Man würde wenigſtens von ihr ſagen: hâ spirito! Man würde durch

die ſtarke Umarmung ſich ſelbſt erſtarkt fühlen und ſich größer vorkommen, je weniger ihre Herren ſich klein machen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Strenge es nicht allein iſt, durch die es den Deutſchen möglich werden würde, den Franzoſen in Italien den Rang abzulaufen. Der Hinblick auf Deutſchland müßte freier und großartiger eröffnet werden. Man müßte in den beiden Hauptzeitungen des Landes über Deutſchland mehr vernehmen, als nur die Reiſen, Hochzeiten und Entbindungen hoher Herrſchaften. Von Frankreich läßt man die Deputirtenverhandlungen zu, von Deutſchland nur Berichte über Ordensverleihungen, Eiſenbahnvorfälle und ähnliche Erſcheinungen, die es für den Italiener mit der Türkei auf eine Stufe ſtellen. Bemühte ſich die öſterreichiſche Regierung, mit Deutſchland in Italien Ehre einzulegen, ſo würde ſie auch Ruhm und jene innere Kraft erringen, die ihr auf die Gemüther fehlt.

Man wird erſtaunen, daß ich, um eine wichtige politiſche Frage zu erörtern, ſo viel äußerliche und rein formelle Dinge erwähne. Allein ich glaube, daß bei dem Italiener nichts in die Tiefe geht. So träge, als man ſie ſich gewöhnlich vorſtellt, ſind die Italiener nicht. Fleißig arbeiten ſie im Felde. In Mailand hämmern und klopfen die Handwerker bis tief in die Nacht. Wo ihnen die lachende Ausſicht des Gewinnes winkt, werden ſie ihre ganze Kraft nicht allein zuſammennehmen, ſondern überbieten können. Aber iſt der nächſte Zweck erreicht, ſo ſinkt ihnen die Hand in den Schooß. Die Schwierigkeit iſt überwunden und dies genügt. Eine eigne freie Arbeit, eignes Forſchen und Ringen, ſelbſtgeſpornte Thätigkeit findet wenig ſtatt. So ſchöpft man die Begeiſterung für Frankreich auch ganz aus der Oberfläche. Kaum weiß man, worauf ſie beruht. Erblickt man irgendwo jene politiſch-philoſophiſche Unruhe, die

ſich der Franzoſen bis auf die unterſten Claſſen gegenwärtig bemächtigt hat? Man klagt über die verbotenen franzöſiſchen Blätter, aber wer würde ſie leſen? Man gehe den ganzen mailänder Corſo auf und ab und beobachte an jedem Caffeehauſe diejenigen Leute, die eine Zeitung in der Hand haben; es ſind nur Fremde. Alle jene jungen Elegants, mit den ſchön friſirten Bärten, die canna d'India in der Hand wiegend, — wird nicht einer von ihnen, wenn er ſeine Taſſe Levante beſtellt hat, nach dem überall aufliegenden Journal des débats greifen? Nicht Einer. Die, welche leſen, ſind Fremde und ſind es Italiener, ſo leſen ſie die Mystères de Paris. Ich muß mehr ſagen, ich finde den Geiſt der gemüthloſen Oberflächlichkeit nicht nur in den Caffeehäuſern, ſondern hier auch in den Kirchen, in den Theatern, ja auf den Kathedern. Ueberall fehlt die kräftige Haltung, Männlichkeit, Ernſt. Die Deviſe der Journale

heißt: de tout un peu! Die gangbarſten Bücher ſind ſolche, welche lehren, wie man in drei Tagen franzöſiſch lernen und in vier und zwanzig Stunden geſcheidt werden kann. Gründliche Werke bleiben unberückſichtigt und nur das hat Erfolg, was der flüchtigen Erwerbung einer oberflächlichen Scheinbildung dienen kann.

Um gerecht zu ſein, muß man zu den Urſachen dieſer bei dem begabteſten Volke der Erde ſo auffallenden Geiſtesnullität noch das ſchlechte Beiſpiel einer geiſtesträgen und denkfaulen Geiſtlichkeit rechnen. Auf dieſem Gebiete kann man ſelbſt von Oberitalien nur das Unerfreulichſte berichten. Welch ein Heer von ſchwarzen Strümpfen! Und die Ueberzahl der Geiſtlichkeit ſcheint ſie nur um ſo ſicherer zu machen. Joſeph II. hob die Klöſter auf; noch ſind ihrer wenige reſtaurirt worden, aber faſt möchte man glauben, die Klöſter hätten das Gute, dieſen Schwarm geiſttödtender fauler Menſchen vom offenen Markt

des Lebens zu entfernen und der Ansteckung vorzubeugen, die von diesen in Weltpriesterkleidung einhergehenden Mönchen unter die große Menge kommt. Da wo die Geistlichkeit auf einer so niedern Stufe steht, wie in der Lombardei, möchte man getrost wünschen, die Klöster wären noch in der alten reichen Zahl vorhanden. Sie sind in diesem Falle wenigstens eine unschädlichere Absperrung des Aberglaubens. Man versichert, daß der Regierung selbst kein Bundesgenosse so lästig sein kann, als diese Geistlichkeit, die immer lärmt, immer intriguirt und für den Fall, daß die nächsten Behörden auf ihre lichtscheuen Ideen nicht eingehen wollen, sich unverweilt nach Wien selbst wendet. Da es auch unter der lombardischen Geistlichkeit nicht an ausgezeichneten Talenten fehlt, die ihre Muße den Wissenschaften widmen, da einige der höchsten Kirchenbehörden, z. B. der Erzbischof von Mailand, ein Tyroler, der Aufklärung geneigter

ſind als der Finſterniß, ſo hat ſich jetzt ein förmlicher Glaubensbund organiſirt, der unter dem Namen der Biscontini mit den hiſtoriſchen Chriſtusvereinen in Preußen und ähnlichen pietiſtiſchen Propaganden Aehnlichkeit hat. Dieſer Bund verfolgt ein planmäßiges Verfahren, um dem katholiſchen Glauben ſeine alte Reinheit zu erhalten; er hat ſich, unterſtützt durch die Reichthümer vieler bigotter Menſchen, die ſich als ſeine Werkzeuge brauchen laſſen, einen Einfluß angemaßt, der zunächſt nur moraliſch und in der Dummheit der Maſſen begründet iſt, den aber darum ſelbſt die Regierung zu fürchten hat. Die Biscontini ſind gleichſam eine vornehme Muckerpartei der katholiſchen Kirche Italiens. Die Biscontini krönen und ächten; ſie üben eine Vehme, die der Aufgeklärte verachten kann, aber oft bitter empfinden muß. Durch die Biscontini werden Aemter beſetzt, Candidaten zurückgewieſen und vorgeſchlagen, Ehren und Be-

lohnungen ertheilt. Sie haben Schriftſteller im Solde, die ihnen zu Liebe in zwanzig Bänden die Weltgeſchichte nach hierarchiſchen Grundſätzen umſchreiben *). Sie ſchicken Tractate unter das Volk, kurz ſie entwickeln ganz jene emſige Glaubensinduſtrie, die wir freilich unter andern Bedingungen auch in Deutſchland ſo einflußreich wirken ſehen. Als ich zu meinem großen Erſtaunen auf der mailänder Gewerbeausſtellung die kunſtvollſten Arbeiten nur anerkennend belobigt, einen Prozeſſionsbaldachin aber, eine ſilberne Monſtranz und die Leiſtungen eines Wachslichterfabrikanten mit Lorbeerkränzen ausgezeichnet fand, mußte ich annehmen, daß die Commiſſion der Preisrichter auch aus Biscontini's beſtanden hat.

*) Cantu.

4.

Einfahrt in Italien.

Durch das wilde Steingerölle des ſich erſt ſpäter zu einem Weltſtrom bildenden Rheins, durch Felſenſtraßen, mit bewunderungswürdiger Ausdauer hart an himmelhohen Abgründen hingezogen, durch Thäler, deren Vegetation ſchon immer weniger und weniger von den Früchten milderer Zonen erzeugt, gelangt man hinter der graubündiſchen Hauptſtadt Chur endlich in die Region, wo man es glaubt, daß es Schnee gibt, der ſo alt, wie die Welt iſt. Wunderbare Geſteine rechts und links am Wege, ſonderbare Ueberreſte ungeheurer neptuniſcher Um-

wälzungen der Urzeit, und immer zwerghafter die Bäume, immer kleiner ſelbſt die traurige Tanne, die unſer treuer Begleiter in die Schneegefilde ſein wird. Im Dorfe Splügen kann man von der diesſeitigen Welt Abſchied nehmen. Es war ein heiterer Maitag und doch fuhr ein eiſiger Hauch durch die Luft. Im Kamin des Wirthshauſes loderte ein praſſelndes Feuer. Der Blick in die Höhe zeigt, daß wir rings vom Waſſer umgeben ſind. Die Sonne erinnert uns an einen Februartag unſerer Heimat, wo die Hoffnung auf Thauwetter durch ein plötzliches Schneegeſtöber wieder getäuſcht werden kann. Alle dieſe weiß und blau gemiſchten Wolken werden hierher noch lange nicht den Frühling bringen. Dohlen und Krähen flattern hier noch ganz in ihrem Element.

Der Poſtwagen ſteigt nun den ſplügener Berg hinan. Lebewohl, was hinter uns bleibt! Dieſer kleine hellgrüne Schaumſtreifen dort un-

ten in dem ungeheuren Kieſelbette der Tiefe iſt der Rhein, iſt ein Zwillingstheil von ihm, der ſich unten bei Reichenau mit dem Hinterrhein verbindet. Ahnt dieſer ſtürzende kleine Bach, was aus ihm die Zukunft kann werden laſſen? Abſchiednehmend blickt das Auge noch immer hinterwärts auf eine Welt zurück, an deren Stelle jenſeit jener Wolkenſchleier drüben eine neue Schöpfung uns aufgehen ſoll. Werden wir den Frühling drüben wiederfinden? Faſt verzagen wir, wenn die Pferde immer ſchwerer ziehen, die Achſe immer tiefer ſeufzt und uns auch die Krähe nicht mehr folgen will, die hinunterſchießt in die grauen ſteinerfüllten Thäler. Erſt liegt der Schnee hier und da zerſtreut am Wege, hinter Felſen, zwiſchen den Zweigen einer Tanne. Man denkt: Das ſind Reſte von den weißen Oſtern, die man hier gefeiert hat; morgen werden ſie geſchmolzen ſein! Bald aber finden ſich die verdächtigen weißen Flecken auf

der Straße ſelbſt und rechts und links hängen in die Tiefe ſchon ganze lange weiße Laken hinunter. Bald feſſeln den Blick nicht mehr die weißen, ſondern nur noch die grauen Punkte, die Steine, die aus der wachſenden Schneemaſſe hervorgucken — und nun iſt Alles Schnee. Aber die Roſſe ziehen noch, die großen Güterwagen haben tiefe Spuren im Wege zurückgelaſſen, die geſchmolzen ſind, noch geht es eine Stunde muthig hinan. Da ſtockt plötzlich der Zug, der Schnee liegt fußhoch, die Räder verſagen den Dienſt. Güterwagen, Eilpoſten ſtehen ſchon in Menge an dieſer Grenze und werden entweder umkehren müſſen oder ausgeladen werden. Für Räderfuhrwerk gibt es keine Straße mehr. Ein kleines Stationshaus beherbergt Arbeiter, die der Poſt zu Hülfe kommen. Der Inhalt des Eilwagens wird auf kleine einſitzige Schlitten geladen, die Paſſagiere, je zwei und zwei, müſſen hinaus in die Winterluft und, in Mäntel, Pelze,

Fußſäcke gehüllt, ſich zu demſelben Beförderungsmittel bequemen. Eine lange, peinliche Stunde vergeht auf dieſe Vorbereitungen. Dann bekommt jeder der kleinen Schlitten ein Pferd, der leere Poſtwagen bleibt zurück und die kleine Karavane ſetzt ſich in Trab. Erſt geht das recht anmuthig fort. Der Schnee iſt zu beiden Seiten aufgeſchüttet, man fährt luſtig und lachend durch dieſe Wälle hindurch. Bald hören aber auch dieſe Bequemlichkeiten auf. Der Weg wird uneben, der Schlitten ſchleudert hin und her, die beiden Paſſagiere müſſen ihre Kenntniſſe von der Theorie des Gleichgewichts praktiſch anwenden. Unten im Thale war Sonnenſchein; hier fängt es an zu ſchneien. Der ſchärfſte Oſtwind treibt den Schnee in die Augen, die ſchon, von der glänzenden Weiße aller Umgebungen geblendet, den Dienſt verſagen. Die Arbeiter am Wege, die den ſchmalen, kaum ſechs Fuß breiten Weg nothdürftig unterhalten,

tragen grüne Brillen vor den Augen, was einer Gruppe von Mehren, die nebeneinander ſtehen, ein ſonderbares Anſehen gibt. Schon fahren wir zwei Stunden, aber noch lange nicht iſt die Höhe des Berges erreicht. Zuweilen öffnen ſich rechts und links die Wälle und man fährt dicht an unergründlichen, aber trügeriſch mit Schnee verhüllten Abhängen hin. Der Schlitten ſchleudert hin und her, ein einziger Fehltritt des ſtrauchelnden Pferdes und man läge auf immer verloren in der Tiefe. Plötzlich hält der Zug. Man hört Schellen in der Ferne. Eine Karavane kommt uns entgegen. Das wird Schwierigkeiten geben, aber es gibt noch mehr, es gibt eine Scene aus den Zeiten des Fauſtrechts. Der Stärkere wirft den Schwächern bei Seite. Der Weg reicht kaum für die Breite eines Schlittens hin, ſo muß alſo der zweite beſeitigt werden. Man drückt ihn mit Mann und Maus in die Schneewand hinein. Wir waren die Schwäche-

ren und mußten in unſerer Schneeniſche die Herabkommenden an uns vorüberpoltern laſſen. Sonderbare Phyſiognomien, die wir in unſerer traurigen Lage wenigſtens belachen konnten. Die Meiſten ſchienen Touriſten zu ſein, die in Italien überwintert hatten und zur Saiſon nach London, in deutſche Bäder, zur Rheinreiſe zurückeilten. Ergötzlich waren auch hier, wie immer, meine berliner Landsleute. Ein zweiter Nicolai, fröſtelnd in leichter Kleidung, warf uns einen wahrhaft tragikomiſchen Blick zu. In dieſem Blick lag das Reſultat einer ganzen italieniſchen Reiſe. Ohne zu wiſſen, ob wir Deutſche wären, rief er uns händeringend im berliniſchen Accent zu: „Ja, ſagen Sie, iſt ſo was nun menſchenmöglich?“ und dabei ſträubte ſich ſein Haar, ſein Unglück paarte ſich mit Zorn, er hätte die ganze Verwaltung dieſer Straße beim berliner Kammergericht verklagen mögen. Nie habe ich einen Blick von ſolcher Beredtſamkeit

geſehen; es lag Alles darin, eine ganze Beſchwerdeſchrift über Italien in zwei Bänden, ein Feldzug gegen alle Flöhe, gegen alle Gaſtwirthe, gegen alle Straßen dieſes ungemüthlichen, liebloſen Italiens und nun noch dieſe Schrecken der Rückreiſe, wo man in jedem Augenblick ein dem Staate und ſeiner Familie ſchuldiges Leben riskirt, wo man ſpurlos im Schnee abhanden kommen und vielleicht erſt nach Jahren durch leichenwitternde, ſchnuppernde Hunde entdeckt werden kann. Endlich war der lange Zug vorüber. Wir wurden aus unſerer Niſche wieder hervorgezogen, vom Schnee geſäubert, und ſtiegen rüſtig empor. Nach einer Stunde erklärte uns unſer Führer, daß wir bald auf der Höhe wären. Sechstauſend Fuß über die Oberflächlichkeit des menſchlichen Daſeins erhaben! Zwar kaum die Hälfte von der Höhe des Montblanc, aber doch troſtreich genug.

Nun ging es bergab. In weiter Ferne

leuchtete über den noch immer unabsehlichen Schneemassen und durch das Schneegestöber hindurch am Himmel ein einziger blauer Streifen. Das ist Italien! jauchzte es in der Brust. Und nun hing sich der Blick ganz an den blauen Streifen fest und wollte nicht mehr ablassen, und merkte nicht, daß grade jetzt erst die Fahrt besonders gefährlich wurde. Denn nun ging es jählings in die Tiefe, das arme Roß taumelte hin und her, knickte mit Vorder- und Hinterfüßen ein und erregte durch seine grotesken Tänzersprünge unser tiefstes Mitleiden mit dem so geängstigten, edlen Thier. Die Passagiere mußten jeden künstlichen Balancierversuch aufgeben und sich ganz dem hinten sitzenden Kutscher überlassen, der den Schlitten wie eine Tretorgel behandelte, denn wenn er umstürzen wollte, warf er ihn immer mit den Füßen im Fluge auf die andere Seite. Aber rasch ging es. Der blaue Streifen wurde immer größer, die weiße

Schneefläche neigte sich immer sanfter abwärts. Günstige Vögel flatterten schon wieder mit heiserem Gekreisch über den Weg und nicht lange, so erhob sich aus dem Schnee die österreichische Douane. Das war ein Lärm, ein Fluchen, ein Toben in diesem Karavanserai von Fuhrleuten und betrunkenen Zollwächtern! Dabei stand man mitten im Wasser, weil hier von dem vielen Verkehr der Schnee schon schmolz. Jetzt Pässe, Kofferöffnungen, die ersten Wirkungen der magischen Kraft der „Zwanziger," der erste Versuch, sich italienisch auszudrücken. Wo das Wörterbuch nicht ausreicht, nimmt man die Börse zu Hülfe. Endlich auch hier Erlösung; nun noch eine gute halbe Stunde Schnee, dann ein mitten auf der Haide stehender leerer Postwagen, der uns und unser Gepäck wieder aufnimmt und nach einer sechsstündigen, mühevollen und doch unvergeßlichen Alpenüberfahrt in raschem Fluge uns in das erste italienische Gebirgsthal hinunter führt.

Es war Abend geworden. Um das graue Geſtein wob ſtille Dämmerung. In der Ferne glühte noch eine Schneekette vom Abendroth der Sonne, die hier unten geſchienen hatte, während es oben ſchneite. Donnernd raſſelte der Wagen durch jene wunderbaren Galerien, welche hier die Kunſt des Wegebaues mitten durch granitne Felſen geſprengt hat. Dieſe italieniſche Auffahrt des Splügen iſt in ihren felſigen Schneckenwindungen von der ſchwindelnden Höhe der kahlen Alpen herab bis in die Tiefe des ſteinigen Giacomothales, eine der wunderbarſten Straßen Oberitaliens, bequem und maleriſch zugleich. Eine Cascade, die in tanzenden Sprüngen, von Abhang zu Abhang in die Tiefe ſtürzt, ſcheint mit ihr um die Wette zu laufen. Es iſt Nacht. In den kleinen Dörfern das Gewälſch der am Wege verſammelten Thalbewohner, das Bettelgeſchrei der Kinder, die ſich um einen Sou untereinander die Haare ausraufen, und wenn man

nicht den zweiten ſpenden will, zuletzt nach vielem Betteln uns noch auslachen. Es iſt neun und der Wagen rollt in die erſte italieniſche Stadt, in Chiavenna ein, das ſchon ſeinem Namen nach (Chiavenna, Schlüſſelchen) ſich als die Eingangspforte zu Italien ankündigt. Wir erkundigten uns nach dem Namen des Fluſſes, der das Giacomothal durchſchnitt. Es iſt die Lira. Welche Vorbedeutung für das Land der Muſik, der erſte Strom, den wir in Italien ſehen, heißt die Lyra! flüſterte eine empfindſame Engländerin. Ein praktiſcher Deutſcher bemerkte aber: „Miß, unter der Lira kann man auch die Lira austriaca verſtehen, den Zwanziger!“ Er hatte Recht. Der Zwanziger iſt auch ein Symbol Italiens.

5.

Die Seen Oberitaliens.

Von den drei großen italieniſchen Seen macht' ich die Bekanntſchaft des Garda-See's vor zehn Jahren. Er wird ſich ſeitdem nicht verändert haben. Wie ein jeder dieſer Seen ſeine eigenthümlichen Reize hat, ſo iſt auch der Garda-See, wenn auch im Ganzen einfacher und beſcheidener, als die beiden andern, doch reich an lieblichen Schönheiten. Mit Wonne und Wehmuth gedenke ich jener Fahrt mit damals befreundeten Menſchen über den glatten Spiegel dieſes freundlichen Waſſers, deſſen Ufer ſich von der ſchroffeſten Alpennatur herab bis zu den

sanften Umrissen der lombardischen Ebene abdachen. Von Roveredo herüberkommend springt uns auf der Spitze des kalten und rauhen Monte Baldo plötzlich der ganze ausgebreitete Spiegel des Garda-See's entgegen. Mächtig schlägt die Welle an den Molo des kleinen Hafenortes Torbole an; ein leichter Nachen führt uns von den steinigen Ufern rechts und links bald hinunter zu freundlicheren Erscheinungen. Dort zur Seite das Städtchen Riva; der tobende Wildbach Torrente Albola und ein anderer, der Varrone, werfen sich ermüdet vom Zickzack ihrer Gebirgswanderungen durch feuchte, moosbewachsene Felsenspalten in den See hinunter. Wir sahen den Ponalfall. Es steht Alles noch vor mir: die kleinen Häuser, dicht an der schäumenden Cascade angenistet, die schwanken Breter, über die der Fuß schaumbespritzt, doch sicher hinüberschreitet, die beladenen Esel, die zuversichtlich um den donnernden Fall herum in die Höhe klettern,

das Klappern von Mühlrädern, die der Wildbach, ehe er im See ſich ruhen kann, noch bewäſſern muß, und die feuchten Kleider, die man, weiter ſegelnd, auf dem ſchaukelnden Kahne an der brennenden Sonne trocknet. Zur Rechten die großen Citronenpflanzungen eines Grafen, deſſen Namen wir wol an irgend einem Palaſte Veronas ſuchen müſſen. Die erſten vom Baum gepflückten Citronen, aus Enthuſiasmus noch mit Zwanzigern aufgewogen, wurden ſorgfältig aufbewahrt bis Venedig, wo ſie in die ſelbſtbereitete Limonade ausgepreßt wurden. Es kam die Nacht. An einem kleinen Flecken zur Linken, Malceſine, landeten die Schiffer und ein Nachtquartier bis zur zweiten Morgenſtunde, wo die Schiffer mit dem friſchen Winde zur weitern Fahrt ihre Segel füllen wollten, wurde bezogen. In dieſem Orte oder in der Nähe hatte einſt Goethe jenes Abenteuer, das er in ſeiner italieniſchen Reiſe ſo anmuthig beſchreibt. Wol

sahen wir aus der Nacht jene Mauerüberreste eines alten Schlosses herausdämmern, die damals Goethe, ihrer malerischen Lage wegen, zeichnen wollte. Das Volk versammelte sich um ihn und rief den Podesta, der ihn verhaften wollte, weil er eine Festung der Republik Venedig abzuzeichnen gewagt hätte. Es entstand eine parlamentarische Verhandlung zwischen dem Dichter und der Stadt. Es rettete ihn hier kein Faust, kein Mephisto, kein Geheimerath, keine Berufung auf das in Malcesine völlig unbekannte Herzogthum Weimar, sondern das Zufälligste, das von Goethe nicht immer hochgehaltene Frankfurt, seine Vaterstadt. Um der Republik Venedig zu schmeicheln, hatte er sich endlich nach vielen vergeblichen Vorstellungen entschließen müssen, auch sich für einen Republikaner auszugeben und dies rettete ihn, nicht etwa der Republik wegen, sondern weil plötzlich aus der unruhigen Menge ein Mann hervortrat, der in Frankfurt bei dem

Kaufmann Bolongaro in Dienſten geſtanden. Nun war die Verſtändigung leicht und Goethe ſchiffte weiter, wie damals auch wir, ſeine dankbaren Schüler. Am Vorgebirge Virgilio vorüber, landeten wir in Bardolino, mitten in der üppigſten Fülle des italieniſchen Herbſtes, unter Weinguirlanden, Feigen und Oliven.

Jetzt nach zehn Jahren ſah ich den zweiten dieſer weltberühmten Seen, den Lago di Como. Dieſer verhält ſich zum Garda-See, wie ein Oelbild zu Aquarell, wie ein farbenglühender Tizian zu einem Wandgemälde Paul Veroneſe's. Der Garda-See eine Vorſtudie, der Comer-See das volle innere Heiligthum. Was dort zerſtreut, wimmelt hier in dichten Gruppen; dort Felſen, hier höhere; dort Gärten, hier Wälder voll ſüdlicher Schönheit. Dem Comer-See geben die Italiener ſelbſt vor allen dreien den Vorzug; er hat den Schnee der Alpen in der Höhe und eine ſüditalieniſche Vegetation am

Fuße ſeiner Ufer. Die Woge iſt ſtürmiſch und mildbewegt. Das Klima, durch alle Schichten der Luftveränderung hindurch, mit ſanfter, niemals ſchädlicher Abwechslung. Von Colico bis hinunter nach Como wechſelt der Anbau der Ufer zwiſchen den Staffagen eines einfachen Fiſcherlebens und den elegantesten mailänder Villeggiaturen ab. Hierher flüchtet die vornehme und reiche Welt von Milano, wenn die Trottoirs daheim zu brennend werden. Unzählbar iſt die Menge der lieblichſten Landhäuſer, die rechts und links am Ufer, bald auf grünen, wieſenartigen Landzungen, bald auf ſchroffen und mit Oelbäumen und Cypreſſen düſterbepflanzten Felsvorſprüngen gebaut ſind. Hier iſt der Ort, wo die Kaufleute von Mailand zwei Monate im Jahre liebenswürdig werden. Hier nehmen ſie die Fremden auf, denen ſie zehn Monate in Mailand ihre Paläſte verſchließen. Hier werden ſie Mäzene, kaufen Statüen, Bilder, Bücher

und Koſtbarkeiten des Luxus. Hier waſchen ſie in reinen Bergquellen, die von den Felswänden ſtürzen, ihre vom Zahlbret eingegrauten Hände. Hier lauſchen ſie den melodiſchen Klängen, die von einer roſendurchflochtenen Altane herniedertönen, und erſtaunen, daß dieſe Harfe, dies Piano von den Fingern ihrer Töchter, deren Talent ſie nicht kannten, berührt wird. Unter dieſe Mailänder-Zwanziger-Cröſus miſchen ſich ruſſiſche Fürſtinnen, die von ihrer Reiſewuth endlich hier auf einer Villa ausruhen, wenn der Kaiſer ſo gnädig iſt, ihre Päſſe zu verlängern; berühmte Virtuoſen, die ſich in Europa Geld genug zuſammengeſtrichen und gehämmert haben, um hier auf einem Fleck der Erde zu vergeſſen, daß man ſie ſelbſt nur zu bald vergeſſen wird; müde Seelen, die viel gepilgert ſind und keinen Ort der Welt ſo tröſtend fanden, als dieſen See mit ſeinen Cypreſſenufern und Nachtigallenhainen. Die Paſta hat hier eine Villa, die Taglioni

eine, und ich bin überzeugt, alle Dichter und gefühlvollen Philoſophen der Welt würden hier eine haben, wenn ſie ſie bezahlen könnten.

Nach der winterlichen Alpenüberfahrt, welch ein Erwachen in Chiavenna! Ich will die Unbequemlichkeiten eines Gaſthofes, der ſich als deutſch ankündigte und ſchlechter als ein italieniſcher war, nicht ſehen, nichts hören von den Klagen eines gichtkranken Engländers, der begleitet von Söhnen, Enkeln und Enkelinnen hinter einem großen Glaſe Porterbier über die ihm noch bevorſtehenden Schrecken der ſplügner Fahrt die Hände rang. Ich will meine Augen nur weiden an dieſem Grün, das vor mir über die kalkige Mauer eines Gartens herüberragt. Der Frühling iſt wieder gefunden und um wie viel reicher, wie viel ſchöner, als wir drüben von ihm Abſchied nahmen! Jene langen, grünen Bogengänge ſind Weinlaubdächer; die ſpitzen Zacken der Aloes ſcheinen dieſe Feſtons zu tra-

gen; die edelſten Obſtbäume gemiſcht mit Oliven, die der unkundige Blick nicht mehr mit Weidenbäumen verwechſeln wird. Und jene kahlen Bäume ſind nicht ſolche, die erſt keimen ſollen, ſondern die ihre Pflicht ſchon gethan haben; Maulbeerbäume, deren Blätter für den Seidenwurm ſchon abgepflückt ſind. In der Ecke eines Gartens, hinter Aprikoſen- und Pfirſichſpalieren, verſteckt ſich der erſte Feigenbaum.

Doch ſind dieſe lieblichen Umgebungen Chiavennas noch erſt ein frühreifes Wagniß der Natur; der Weg zur nördlichen Spitze des Comer-See's führt noch durch ein unfruchtbares, ſumpfiges Thal, deſſen felſige Seitenwände öde und düſter auf uns herabblicken. Scharf faßt uns auch der Wind, der aus den Uferkrümmungen des See's entgegenbläſt. Der Weg führt durch eine öde, ſeichte Fläche, die von dem See abgelagert zu ſein ſcheint. Ziegen und magere Kühe holen ſich mühſam das kümmerliche Gras

hervor, das hier zwiſchen Millionen kleiner Kieſelſteine wächſt. Erſt in Colico gewinnen wir Vertrauen zu der Gegend und bald wird dies Vertrauen königlich belohnt. Dicht am Ufer des See's führt eine kunſtvoll gebaute Straße durch kleine Stationen, deren wohllautender Name auch im Einklang mit der immer üppiger werdenden Vegetation ſteht. Nun verſchieben ſich die grünen Ufer ſchon auf höchſt maleriſche Art. Durch Felſengalerien, in welche herabtröpfelnde Bergquellen ſich den Weg zu bahnen wußten, raſſelt man ſchnell hinab nach Bellano und Varenna. Zur Rechten winkt Menaggio und nun theilt ſich der See in zwei Arme, von denen der eine nach Lecco, der andere nach Como fließt. Hier iſt der rechte Mittelpunkt der pittoresken Schönheiten des See's. Links donnert der Fiume di latte und ſpritzt ſeinen weißen Giſcht oft in ſo viel Milliarden Tropfen umher, daß die darauf fallende Sonne ihn mit einem fernhin ſichtbaren

Regenbogen umzieht. Von Varenna führt uns ein Boot nach dem Vorgebirge, wo ſich die beiden Arme des See's trennen, nach der Punta di Belaggio, einem Felſen, der auf der nördlichen Seite mit rauhen Tannen, auf der ſüdlichen mit der ſchönſten Blumenpracht und allen Früchten Italiens bewachſen iſt. Hier ſchon ſieht man jene Roſenbüſche, die in vielfachen Verſchlingungen mit dem Epheu wetteifernd, in dunkle Myrthenbäume hinaufranken. Die Pförtnerin der Villa Serbelloni geleitet uns auf die höchſte, ſehr kunſtvoll ausgearbeitete Spitze und dann hernieder in die duftenden Bergabhänge, in dieſe zwar künſtlich angelegten, doch dem geſegneten Erdſtrich nun ſchon zur Natur gewordenen Gärten. Dort die Villa Melzi, wo uns die geſchmackloſe Marmorgruppe eines von ſeiner Beatrice zu den Sternen geleiteten Dante, der aber das armſelige Anſehen eines Schneiders hat, nichts von unſerm frohen Humor nehmen

ſoll. Winkt uns doch drüben die Villa Sommariva, dieſe Centifolie der bildenden Kunſt. Hinüber! Vorbei an der Cadenabbia, an die vornehme Schwelle dieſes fürſtlichen Palaſtes! Welch ein Eingang! Welch ein Gruß der Nachtigallen, die in einer Ueberfülle ſüdlicher Naturſchönheiten jetzt hier mehr zu beklagen ſcheinen, als nur ihre eignen Schmerzen. Dieſe Villa Sommariva, dieſe Erblaſſenſchaft eines Mannes, der ſeinem Schönheitsſinne ſein Vermögen opferte, ſoll demnächſt an den Meiſtbietenden verſteigert werden. Graf von Naſſau, Kurfürſt von Heſſen, hier iſt etwas für eure Sucht, Häuſer- und Gütercomplexe zu kaufen! Hier iſt ein fürſtliches Aſyl entſagender Zurückgezogenheit, hier kann man Memoiren nicht über ein einfaches Dichter- und Künſtlerleben, ſondern über Staatsumwälzungen und Regentenlaufbahnen ſchreiben! Ein großartiger, in einfach edlem Styl erbauter Palaſt enthält in ſeinen Corridoren

und Sälen Sculpturen und Bilder älterer und neuerer Meiſter. Und nicht etwa Modelle nur und arme Gypsabgüſſe, mit denen wir übrigen Sterblichen uns befriedigen müſſen, ſondern die echten eigenhändigen Schöpfungen Thorwaldſens und Canova's. Von jenem den Alexanderzug, den Napoleon beſtellte und Graf Sommariva nach der Kataſtrophe von Waterloo einlöſte. Von dieſem Amor und Pſyche in einer Umarmung, die ganz das Werk jenes zarten, duftigen, anhauchenden Meißels iſt, den nach Canova noch kein Bildhauer wieder geführt hat. Von den Gemälden würde eine gewählte Kritik viel ausrangiren; ſie gehören größtentheils jener römiſch-franzöſiſchen Schule an, die im Genre Appianis Sinnlichkeit unter dem Deckmantel griechiſcher Schönheit verbarg. Dazwiſchen froſtige Nachwehen des republikaniſchen Römergeſchmacks, den Napoleon adoptirte und der in ſeinen prätentiöſen Zeichnungen und kalten Far-

ben zu den häßlichſten aller artiſtiſchen Rococos gehört. An der lüſternen Ausbeute einer gewiſſen Sphäre der griechiſchen Mythologie, beſonders des Kapitels von den mehren Verwandlungen Jupiters, kann man die Bildung errathen, die der Sammler dieſer Schätze vom dem Geſchmack des vorigen Jahrhunderts erbte. Es ſind die Götter Griechenlands, die auf der Villa Sommariva herrſchen und wenn man die üppige Blumenfülle ihrer Umgebung durchwandelt, wird man ſich wol vorſtellen können, wie in dieſen berauſchenden Blütengängen, unter Geranien, Kaiſerkronen, Azaleen, Roſen, Heliotropen, Lilien und Orangenblüten, die Satyrn und Nymphen einſt verſtanden haben, ihnen auch zu opfern.

Ein längerer Aufenthalt in dieſer Gegend müßte reizend ſein. Ein Obdach in den Gaſthäuſern wäre bald gefunden, doch müßte man nicht an einem Punkte, ſondern überall woh-

nen. Man müßte den See für festes Land nehmen und sich mit einer Gondel das Gebiet seiner Ausflüge vergrößern. Am frühen Morgen durchwandelte man die schattigen Gänge der Sommariva; bei guter Zeit kommt das Dampfboot von Como und bringt Gesellschaft, Briefe, Zeitungen. Mit der Hitze flüchtete man sich an das Ufer, das nach Menaggio führt; hier läßt die Krümmung des See's immer einen kühlen Luftzug wehen. Das Ufer dieser Bucht ist nicht so reich bepflanzt, aber doch kann man an einem ungeheuern, noch hoch in den Wolken mit Schnee bedeckten Felsen stehen, an dessen Fuß aus einer Spalte mit seinen großen, dunkeln Blättern und Ranken ein Feigenbaum wächst. Die Zierde des Mittagstisches bilden die im See gefangenen Fische; Musik lockt uns auf den Balkon, ein Boot kommt mit Sang und Klang von Bellaggio. Aus allen Ecken

läuten grellgeſtimmte Kirchenglocken. Immer gleich ſchallt das Rauſchen des fernen Fiume, ein Piſtolenſchuß hallt im Echo der Berge donnergleich wieder. Die ſinkende Sonne röthet nach den Alpen zu die weißen Schneekuppen der Berge und endlich legt ſich die Nacht mit ihren funkelnden Sternen über Ufer und See. Nichts hört man, als die klagenden Nachtigallen des ſeligen Grafen Sommariva und das Seufzen der am Ufer liegenden und von den Wellen geſchaukelten Gondeln.

Oder auch es hüllt ſich alles in Regen und Nebel. Man beſteigt das Dampfſchiff und entflieht betrübt, links und rechts an vielen Villen vorüber, nach Como, welches eine herzlich langweilige und dringend zur Abreiſe auffordernde Stadt iſt.

Der dritte See, der Lago Maggiore, hochberühmt, vielgeprieſen, vielerſehnt. Iſola Bella und Iſola Madre ſind Namen, die wie Muſik

an unſer Ohr klingen, die auf deutſche Jünglinge und Mädchen einen paradieſiſchen Zauber haben. Leider entzog mir für diesmal Regen und Nebel die Bekanntſchaft dieſes See's. Um ihn zu beſuchen, ging ich von Como über Vareſe nach Seſto Calende. Der vareſer See bietet einen Sommeraufenthalt für diejenigen Mailänder, die mit ihrer Villeggiatur noch Agricultur-Zwecke verbinden. Man hat neben dem See hier eine Ebene, in der man die Ernte beobachten und im October auch einen Haſen ſchießen kann. Seſto Calende liegt am ſüdlichſten Zipfel des Lago Maggiore, aber er bietet ſich hier ſo unvortheilhaft dar, daß man ſich an einen mecklenburgiſchen oder pommeriſchen Landſee verſetzt glaubt. An einer ſchmutzigen Lache fröſteln einige kahle Maulbeerbäume, nüchtern und träge ſpiegelt der See das Bild des grauen Himmels wieder und im Schilfe beginnen die Fröſche ſo wohlbekannte, vaterländiſche

Concerte, daß man unwillkürlich an Schmidt von Werneuchen denkt und Goethe's Muſen und Grazien in der Mark aus der Taſche ziehen möchte. Ich nahm die Poſt und fuhr nach Mailand.

6.

Mailand.

Die Hauptſtadt der Lombardei kann man das italieniſche Brüſſel nennen. Statt des Flämiſchen liegt das Italieniſche zum Grunde. Die Tünche, die äußere Politur und die Tendenz der Stadt iſt Paris. Brüſſel iſt aber viel origineller. Der flämiſche Grundſtoff iſt mannhafter, kernichter, als der italieniſche. Brüſſel iſt auch von der geiſtigen Cultur der Pariſer beherrſcht, von der franzöſiſchen Literatur, von den Journalen, von dem Parteigeiſt und der Politik. Nach Mailand ſcheint aber bei allem Gallicismus doch aus Paris nichts gekommen zu

ſein, als nur das Modejournal. In Allem, was Zimmerverzierung, Form der Kleider, der Bärte, Friſur, Lehnſtühle, Sophas, Wagen, des äußern Anſtandes oder jener anſtandsloſen Rohheit, die oft die Tournure der jungen Männerwelt unſerer Zeit iſt, betrifft, hängt Mailand von Paris ab, und, was das Troſtloſeſte iſt, nichts iſt erreicht. Die im pariſer Sinn gedachten Kaffeehäuſer ſind eng, ſchmutzig, ohne anſtändige und zuvorkommende Bedienung, ohne Journale, oder wenigſtens Menſchen, die ſie leſen. Seine Taſſe Kaffee bekommt man eine halbe Stunde, nachdem man ſie beſtellt hat. Mag man die Kleider nach franzöſiſchem Zuſchnitt tragen, man ſieht ſie nicht; das elegante Mailand exiſtirt gar nicht zu Fuß, es exiſtirt nur per Achſe. Man hat eine Art von Boulevards, aber ohne die elegante Bevölkerung derſelben. Mailand iſt in dem Grade eine Stadt der Caroſſen, daß ſie dem einfachen Fußgänger nur

die tödtlichſte Langeweile bietet. Es gibt ſchöne Frauen, aber nur hinter dem Kutſchenſchlag. Das Mailand, welches wir armen Fußgänger genießen müſſen, iſt ein enges, ſtinkendes, ſchmuziges Winkelwerk, in dem ſich auch nicht ein einziger großer freier Platz findet, wo man ſich von dem Geſtank der Käſe und der in der Sonne ſchwitzenden Speckſeiten erholen könnte. Und nicht einmal Arkaden hat dieſe italieniſche Stadt. Ihre Arkaden in der Sonnenhitze ſind die Vorhänge der Läden, die einen zwei Fuß breiten ſchattigen Weg bilden, auf dem man in Gefahr kommt, erdrückt zu werden. Und ſo laſſen ſich die Nachtheile der Vergleichung mit Brüſſel und Paris bis auf die größern und kleinern Punkte ausführen.

Mailand iſt eine große Stadt. Sie gehört zu denen, die ſich europäiſch nennen dürfen. Deshalb legt man einen ſtrengen Maßſtab an und fühlt es ſchmerzlich, daß man hier Dinge

vermißt, die man billigerweiſe finden ſollte. Ein Volksleben exiſtirt nicht. Die Noja, die Langeweile, liegt erdrückend über dies Gewimmel der großen und kleinen Häuſer, Straßen und Winkelplätze. Statt der Mandoline Abends der Leierkaſten. Um zehn Uhr iſt alles todtenſtill und man muß es pure Anmaßung nennen, daß die Theater ihre Vorſtellungen von neun bis zwölf geben. Wenn man um zwölf aus der Scala nach Hauſe kommt, flackert noch hier und da ein Lichtchen in einem Kaffeehauſe, aber die Straßen ſind ſo öde, daß man nur den Fußtritt der Schildwachen, den Anruf der Patrouillen hört. Mailand iſt labyrinthiſch gebaut. Der geübteſte Ortsſinn hat Mühe, ſich zurecht zu finden. Das wäre ganz gut bei einer Stadt, die ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert allmälig entwickelt hat. Das jetzige Mailand iſt aber keineswegs von ſo altem Datum, und man behauptet, dieſes Zickzack der Straßen ſollte der

Stadt eine Feſtung erſetzen. Mit Kanonen läßt ſich hier nicht operiren, oder man müßte Kartätſchenſchüſſe erfinden, die ihr Ziel erreichen, nachdem ſie von drei oder vier Mauern abgeprallt ſind.

Wer dieſer Stadt einen längern Aufenthalt widmet, findet ſich mit der Zeit wol zurecht. Es zieht ſich um die ganze Stadt eine theils bereits recht ſchattige, theils neuangelegte Allee. Schöne, zuweilen kunſtreiche Thore, führen mit langen Corſis in die Mitte des Ganzen. Der Waffenplatz mit ſeiner im einfach edlen Styl gebauten Friedenspforte gibt der Stadt eine vielleicht zu künſtliche Ausdehnung. Durch dieſe Friedenspforte fährt man von Seſto Calende herein. Es iſt ein großes Portal mit zwei kleinen Seitenthoren. Das öſterreichiſche Kaiſerhaus hat hier ſeine Friedenspolitik, verſinnlichen wollen. Einige Reiter werfen ſolche Kränze, wie ſie ſich an dem Portal des Metternich'ſchen

Schloſſes auf dem Johannisberge finden, über das beglückte Italien herab. Ein Reiſegefährte verlangte, daß die Pferde anſpringen ſollten. Als wenn man den Frieden im Galopp bringen könnte! Das Monument in ſeiner Idee und Ausführung iſt ſehr trefflich, aber ob es politiſch iſt? Ob die Italiener es ſo gemüthlich beurtheilen, wie wir? Ob es nicht rathſamer geweſen wäre, gegen den prahleriſchen Arc de l'étoile in den pariſer Champs élyſées einen Pendant aufzurichten, der die Namen jener Schlachten aufgezählt hätte, in denen Frankreich von Aspern an bis Waterloo erlegen iſt? Mich ergriffen immer wehmüthige Gedanken, wenn ich von dieſem blendenden Monument des Friedens durch die dunkeln, einfachen Alleen des Waffenplatzes nach Sonnenuntergang luſtwandelte. Drüben jenes Caſtell ließen die Viscontis errichten, um die widerſpenſtige Stadt zu zügeln. Zweimal zerſtörten es die Mailänder.

Jetzt ist von dem alten Gemäuer noch soviel übrig, daß es für österreichische Soldaten eine Kaserne werden konnte. Ich sage österreichische, warum nicht deutsche? Gehört das Alles uns? Dürfen wir auf diesen Besitz stolz sein? Müssen wir befürchten, ihn wieder zu verlieren?

Den Mittelpunkt der Stadt bildet der Dom. Erhabene Schauer durchrieseln Jeden, der ihn zum Erstenmal erblickt. In seiner blendenden Marmorweiße, mit seinen zahllosen Kuppeln, Pfeilern, Bildwerken ragt dieser wunderbare Bau über den Dunstkreis menschlicher Leidenschaften empor. In seinem milchweißen Gestein scheint dieser Gottestempel von ewigem Mondschein umflossen. Am Abend, am Morgen, bei Sonnenschein, bei Sturm und Regen, immer der gleiche, jungfräuliche Vollmondsschimmer, der den Dom von Allem abscheidet, was ihn umgibt. Ein Deutscher soll ihn gebaut haben und sagen müssen wir uns: Warum gehören

dieſe wunderbaren Tempel einem Volk, das ihre heilige Bedeutung nicht empfindet? Wo ſind hier Augen, die andächtig zur Höhe dieſes ſtolzen und doch demüthig gedachten Tempels aufblickten? Das Ganze ſtrebt kühn empor und hält plötzlich inne. Ein Thurm könnte und müßte dieſem Bau fehlen, denn entweder würde er ſo winzig ausfallen, wie die kleine geſchmackloſe Spitze, die wirklich darauf gebaut iſt, oder er würde ein Rieſencoloß geworden ſein, der vielleicht die Schönheit gehoben, aber die Symmetrie der Demuth zerſtört hätte. Drinnen, wie groß nimmt uns das auf! Wie ſtrömt das beklommene Herz in eine unendliche Weite, in einen unbegrenzt ſcheinenden Raum, der hier gewiß dem Schöpfer gehört! Ein majeſtätiſcher Eichenwald ſcheint ſich über unſern Häupten aufzuwölben, und wie verlockend, wie tröſtend und beruhigend dieſe ſanfte Dämmerung, die aus den durchſichtigen Teppichen dieſer bunten

Fenſter quillt! Es iſt ein Licht wie aus den Reflexen von Millionen glühender Edelſteine zuſammengefloſſen. Nie habe ich Glasmalereien von einer ſolchen Farbenwahl, einer ſolchen kaleidoſkopiſchen Ineinandermiſchung von Hell und Dunkel, von Sternſchimmer und Karfunkelglanz geſehen. Dies Roth ſind Rubine, dies Gelb Topaſe, dies Blau Saphire. Die Ueberfülle benimmt dem Dome das Licht, aber hier fühlt man, daß es wol eine Dämmerung geben muß, in der es ſich ſeliger lebt, als im Lichte.

Und dieſer wunderbare Bau, weſſen Lob verkündet er? Das Lob des Herrn, des ewigen Gottes, der Himmel und Erde geſchaffen hat? Wo dachtet ihr hin, ihr frommen Seelen, als ihr ſolche Tempel ſchuft? Wer ſoll ſie erfüllen? Vielleicht die Zerknirſchung einer ganzen Nation, wenn einmal Krieg und Peſtilenz die Menſchen in die Gotteshäuſer treibt. Für unſere täglichen großen und kleinen Sünden aber, für das religiöſe

Bedürfniß, wie es kommt und geht, sind sie zu groß. Da liegen Hunderte von Menschen auf den Knieen und kaum merkt man sie vor einem der Altäre, die in den Nischen angebracht sind. Der übrige ungeheure Raum hallt wieder von dem Fußtritt der Neugierigen, der Lungernden, der Bettelnden, eine unwürdige Bevölkerung dieses Domes, den man seiner Bestimmung völlig entrückt hat und in seiner Heiligkeit misbraucht. Dazu kommt, daß der Dom ebenso wenig wie Nôtre Dame in Paris zur fashionablen Modeandacht bestimmt scheint. Auch der mailänder Dom gehört den armen Leuten. Selten eine Equipage an seiner Marmortreppe; wenig anständig gekleidete Beterinnen, die dort mit stummer Gleichgültigkeit einem messelesenden Priester zuhören. Die vornehme Andacht sucht, wie in Paris, die kleinen entlegenen Gemeindekirchen auf, und allerdings macht ein schönes Auge, hinter einem Schleier, in einer

Laube mehr Effect, als auf dem offenen Felde. Was ist selbst der schöne Mensch im Dom von Mailand!

Im Gewölbe zeigt man die durch ihre Pracht berühmte Kapelle des heiligen Karl Borromeo. Der heilige Karl, einer von den berühmten Fürstenbrüdern Borromeo, ist nach Sanctus Ambrosius der Schutzheilige Mailands. „Wir fürchteten nicht die Cholera," schrieb kürzlich ein im Solde der Biscontini stehender Feuilletonist der mailänder Zeitung, „denn wir haben den heiligen Karl!" Die Kapelle dieses, wie die Todtenliste der Cholera ausweist, doch sehr unwirksam gewesenen Präservativs gegen die Cholera ist von Marmor, mit Gold und Silber überladen. Wenn uns der Kirchendiener in die Gruft führt und mit seiner Fackel die Kerzen am Altare, über dem der Sarg des Heiligen ruht, anzündet, so erstaunt man über diese Verschwendung edler Metalle. Die silbernen

und goldenen Basreliefs, welche Scenen aus dem Leben des seliggesprochenen Fürsten schildern, machen beim flammenden Licht den lebhaftesten Eindruck. Der Altar ist bedeckt von einer Menge kostbarer Weihgeschenke, die von den vornehmsten Personen, ja selbst von regierenden Fürsten hierher verehrt worden sind. Napoleon wußte den massiven Gehalt dieser Kapelle wohl zu schätzen und legte auf den mailänder Dom allein eine Brandschatzung von vier Millionen Franken. Der Dom zahlte und die Kapelle blieb unberührt. Der Priester hat uns aber noch größere Schätze zu zeigen, als nur Gold und Silber. Er nimmt ein weißes Meßgewand vom Altare, legt es sich nicht ohne Feierlichkeit um und rollt mit einer eigenthümlichen Schraubenmaschine einen Vorhang auf, hinter welchem in einem Sarge von durchsichtigem Bergcrystall die sterblichen Ueberreste des heiligen Fürsten sichtbar sind. Es ist ein Ske-

lett, beſäet mit Gold und Edelſteinen. An den Knochenfingern ſtecken Ringe, am Haupte goldene Reifen. Zu ſeinen Füßen ſteht eine mumienartige kleine Figur, ein modeneſiſches Prinzlein, das der Ehre, in dieſem Sarge beigeſetzt zu werden, vielleicht deshalb gewürdigt wurde, weil der Heilige ſein Pathe war. Der ſtarke Schädelknochen des Borromäers hat einen eigenthümlichen Ausdruck, aber ich müßte unwahr ſein, wollte ich ſagen, daß er anzöge. Es liegt etwas Maſſives, Stieres und Dumpfes in dieſer Knochenbildung, und man begreift hier jenen Fanatismus, durch den ſich Carlo Borromeo den Geruch der Heiligkeit verdiente. Denn nächſt ſeinen Reichthümern fielen für ſeine Seligſprechung jene Verdienſte in die Waage, die ſich dieſer Cardinal durch die Begründung des Borromäiſchen Bundes erwarb, einer Liga, die mit Geld und Intoleranz die Flammen des dreißigjährigen Krieges ſchürte. Der Proteſtant

weil wir unbedingten Gehorsam leisten. Wenn wir einen Befehl thun und die Strafe nicht leiden, so folget nothwendig, daß wir keinen Gehorsam leisten. Ich kann überall vorgehen, daß ich die Strafe nicht leide, wenn ich nur nicht gehorche. Ich kann mich verbergen, ich kann fliehen, ich kann mich wehren, ich kann mich auf Gnade ergeben, ich kann mich mit Geld loskaufen, ich kann mich durch Vorbitten retten, ich kann mich durch Ausflüchte und Lügen helfen, ich kann mich durch Gewalt schützen, ich kann mich durch Hülfe anderer retten, ich kann mich durch Flehen und Bitten retten

nach Deutsch in Kleinert Journal. Die „Bemerkungen“ ist eine ausgezeichnete Klassifikation der Fehler der Sinne, die wir gewöhnlich machen, und sagte, obschon verneinend genug, über deutsche Literatur insbesondere, daß sie selbst in Frankreich, wo sie in Deutschland ist, also ist bekannt, noch nie Bewunderer, ein Gefühl der Bewunderung noch nie den Zuhörern verursachet. Zu den bekanntesten Fehlern, die unbewußt noch eine einzelne Gesellschaft zu hören pflegen, wenn sie zur Bewunderung sich, Eine oder Jene verpflichtet sieht, Deutsch oder Deutsches, englisch oder Englisches, Französisch oder Französisches, Griechisch Heben, mit welchen Ausdrücken Einigen so Manche, so Viele, so Alle mit Verachtung bei manch Einer und Einem Andern Deutsch, Französisch, Griechisch, Englisch, Lateinisch bezeichnet sind, ohne Einen in die Lage Jenes, welches Manche in der Gesellschaft, und abwesender nicht wenn

muccio herauskommt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man bei jedem Buche, welches man zu kaufen wünſcht, handeln muß. Die Frage: Was wollen Sie geben? vorgelegt in einem groſſen Kaufgewölbe, iſt ſo ſchmutzig, daß man ſich darüber verſucht fühlt, oft den ganzen Handel abzubrechen. Man fordere den Preis, unter dem man eine Sache nicht laſſen kann und muthe uns nicht ein Markten und Feilſchen zu, zu dem wir weder die Geduld noch den Krämerſinn haben.

Mein Lieblingsweg ging täglich über den Corſo in die Gardini publici, die ebenſo wenig, wie die in Venedig, beliebt ſind. Links hört man an dem hohlen Widerhall einer Militairorcheſtermuſik, wie ſparſam der heutige Beſuch des Reitercircus iſt. Drüben liegt das Tagtheater della Stadera, wo man heute hohe Stelzentragödien, über die alles weint, morgen die albernſten Farcen gibt, über die alles lacht. Die

Gärten ſelbſt gehören nur den Kindern und den Hunden, die ſich zuſammen auf den grünen Raſen tummeln. Eine Terraſſe führt auf den ſchöneren Theil des Walles; links das ſaftige Hellgrün der königlichen Gärten, rechts die Kette der noch ſchneebedeckten Alpen. Der Weg führt an einem Correctionshauſe vorüber, wo das Lachen und der luſtige Geſang der Gefangenen zwar auf ein ſehr humanes Pönitentiarſyſtem ſchließen läßt, die Abſchreckungstheorie aber für die Menge Vorübergehender und neugierig Zuhorchender doch zu ſehr aus den Augen geſetzt wird. Aus dem Thore rechts kommt man nach der Eiſenbahn, die nach Monza führt, auf welcher der dem Italiener eigne Verſchönerungsſinn einen Fehler gemacht hat, der keine Nachahmung verdient. Rechts und links hat man die Bahn mit Bäumen bepflanzt, wodurch für das vorüberfliegende Auge ein wahrhaft krankhafter Reiz entſteht. Endlich an der Porta Vicentina kehrt

man in die Stadt zurück. Hier und an der Porta Ticineſe hat man das Leben des gemeinen mailänder Volkes; es iſt ſehr einfach, ſehr proſaiſch, ſehr langweilig. Die Menſchen ſitzen und glotzen vor ihren Boutiken und warten, daß ein ungariſcher Grenadier eintritt, um ſich ein Viertelpfund Käſe zu kaufen. Die Frauen beſſern alte Lumpen aus, die Kinder ſchreien dazwiſchen und zuweilen fährt eine vornehme Caroſſe durch dies Gedränge von Menſchen, die entweder die Fröhlichkeit nicht kennen, oder denen ihr dumpfer, brütender Zuſtand ſelbſt ſchon das größte Vergnügen iſt.

Am Dom vorüber, von der Porta Orientale herauf, finden des Abends jene geprieſenen mailänder Corſofahrten ſtatt. Wer an ihnen etwas Unterhaltendes findet, muß eigne Begriffe von der Langenweile haben. Mir erſchienen ſie lächerlich und abgeſchmackt. In einer engen Straße, die noch Raum für zwei Reihen Fuß-

gänger und die Tiſche der Sorbettiere haben ſoll, ſchießen auf- und abwärts aneinander zwei Reihen Caroſſen vorüber. Die Wagen ſind ſehr elegant, obgleich geſchmacklos grell in ihren Farben. Die Pferde, liebe, treue Landsleute aus Holſtein und Mecklenburg; die Damen wahrſcheinlich ſehr ſchön und vornehm; aber nirgends ein Punkt, dieſe zahmen olympiſchen Spiele gut zu beobachten. Der Corſo iſt nicht einmal mit Gas erleuchtet. Dürftig ſchimmert das Licht aus den Läden und Kaffeehäuſern. Und nun ein Wagen nach dem andern, der uns nichts angeht und den wir nichts angehen. In Hamburg, Berlin und Wien kann man bei jeder beſuchten Oper dies Schauſpiel beſſer genießen. Man hat dort wenigſtens den Vortheil, die ſchönen Frauen ausſteigen zu ſehen. Wenn in Mailand der Corſo breit genug und die vornehme Welt harmlos genug wäre, in der Mitte ihre Wagen kutſchiren zu laſſen und nebenbei

auf dem Trottoir anmuthig hinzuſchlendern, ſo ließ' ich mir gefallen, eine Stunde lang vom Café de Servi aus eine ſolche Corſofahrt zu beobachten. So aber, wie ſie iſt, trieb ſie mich entweder ins Theater oder ins Bett.

Eines Abends, die Sonne war eben hinter dem Monte Roſa verſchwunden, führte mich ein ſchlendernder Spaziergang an eine entlegene Gegend der Stadt, in den Vorhof einer einfachen, niedrigen Kirche. Es war San Ambrogio, eine der älteſten chriſtlichen Kirchen. Alles ſtill in den Kreuzgängen, die die niedrig gelegene Kirche umgeben. Nicht ein einziger verlorner Beter in dem dunkeln, ſtillen Gotteshaus. Schauer erfaßten mich, wenn ich dachte, was an dieſer Stätte, die vor dem Dome die Kathedrale Mailands war, ſich alles ſchon begeben. Jene eiſernen drathüberflochtenen Thüren wagte einſt der heilige Ambroſius vor dem Kaiſer Theodoſius zu verſchließen, der mit blutbeſpritz-

ten Händen, hier draußen, in dieſem Vorhofe, anpochte, um nach der grauſamen Züchtigung von Theſſalonich Gott anzubeten. Sind die Thüren nicht die echten, ſo ſind es doch die Angeln, die Pfoſten, die Pfeiler; iſt es doch die Schwelle, auf die Theodoſius ſich reuevoll niederwarf und in dem Muthe des entſchloſſenen Kirchenfürſten die ſtrafende Hand Gottes erkannte. Hierher geht, ihr Oberhofprediger, die ihr an jedem Sonntage in euren fürſtlichen Schloßkirchen eine neue Tugend des Landesvaters zu rühmen wißt; hier lernt den evangeliſchen Muth, ihr Geiſtlichen, und den evangeliſchen Gehorſam, ihr Fürſten! Friedrich Barbaroſſa, der für einen albernen Mummenſchanz, den die Mailänder mit ſeiner Gemahlin getrieben, die damals ſchon große und mächtige Stadt Mailand der Erde gleich machte, hat in ſeinem, wie Profeſſor Schubert in München behauptet, „gerechten“ (!) Zorne San Ambrogio

verſchont. Den Zerſtörungen Attila's und Barbaroſſa's verdankt Mailand ſeine Armuth an antiken Bauwerken. Wie großartig das alte Mediolanum angelegt und geſchmückt geweſen, beweiſen die an dem Corſo der Porta Ticineſe gelegenen ſechszehn antiken Säulen, die man ſonderbarer Weiſe immer mit der in der Nähe befindlichen eleganten St. Lorenzokirche in Verbindung bringt. Es war für mich der Anblick dieſer verwitterten und doch ſo grandioſen Säulen ein Begegnen mit dem Alterthum, eine Ahnung der Schönheiten Roms, die mich mit wonnigem Schauer ergriff. Wie ernſt, wie hoheitsvoll blicken dieſe ſechszehn Zeugen geſchwundener Zeiten auf die kleine Welt herab, die hier an ihrem Fuße Kirſchen und Melonen ausſchreiet, Käſe wiegt, auf ihrem Schafte Bilderbögen voller Heiligen, Schwefelhölzer, Kaffeekannen und blecherne Suppenlöffel ausgebreitet hat! Es ſoll die Façade eines Herkulestempels geweſen ſein.

Der ſtereotype Beſuch jedes Fremden, der nach Mailand kommt, gilt der Brera und der Ambroſianiſchen Bibliothek. Die erſtere iſt eine Art Akademie und enthält Sammlungen für alle Zweige der Kunſt und Wiſſenſchaft. Die Gemäldegalerie enthält in leider zu dunkeln Sälen viel Ausgezeichnetes. Die Ordnung der Bilder iſt wiſſenſchaftlich. Auch dient ſie zur Ergänzung für eine Malerakademie, deren Eleven man hier und da, leider immer ſtörend genug, vor den ausgezeichnetſten Bildern auf hohen Bretergerüſten arbeiten ſieht. Die Reiſehandbücher führen alles getreulich auf, was man hier von ſchön gemalter Leinwand finden kann. Wer, wie ich, im Allgemeinen leider gegen dieſe Kunſt kalt iſt, wird nicht viel finden, was ihn dennoch zwingt, ſich vor ihrem Genius zu beugen. Was iſt an jener Madonna von Guido Reni, vor der zwei Dilettanten an Copien arbeiten? Iſt die Mutter Gottes wirklich eine ſo vornehme italie-

niſche Prinzeſſin geweſen, wie ſie uns hier mit einer abſchreckenden ariſtokratiſchen Hoheit anblickt? Sie hält ihr Kind uns entgegen, nicht als den künftigen Erlöſer aus Liebe, ſondern aus Gnade, mit dem ganzen Stolz eines altadeligen Hauſes, das ſich in dieſem Sproſſen die Fortdauer ſeines erlauchten Namens geſichert hat. Einen ſehr ſauber ausgearbeiteten und ſchöngemalten Kopf ſieht man von Raphael Mengs, von Leonardo da Vinci einen geretteten Frescokopf mit der gewöhnlichen Tiefe ſeiner Charakteriſtik. Ein Schweißtuch von Guercino gemalt, iſt grauſenhaft wahr. Man glaubt die heißen Tropfen, vermiſcht mit Blut, herabrinnen zu ſehen. Die berühmteſten Bilder dieſer Galerie ſind bekanntlich das Spoſalizio Raphaels und die Ausweiſung der Hagar von Guercino, zwei kleine Bilder, vor deren tiefanregender Schönheit man allerdings ſtundenlang verweilen kann. Das Verlöbniß Maria's mit Joſeph iſt

eine Jugendarbeit Raphael's, eine erſte Pinſelprobe; man würde dem ſpätern Meiſter weder die ſtereotype Aehnlichkeit aller der hier gezeichneten Figuren, noch den Schattenmangel, noch den geſchmackloſen großen Tempelkaſten, der den Hintergrund bedeckt, haben hingehen laſſen. Aber wie iſt dennoch das Ganze ſo lieblich! Welcher Hauch ſüdlicher Milde weht durch dieſe ſanften Farben! Wie rein offenbart ſich ſchon hier jene hinreißende Idealität, die in allen Schöpfungen des größten Meiſters lebt! Auch hier iſt alles rein menſchlich, rein wirklich, gemüthlich, anſchmiegſam. Der Eindruck des Ganzen iſt ein einiger. Nichts zieht uns hier oder dort hin, ſondern alles lebt in dem einen Gedanken, dem Verlöbniſſe zweier gottgeliebter Menſchen. Ein Gegenſtand, der ohne alle kirchlichen Schnörkel, ohne alle myſtiſche Allegorien, ohne alles Beiwerk fremdhergeholter Symbolik rein menſchlich und deshalb auch ſo rein poetiſch aufgefaßt und

wiedergegeben ist. Aller Zweifel ist fern. In dem Augenblick, wo der Priester die Ringe wechselt, blickt wol manche der Jungfrauen rechts und mancher der Jünglinge links abwärts, aber keiner mit Verstandesgloſſen, keiner, der nicht mitten in der Sache und tief ergriffen wäre von dem magnetischen Moment dieſes symboliſchen Actes. Es ist, als durchzuckte ein Blitz die ganze Verſammlung. Geſpannte Neugier bei den Mädchen, ernſte Billigung bei den Männern. Der Schimmer der beiden Reifen ſcheint ſie alle zu blenden; ſie ſcheinen alle zu glauben, daß in dieſer Minute ſich etwas begibt, was jenſeit aller menſchlichen Berechnung im Reich der Ahnung und des Wunders liegt. Es ist eine Scene, wie ſie nicht vor tauſend Jahren in Paläſtina ſich ereignete, ſondern wie ſie alle Tage in jeder Landkirche, vor jedem Hausaltar ſtattfinden kann. Und dies Alltägliche gerade iſt der Schlüſſel ihrer ſo lieblich überredenden,

ſo einſchmeichelnd feſſelnden Wirkung. Wenn man von dem Bilde ſcheidet, geht man erheitert, denn man fühlt, ſo etwas muß und wird ewig leben.

Anders iſt es nun mit dem berühmten Guercino; hier iſt Schmerz, Zerriſſenheit, tiefe Wehmuth. Abraham entläßt Hagar, weil ſie ihm außer Ismael keine Kinder mehr gebiert. Mit Sara, die uns nur den Rücken zuwendet, beſteht das Bild aus vier Perſonen; das Ganze iſt Knieſtück. Jede Figur hat ihren eigenen Ausdruck, und einen ſo tiefen, daß man ihm nachhängend in die düſterſten Betrachtungen ſich verliert. Wenn man den Abraham, nicht ſeiner friſchen, lebensſtrotzenden Züge, ſondern ſeines weißen Bartes wegen für zu alt findet, als daß er ſich über die Unfruchtbarkeit ſeines Weibes wundern könnte, ſo iſt dies eine mehr witzige Bemerkung, die die patriarchaliſche Einfachheit des Bildes eben darum nicht ſtört, weil für

Hagar dieſer greiſe Abraham in gehorſam weiblicher Hingebung ein Jüngling iſt. Er verſtößt ſie, es iſt hart, aber ein höherer Geiſt, jener prophetiſche Geiſt, der ſich in der verklärten Hoheit ſeiner Züge ausgeprägt findet, entſchuldigt dieſe Härte. Es iſt nichts Leidenſchaftliches, nichts Frevelndes in dem ſtolzen Blick ſeines Auges. So, wie er einſt das Meſſer ergreifen wird, um ſein Kind dem Höchſten zu opfern, ſo ſagt er zu Hagar: Gehe, weil es der Herr will, gehe, weil du nicht bleiben darfſt! Und Hagar klagt dieſe Marmorruhe nicht der Marmorkälte an, ſie ringt nicht die Hände, wie ſie würde ein Franzoſe gemalt haben, ſie zeigt nicht ſtolz auf den kleinen weinenden Ismael. Weder Uebermaß des Schmerzes, noch Trotz in ihrem feuchten Auge, ſondern etwas ganz Anderes, viel Höheres, viel Tieferes. Es iſt Gehorſam, Scham und ſtiller Schmerz, daß es ihr nur einmal gelang, für die Umarmungen eines Mannes in

einen Rath von Zeit zu Zeit. Es ist das gebräuchliche Verfahrungsweise bei Gesetzgebern, wo sie Gutes ohne großen Aufwand thun, und wo sie selbst gewisse Dinge zu besorgen, in einem gewissen Lande Zeit zu Zeit wiederholt sind für gesetzmäßig Handlungen nicht Gesetzgeber und Gesetzgeber sind, sondern Gesetzgeber, die sich Gesetze machen, die sich binden, und mit den Menschenrechte, Gesetzen und Freiheiten, die sie ihnen geben, auf Widerrufsfälle sich selbst Grenzen setzen. Wo sich Gesetzgeber über diese Grenzen hinaus setzen, sich in Widerrufsfälle setzen, wo sie Gesetze machen, die sie nicht binden, wo sie Gesetze geben, die sie nicht halten, wo sie Gesetze machen, die sie nicht halten können, da sind sie keine Gesetzgeber, sondern Tyrannen, und sie sind es um so mehr, wenn sie Gesetze machen, die sie nicht halten können, und sie sind es um so

ſer heiligen Sphäre die Eva-Natur eines triumphirenden Weibes nicht wird verleugnet haben.

Auch in der Ambroſianiſchen Bibliothek, deren Hauptſchatz ihre berühmten Manuſcripte ſind, findet man gute Bilder. Sie ſind freilich nicht ſo koſtbar umrahmt, wie die in der Brera, ſie ſind auch meiſt nur klein und geben von berühmten Meiſtern oft nur Studien und kleine Tiſchabfälle. Aber ſie bekommen gerade dadurch einen antiquariſchen Charakter, der uns mit beſonderer Neugier bei ihnen verweilen läßt. Für den Raphael'ſchen Carton: die Schule von Athen, hätte ich mir ein ſchäferes Auge gewünſcht. Allerhand kleine Tiziane hängen zerſtreut umher. Auch Köpfe von Leonardo und groteske Zeichnungen von Michel Angelo. Wahrhaft geſchämt habe ich mich, mitten in dieſen werthvollen Arbeiten eine lächerliche Pinſelei, die Bekehrung des heiligen Euſtachius darſtellend, als ein Werk Albrecht Dürer's angegeben zu finden. Schon

der Blick auf einen allerdings auch nicht sehr schmackhaften, abgeschlagenen Johanniskopf von der Hand dieses Malers (welcher arme nürnberger Diebeskopf mag ihm zu dieser Studie von der Scharfrichterei seiner Vaterstadt geliefert sein?) kann beweisen, daß Albrecht Dürer eine solche Arbeit nicht hat liefern können. Auf diesem Bilde kommen Pferde, Hunde und Hirschkühe vor, die aus Lebkuchen gebacken oder aus Holz gedrechselt scheinen. Die Bäume sind von lakirtem Blei und die Wolken von Glas, kurz die Arbeit ist so stümperhaft, daß man die Behörden auffordern möchte, Untersuchungen anzustellen, ob dieses Bild wirklich mit Recht Dürer's Namen trägt. Man möchte glauben, die Italiener hätten dieses Bild aufgehängt, um die altdeutsche Kunst lächerlich zu machen.

Am Frohnleichnamstage, dessen glänzend vorbereitete Prozession an dem regnichten Wetter scheiterte, besuchte ich in Begleitung des geistrei-

chen und gefälligen Profeſſors Menini, dem die deutſche Literatur für ſeine ihr gewidmeten Bemühungen zum höchſten Dank verpflichtet ſein muß, die Werkſtatt Pompeo Marcheſe's. Die Italiener, die den Thorwaldſen der Welt überlaſſen, halten den Pompeo Marcheſe für den erſten jetzt lebenden Bildhauer Italiens. In der That iſt ſein Name in die neuere Kunſtgeſchichte mannichfach verflochten und die Zahl ſeiner öffentlich ausgeſtellten Leiſtungen ſo groß, wie die ſeiner Schüler. Selten wird man hinter einer kleinen Thür, die der Eingang eines kahlen und unbedeutend ſcheinenden Hauſes iſt, zu einer ſo enttäuſchenden Ueberraſchung eintreten. Das Atelier Marcheſe's iſt ſchon ſeiner lieblichen Lage wegen ſehenswerth. Um einen nicht großen, aber in üppigſter Blumenpracht blühenden Garten ziehen ſich die reichen Hallen, bald der Werkſtatt, bald des Muſeums in gefälliger Symmetrie. Der Fuß ſchreitet über

Manuskripte; selbst auf sich entdeckte oder in Bibel begleitete Gedanken, Bilder, Reminiszenzen stieß, wie ich gestehen muß, in Bibeln, Psalmen und viel mehr in einigen Jahren Bibel- als Buch-Lektüre, nicht selten; — es war nun einem Psalmen, der nichts von den gehörten hat, kein widersprechender weiter, für ihn schuldig gut Gedanke in einer Bibel stehe: — Die Psalmenlieder war insbesondere ein Gedicht, welches einige in Psalmen enthaltene nicht kindliche Psalmen mit Ausnahme am Mauer verehrt haben. Gehen ist mir eine alte Liebe seiner so ungeeigneten Beschäftigte gegen Gott ist hat aufgewiesen werden; und ein solcher Mensch-Gott Gottes in Psalmen ist Mensch. Ich sage ihn nur einen solchen Gedanken. Ich bin es nun Gott, als ein heiliger Gott Gottes in den Psalmen Gottes, Gott, Gott, Gott

zu ſtehen, hat mir wegen ſeiner bekannten Liebe zur goldenen Behaglichkeit immer beſſer geſchienen. Nun aber traf es dieſe Statue ſehr übel. Die Frankfurter hatten es endlich ſoweit gebracht, daß ſie in der Zeit des jetzt geheilten Denkmalfiebers auch ihren Goethe haben wollten. Und zwar einen recht ſtrammen, ſtattlichen, bronzenen, mitten in die dankbare Stadt hinein, auf einem großen Platz oder am Ende einer großen Straße. Mit Thorwaldſen und Schwanthaler wird unterhandelt, ein Comité errichtet ſich, Geldbeiträge fließen leidlich zuſammen. Siehe, da kommt mitten unter die Subſcriptionsliſten ein fix und fertiger marmorner Goethe aus Mailand, ein Geſchenk dreier patriotiſcher Frankfurter, die den bedeutenden Preis, den Pompeo Marcheſe für ſeine Arbeiten nimmt, aus ihrer eigenen Taſche bezahlt hatten. Sie boten ihren Goethe nicht zum Verkauf, ſondern zum Geſchenk. Sie wollten die Speſen, die Koſten

der Aufrichtung, alles übernehmen, dieſe ehrenwerthen Männer. Aber man nahm ihr Anerbieten nicht an, betrachtete die Arbeit des Italieners mit Gleichgültigkeit und hat ſie jetzt in das Veſtibul der Bibliothek geſtellt, wo ſie anſehen kann, wer da will. Den echten frankfurter Goethe wollen ſie nun auf den Comödienplatz ſtellen, gegenüber den drei Haſen, umgeben von Häuſerchen, die im Hypothekenbuch ihrer Lage wegen recht hoch angeſchrieben ſtehen mögen, in der That und Wahrheit aber eine des Dichters unwürdige Staffage ſind. Des Abends werden die Kutſcher, die ihre Herrſchaften aus der Loge abholen, dem Dichterfürſten mit der Peitſche um die Ohren knallen, oder ſie werden, wenn man ihn durch eine Schildwache ſchützt, die Statue zu jenem Ziele machen, welches die Wagenlenker der Alten bei den Ludis circensibus im Umſchwenken vermeiden mußten. Die Alten wählten aber zu dieſer ſoge-

nannten Meta gewöhnlich einen Obelisken oder einen ſtumpfen Kegel, keine Statue, auf welche mit Andacht und Bewunderung das Augenmerk eines ganzen Volkes gerichtet iſt.

Doch zurück zu Marcheſe. Mag ihm auch die deutſche Heroenwelt verſchloſſen ſein, die italieniſche beherrſcht er meiſterhaft. Von ſeinen allegoriſchen Gruppen werden die einfachſten am meiſten anſprechen. Für die vielen geſchmackloſen Civil- und Militairbehörden, die ſich kopfweiſe hier aufgeſchichtet finden, kann die Kunſt nicht, die nach Brod geht. Wahrhaft lächerliche Fratzen ſieht man da, Köpfe die nicht werth ſind, aus Brodkrumen nachgeformt zu werden, geſchweige aus Marmor. Einige Denkmäler zu Sarkophagen ſind wahr empfunden. Vor der Gruppe, welche die Kreuzesabnahme Chriſti darſtellt, ſollen Kenner mit Bewunderung ſtehen. Wer verdenkt es dem Künſtler, daß ihm der Ruhm, den er für dieſes Werk erntete, ſüß

ſchmeckt und er ſich ein wenig zu oft in der Wiederholung ähnlicher Ideen bewegt? Im Allgemeinen bemitleide man jeden Künſtler, der in die Lage kommt, viel Geld zu verdienen. Er hört auf, ſein eigener Herr zu ſein. Der Geſchmack der Beſteller wird ihm erſt Befehl, allmälig Gewohnheit. Er wird in Welten heimiſch, die ſeinem Genius hätten fremd bleiben ſollen. Dies Gefühl erwecken beſonders die religiös-kirchlichen Arbeiten des Künſtlers. Die Bildhauerei gehört der Erſcheinungswelt an, die Religion der Welt der Ahnungen. Iſt ſchon die Verzierung jenes ungeheuern Sockels, den ich eben in Arbeit fand, auf welchem Blumenguirlanden mit allerdings wunderbarer Feinheit in Marmor ausgehauen waren, deshalb eine Verirrung, weil das Weſen der Blume recht eigentlich der Malerei angehört, ſo geht doch jene gewaltige Gruppe, die auf dieſen Sockel geſtellt werden ſoll, eine plaſtiſche Allegorie der Reli-

gion, völlig über die Grenze hinaus. Eine Himmelskönigin mit einem todten Christus im Schooß, umringt von Gruppen Andächtiger. Weiber, Kinder und Greise, die sich drängen, die Fußzehen des Gekreuzigten zu küssen. Ist das eine Allegorie der Religion, oder eine Allegorie des Aberglaubens? Die Himmelskönigin hat eine Stralenkrone ums Haupt. Stralen, Lichtstralen, durch Marmor ausgedrückt! Wohin geht ihr wieder, ihr Künstler? Ist das nicht eine Conception im alten jesuitischen Geschmack? Fehlt da noch etwas, daß man nicht den Tüncher ruft, den Marmor zu übermalen, oder wenigstens den Gürtler, die kalten Marmorstralen zu vergolden? Man forderte mich auf, in ein Besuchbuch, welches der Künstler offen liegen hat, einen Denkspruch zu schreiben. Ich hätte, im Gefühl, daß mir ein einziger schöner Kopf, eine einzige schön gegliederte Figur lieber ist, als dies heillose allegorische Gruppen=

werk, ihm ſchreiben mögen: Vergäße doch die Bildhauerkunſt nie, daß ſie der Triumph der Einfachheit ſein ſoll!

Wie proſaiſche Gemüther es gibt, hört man recht beim Urtheil über einen Kunſtgenuß, der zu den ergreifendſten gehört, die die Wanderung durch Italien nur darbieten kann. Von Leonardo da Vinci's Abendmahl heimkehrend, ſagen ſo viele Reiſende: „Der weite Weg nach Santa Marie della Grazie belohnt ſich nicht. Das berühmte Bild iſt an der Wand eines häßlichen, dunkeln Saales, ſo gut wie nicht mehr vorhanden.“ Und grade dieſe Wanderung hat mich tief erſchüttert. Von dieſem berühmten Abendmahl, von dieſem edlen, in ſo einfacher und faſt architektoniſcher Harmonie gehaltenen Bilde, ſind tauſend und abertauſend Copien faſt in jedem chriſtlichen Hauſe irgendwo in einem Winkel zu finden; ſchon Millionen Confirmanden haben vor ihm die heiligen Schauer der erſten Einladung zum

Tiſche des Herrn gefühlt und von dieſem Bilde, wie es Leonardo da Vinci mit eigner Hand malte, iſt ſo gut wie nichts mehr übrig. Er malte es für den Eßſaal eines Kloſters. Die Mönche müſſen begieriger in ihre Schüſſel, als nach jenem Symbol des Geiſtes, in dem ſie ſie leeren ſollten, geblickt haben; früh ſchon zeigte es Spuren von gleichgültiger Behandlung. Dann kamen die Zeiten der Barbarei, die Revolution und aus dem Speiſeſaal des Kloſters wurde ein Stall für die Pferde franzöſiſcher und öſterreichiſcher Cavalerie. Leonardo da Vinci war bekanntlich ein leidenſchaftlicher Pferdeliebhaber. Das berühmte Roß, das der auch als Bildhauer große Mann fertigte, zerſchoſſen ihm vor ſeinen eignen Augen franzöſiſche Reiter, die es zur Beluſtigung als Zielſcheibe wählten. Auch ſein Abendmahl ging durch Pferde und Stallknechte zu Grunde. Später entdeckte man die Barbarei und hat von der weltberühmten Schö-

pfung ſo viel gerettet, daß wenigſtens noch einige Figuren mit bläßlichem Farbenſchimmer aus dem Chaos der zerſtörten Wand auftauchen. Zu dieſen gehört Chriſtus ſelbſt. Den Ausdruck ſeiner Miene im Original erreichen alle Copien nicht. Dieſes gebeugte blonde Haupt, mit dem tiefen Schmerz in den geſenkten Augenwimpern, verräth ſelbſt noch in der Zerſtörung den erſten tiefſinnigen Anhauch des Künſtlers. Nie habe ich das hundertmal geſehene Bild ſo verſtanden, wie hier, vor der Quelle ſeines Urſprungs. „Einer iſt unter Euch, der mich verrathen wird!“ — Um dieſes Wort dreht ſich der Ausdruck aller Phyſiognomien. Ich? oder Ich? Wie könnte Ich? Das ſagen ſie Alle. Und nur Judas ſtutzt. Chriſtus aber, nach dem Ausdruck auf dieſer verwitterten Kalkwand, nach den ausgeblaßten, dreihundert Jahre alten, von Sätteln, Riemzeug und Piſtolenhalftern zerriebenen Farben, verräth um die ſchmerzlich geſchloſſenen

Mundwinkel den Gram, den tiefen Gram, daß Einer aus seiner nächsten Nähe, Einer von seinen zwölf Begleitern, Einer von seinen theuersten Freunden — alle Liebe so für ihn opfern und ihn seinen Feinden überantworten konnte! Es ist auch hier etwas Reinmenschliches wie beim Raphael, was uns anzieht, und nur unsere modernen Heiligenmaler haben diese brütende, säuerliche Mystik erfunden, die ihre Bilder, trotz der palettendick aufgetragenen Frömmigkeit so ungenießbar macht.

Von solchen und ähnlichen Eindrücken bewegt, flüchtete ich mich immer in das Hôtel Reichmann zurück, wo man deutsch unter Deutschen behaglich aufgenommen ist und bei reinlicher Kost, luftigen Zimmern, Sauberkeit der Bedienung vergißt, daß man sich in einer Stadt befindet, wo viel Schönes, viel Erhabenes zu sehen ist, es aber doch, was die physische Existenz anbetrifft, Läden gibt, in denen

zu gleicher Zeit Käſe, Seife und Salatöl verkauft wird. Bei Reichmann iſt man wenigſtens ſicher, daß man ſich nicht mit Käſe waſchen oder mit Seifenſpiritus ſeinen Salat anmachen ſoll.

7.

Die Mailänder Scala.

Es war an einem heißen Julitage, als ich vor einigen Jahren mit einem Freunde, der nach Hamburg zum Beſuch gekommen war, durch die an ihr Flammenſchickſal noch nicht denkende Hanſaſtadt wanderte. Unſer Weg führte uns an einen der berühmteſten Auſterkeller Hammonias vorüber. Schade, ſagte ich zu meinem Beſuch, daß Sie nicht zur Auſternzeit gekommen ſind und Hamburg von einer ſeiner geſchmackvollſten Seiten kennen lernen. Indem fiel mein Blick auf einen Haufen vor der Kellerthür aufgeſchichteter Auſterſchalen, ja noch

mehr, das bekannte Wahrzeichen frisch angekommener Austern, ein Fäßchen mit einigen Austerschalen darauf, machte mich stutzen. Wie, man hat frische Austern, sollte die kühle Witterung der vorigen Woche den Transport möglich gemacht haben? Und freuderfüllt zog ich den lüstern gewordenen Freund die Kellerstufen hinunter. Frische Austern? fragte ich zweifelnd einen die Stelle des Wirths vertretenden Kellner. Zu dienen, hieß es, und einige Dutzende waren sogleich bestellt und standen bald, sauber zugerichtet, vor uns. Mangel an Appetit verhinderte mich, diesem außerordentlichen Genusse heute besonders zuzusprechen. Mein Gast aber ließ es sich wohl schmecken. Behaglich schlürfte er den wässerigen Gallert ein, tröpfelte Citronen darauf, würzte ihn mit Pfeffer, spülte ihn mit Porter hinunter und pries das in seinen physischen Genüssen unübertreffliche, einzige Hamburg. In dem Augenblicke ging draußen die Kellerthür; der Wirth

trat ein, hob die rothe Gardine von der Glasthüre, welche den Vorplatz von dem kleinen Cabinete trennte und schien wie vom Schlage getroffen, als er einen wohlbekannten Kunden in einer Arbeit begriffen sah, die ihm nicht munden wollte. Ab und zu gehend trat er endlich ein und blickte meinem Beginnen, auch meinerseits mir einige der delikaten Schalthiere auszuhöhlen, mit Entsetzen zu. Wie ich eben im Begriff war, eins davon an den Mund zu bringen, sprang er auf mich zu, nahm mich bei Seite und sagte: Herr Doctor, Sie werden doch diese Austern nicht essen? Ich sah ihn groß an und hinderte meinen Gast, den Rest zu sich zu nehmen, indem ich ihm zu seinem Erstaunen bewies, daß die noch übriggebliebenen nicht eben die besten wären. Sie sind so gut wie die andern, sagte er befremdet. Nein, nein, kommen Sie nur, bedeutete ich ihm und zog ihn fort. An der Kellerthüre nahm mich der Wirth

zur Seite und ſagte mit jener biedern Treuherzigkeit, die den hamburger Mittelſtand bezeichnet: Aber wie haben Sie mir das zu Leide thun können? Wiſſen Sie denn nicht, daß das blos Fremdenauſtern ſind? Fremdenauſtern? ſagte ich ganz erſtaunt über dieſe neue Gattung, die ich noch nicht neben den engliſchen und holſteiniſchen hatte nennen hören. Ei, ſagte der Wirth, im Sommer kommen ſo viele tauſend Fremde nach Hamburg, die alle nicht wieder abreiſen wollen, ohne Auſtern gegeſſen zu haben, für dieſe putzen wir mit Mühe und Noth eine Waare heraus, die Sie, ein ſchon Eingebürgerter, nicht eſſen dürfen. Das ſind die Fremdenauſtern!

Grade ſo geht es mir mit der Scala. Wer hätte ſich nicht gefreut, einer Vorſtellung auf dem erſten Operntheater der Welt beizuwohnen! Die Scala! Die Bühne, ohne die es für den italieniſchen Componiſten keinen Ruhm gibt, die

höchſte Inſtanz für das Schickſal jeder neuen Oper, die Tonangeberin des muſikaliſchen Geſchmacks, ewige Ruhmeshalle für die, die hier ihre erſten Lorbern verdienten, Klippe für Unzählige, die ſingend und componirend hier ſchon geſcheitert ſind. Aber welche bittere Enttäuſchung! Wie in Hamburg Fremdenauſtern, gibt es in Mailand eine Fremdenſcala. Die echte Scala ſingt jetzt in Wien, Venedig, hier und da in der Welt zerſtreut und nur zur Winterſaiſon, zur stagione carnavalesca findet ſie ſich wieder in der lombardiſchen Hauptſtadt ein.

Die Sommerſcala wird von einer Truppe unterhalten, deren mittelmäßige Leiſtungen nur für die Fremden berechnet ſind. Der Mailänder verſchmäht dieſe falſchen Auſtern. Die Logen ſind leer, das Parterre füllt ſich nur, wenn es irgend eine neue Oper, irgend ein neues Ballet, welches der Sommerimpreſſario aufzuführen wagt, auszupochen gibt. Für dieſe

Fremdenoper fehlt alle Verehrung, alle Rückſicht und ſelbſt gute Talente, die ſie aufzuweiſen hat, können gegen das einmal ungünſtige Vorurtheil nicht aufkommen. Auch fehlt deshalb aller Fleiß. Drei einſtudirte Opern, drei Ballette müſſen für den ganzen Sommer ausreichen. Sie werden alle Tage vorgeſetzt und rechnen nur darauf, von den Fremden bewundert oder wenigſtens bezahlt zu werden.

Mag nun auch der Inhalt verſchieden ſein, die Schale der Auſter iſt im Sommer und Winter ſich gleich. An dem Aeußern der Scala wird ſich im Winter wenig ändern. Nur wird dieſe Unzahl kleiner Logen in der gewaltigen Runde beſuchter ſein. Es wird mehr ſchwärmen und ſummen in dieſen Zellen, die mit einem Bienenſtocke große Aehnlichkeit haben. Das Rund des Hauſes iſt gewaltig. Das iſt ja kein Theater, das iſt ein Platz, ſagte die Lutzer, als ſie erſchrak, hier ſingen zu müſſen. Die Bühne

ſelbſt iſt außerordentlich breit. Das Orcheſter, von einem Violin ſpielenden Dirigenten geleitet, kann ſich frei und behaglich ausdehnen. Die Logen ſind allerdings nicht mehr als geſperrte Sitze. Sie haben Corridore und Vorzimmer, in denen man von der Hitze des Saals ſich erholen kann. Ob dieſe kleinen Vorzimmer Hülfsmittel der verbotenen Romantik ſind, ob man, wie behauptet wird, hier Rendezvous gibt und die tragiſchen Scenen, die draußen auf der Bühne geſpielt werden, drinnen nachahmt, weiß ich nicht. Nur ſoviel iſt gewiß, daß ſich in den Logen nur ein einziger Sitz befindet, von dem aus man bequem auf die Bühne ſehen kann.

Vor dem Eingang der Scala befindet ſich eine Art muſikaliſcher Börſe. Hier kann man in den Muſikhandlungen und Kaffeehäuſern zu jeder Stunde des Tages Gruppen von Menſchen zuſammenſtehen ſehen, bei denen die Muſik entweder Leidenſchaft oder Erwerb iſt. Hier

werden die Contracte zu neuen Opern abgeſchloſſen; hier zwiſchen Dichter und Componiſten die Vorzüge eines Sujets vor dem andern abgehandelt. Jene ängſtlichen, etwas gereizt um ſich blickenden Geſtalten, mit meiſtentheils übertrieben eleganter Toilette ſind Sänger, die ein Engagement ſuchen und durch ihr Aeußeres dem Impreſſario verrathen wollen, daß ſie noch lange nicht gezwungen wären, einen Contract mit ſchlechten Bedingungen einzugehen. Jener ſtolze Herr, der zur Unterſtützung ſeines Embonpoints den Stock mit beiden Händen hinten nachläſſig über den Rücken hängen läßt, iſt ein Engagementsmakler, der Inhaber eines Theatergeſchäftsbureaus, der in der einen Taſche die Engagements ſuchenden Mitglieder, in der andern die offenen Stellen hat. Dieſer Mann bezieht Briefe aus dem Orient, aus Spanien, ja aus Südamerika und Berlin, überall her, wo Nachäfferei oder Stümperhaftigkeit der eignen Ge-

ſangstalente die ſchlechte Mode eingeführt hat, eine italieniſche Oper zu unterhalten. Hier begegnet man auch den Chefs der Claque, den Herausgebern der Journale, die ſich mit ſataniſchem Lächeln bei dem Kapellmeiſter nach dem Erfolg der von einer neuen Oper angeſtellten Proben erkundigen. Die zuweilen vorüberhuſchenden Damen grüßen höflichſt einen am Kaffee der Dilettanti ſitzenden hagern, langen und pedantiſch ſeine Chocolade ſchlürfenden Herrn. Es iſt der Muſikmeiſter, um den ſie nach Italien gekommen ſind. Sie leben hier entweder auf Rechnung irgend einer wohllöblichen deutſchen Hoftheaterintendanz, die ſie hier zu künftigen lebenslänglichen Primadonnen ausbilden läßt, oder ein alter Papa hat ſie hergeführt, um den letzten Reſt ſeines Vermögens an die Ausbildung einer Kehle zu ſetzen, deren Klang ſich in ſeinen alten Tagen wirklich verſilbern ſoll. Ueberall in den Winkeln Mailands hört

man irgend eine ſolche Stimme gurgeln und die Scala flöten, eine Zukunftsſtimme, die ſich in einigen Jahren vor die Schranken der unbeſtechlichen transalpiniſchen Bühnenkritik ſtellen wird. Auf dieſer muſikaliſchen Börſe wird das Schickſal der Novitäten, die gegenüber aufgeführt werden, ſchon vorher entſchieden und es muß wol von dem dabei in Scene geſetzten bedeutenden Aufwand von Neid und Intrigue kommen, daß mir hier, am Ausfluß der Straße Santa Margaritta immer nur unheimlich zu Muth geweſen iſt.

Italieniſche Theatervorſtellungen ſind oft beſchrieben. Es iſt alles wahr, was man von ihnen erzählt hat. Man betrachtet das Theater als eine geſellſchaftliche Erholung, die uns neben der muſikaliſchen Unterhaltung auch alle Annehmlichkeiten einer ungeſtörten Converſation bietet. Und wenn ich eine Stimme von funfzehnkaratigem Silber hätte, ſo möchte ich für alle

Schätze der Welt kein italieniſcher Sänger ſein. Singen müſſen in dieſem Geſchwätz, in dieſem wogenden Meer von Gleichgültigkeit, bei dieſen unartigen Unterbrechungen, es gehört die Gefühlloſigkeit des Italieners dazu, um dafür, daß man Geld verdient, eine ſolche Mishandlung zu ertragen. Es iſt nämlich ganz richtig, was man uns erzählt hat, daß Niemand auf den innern Zuſammenhang und den organiſchen Verlauf der Oper Acht gibt. Der geſungene Dialog geht ganz verloren; eine Arie erzwingt ſich vielleicht Aufmerkſamkeit, aber dann trällern zehn alberne Narren in unſerer nächſten Umgebung die Melodie des Sängers mit. Und gelingt es endlich einer Stelle, daß ſie mit allgemeinem Stillſchweigen angehört wird, ſo bricht das furore, das man jetzt hier fanatismo nennt, in ſo betäubender, Nerven erſchütternder Raſerei los, daß man ſich phyſiſch und moraliſch verletzt fühlt. Moraliſch, weil man den

Uebergang in dieſes Extrem durch nichts vermittelt findet.

Ich ſah einige Opern und unter andern den Don Pasquale von dem angebeteten Donizetti. Man begreift dieſen Enthuſiasmus für Donizetti, wenn man in Anſchlag bringt, wie ſehr das wirkliche Talent dieſes Componiſten gegen eine Menge Mittelmäßigkeiten abſticht, deren Muſik ſich die Italiener vorſpielen laſſen. Hört man dies Geklingel der übrigen Maeſtri, ſo muß man wenigſtens von Donizetti rühmen, daß alles bei ihm Hand und Fuß hat. Ob ſein Don Pasquale in Deutſchland gefallen wird? Dem Sujet läßt ſich kein großes Glück prophezeihen. Eine verſchmitzte Witwe, die einen alten Hageſtolz heirathen zu wollen vorgibt und, um ihn von ſeiner Leidenſchaft für ſie zu heilen, plötzlich an ihren kleinen Sammetpfötchen die Krallen zeigt, den armen Alten wie ein weiblicher Petruchio behandelt und ihn endlich nach

allen ihren Grobheiten und unſchönen Malicen auslacht, das iſt eine Intrigue, mit der ſich der deutſche Zartſinn nie befreunden wird. — Auch Ballette ſah ich und wohnte der erſten Aufführung eines neuen bei. Die Beurtheilung deſſelben war ſtreng, aber im Allgemeinen geſchmackvoll. Ich mußte mir ſagen, daß das, was ausgelacht wurde, auch wirklich immer verfehlt war. Jedes geſchmackloſe Arrangement wurde ſtreng verworfen. Jeder Tanz, der ſich dem Walzer oder Hopſer näherte, wurde als unwürdig zurückgewieſen. Das in unſern Balletten übliche Herumraſen des Chors, das Walzen bei Feſtſcenen, das Hopſen und Springen von Kindern wurde als gemein und alltäglich ausgeziſcht. Auch ſo manchem Andern, was bei uns für ſchön gehalten wird, wollte man keinen Beifall ſchenken, dazu gehörte beſonders das übliche Manöver, mit welchem die Tänzer bei uns ihre pas de deux zu beſchließen pflegen: das Auf-

gehobenwerden der Tänzerin durch den Tänzer. In Deutschland, wo man immer gern in die Art zurückfällt, wie Hans und Grete auf der Kirchweih tanzen, wird immer sehr geklatscht, wenn der Gott zuletzt die Bajadere über die Hüften nimmt, sie eine halbe Mannslänge über sich emporschleudert und sie zu irgend einer gezwungenen Attitüde wieder zu sich herunterfallen läßt. Dieser Coup, von einem Tänzerpaar, das so eben aus England kam und Gastrollen gab, mehrfach wiederholt, wollte im Lande der Citronen nicht die Wirkung hervorbringen, wie im Lande der Beefsteaks. Man fand ihn unanständig und schrie so oft: ò, ò durcheinander, daß die arme Engländerin Giovannina King ganz die Besinnung und für all' ihre folgenden Tänze das Gleichgewicht verlor. Mit einem Wort, das Ballet fiel durch, was jedoch nicht hinderte, daß es seitdem zwanzigmal wiederholt worden ist.

Man ſoll alles nach ſeinem Elemente beurtheilen. Iſt das Element des Italieners die Muſik, ſo muß ich geſtehen, daß mir dieſes merkwürdige Volk grade in der Scala abſtoßend erſchienen iſt. Hier haben die Unterdrückten endlich eine Gelegenheit zum Herrſchen und wie üben ſie dieſe Herrſchaft! Phlegmatiſch liegen ſie auf den Bänken, gähnen laut, toben und perſifliren die Handlung oder die oft verfehlte Bemühung des Sängers mit den liebloſeſten Interjectionen. Soll eine Sängerin, die nicht beliebt iſt, zärtlich ſein, ſo miauen ſie ihr nach, wie die Katzen. Soll ein Sänger poltern, ſo belfern ſie ihm nach wie die Hunde. Mislingt etwas, ſo hilft man nicht, wie in Deutſchland und Frankreich, der Lücke mit Klatſchen nach, ſondern alles bricht in Schadenfreude aus. Möglich, daß ich hier auch nicht den Italiener im Allgemeinen, ſondern nur das vornehme, junge Mailand kennen gelernt habe. Was hier geübt

wird, iſt vielleicht nur der Witz moderner faſhionabler Jünglingswelt, der in dem üppig gekräuſelten Barte, ihrer einzigen Zierde, Verſtand und Herz ſitzen geblieben ſcheint. Einen Haupttonangeber dieſes Parterres ſah ich am andern Morgen im Café della Scala, dem Theater gegenüber. Er ſtürzte herein, beſtellte ſich ſein misto frutto, griff weder nach einem franzöſiſchen noch italieniſchen Journal, ſondern ſtellte ſich von einer Spiegelwand zur andern. Er bekam ſein Eis und ſtand noch immer vor dem Spiegel. Ich hatte Lamartine's neueſte Rede durchgeleſen und der mailänder Elegant war verſchwunden. Er ſtand an einer andern Ecke des Saales vor einem andern Spiegel. Er zählte ſeine Sous, indem er verſtohlen zu einem dritten Spiegel hinblickte, der hinter dem Buffet angebracht war. Zuletzt zog er ſeine Uhr, ſah nach der Zeit und ſpiegelte ſich wieder hinten in dem polirten Gehäuſe. Alles verwandelte

ſich dieſem jungen Narciß in einen Spiegel. Ohne Spiegel konnte er nicht leben und nun frage man noch, was ihn während der Vorſtellung am Abend ſo foltern mußte, daß er nicht aufhören konnte zu gähnen, zu grunzen, zu nieſen und zu huſten? Wahrlich, wenn ich bedenke, daß die moderne italieniſche Muſik berechnet iſt, den Fanatismus einer ſolchen Oberflächlichkeit zu erregen, dieſe ſpiegellüſternen Dandys zu bis, bis und bravis hinzureißen, ſo nimmt meine Vorliebe für ſie bedeutend ab und ich muß geſtehen, daß auch die italieniſche Oper eines jener Dinge iſt, die man, um nicht die Achtung vor ihnen zu verlieren, nicht an der Quelle ſtudiren muß.

8.

Zwiſchen Mailand und Genua.

Es wurde endlich Zeit zum Scheiden. Bei Reichmann hatt' ich die hartnäckigſten Zauberer überdauert, immer drückender fiel die Sonne in mein kleines Arbeitszimmer No. 18, wo ich mir ein ſtilles, rechts und links nur von wohlklingender Muſik unterbrochenes Einſiedlerleben geſchaffen hatte. Um Abſchied von Mailand zu nehmen, beſtieg ich den Dom. Staub und die der Hitze eignen Sonnennebel verhüllten freilich den Blick in die Alpen, aber es war doch erhaben, doch großartig, ſo herabzuſchauen in das Gewühl der Stadt, hinüber dort bis nach Monza, dort bis

nach Pavia. Und den Blick in die Ferne gibt man auch gleich auf, wenn man die Wunder betrachtet, die in der Nähe ſind. Da iſt dieſes herrliche, architektoniſche Kunſtwerk mit ſeinen zahlloſen Bögen, Pyramiden und Statuen. Ein Garten von Marmor, da oben, durch den wir wandeln. Ein Flor der ſchönſten Frühlingsblumen, die hier verſteinert blühen. Es iſt hier oben, in dieſer luftigen Höhe, alles kühn, alles muthig. Dieſe Pyramiden, wie weit ſie vorgeſchoben ſind, wie zart, wie dünn geſpitzt, wie ſchwindelnd die Statuen, die auf ihnen wie Wetterfahnen hin- und herzuſchwanken ſcheinen! Und dieſe Bildwerke ſind nicht etwa Dutzendarbeit. Meiſter haben ihre beſten Arbeitsblüten hierher geliefert; jener Napoleon, an deſſen Rücken ſich der Blitzableiter des Domes lehnt, iſt von Canova, jene ſchwindelnden, einſam in der Luft ſchwebenden Statuen, die verächtlich in den Corſo hinunterſchauen, ſind von Marcheſe und dem nicht min-

der geschätzten Monti. Noch ist hier das Ende nicht gefunden. Noch sollen sich zwei Marmortreppen, mit ihrer kunstvollen durchbrochenen Filigranarbeit in die Höhe schlängeln und dieses Soll ist kein papiernes, keine cölner Domidee, kein Anfall fliegender Nationalhitze, sondern eine versiegelte und verbriefte Wahrheit, die auf massivem Grund und Boden ruht, auf Gold- und Silberbürgschaft und was mehr ist, auf einem Enthusiasmus, der nie erkalten kann, der sich stets neu und neu ersetzt, auf der Religion nämlich oder, wenn man will, dem Aberglauben. Testamente, Legate, Gelübde bauen diesen Dom aus. Wer ihm zwanzigtausend Lire schenkt, will damit Gott und nicht den Menschen gefallen. Es ist ein Ablaßgeschenk, das man zahlt und schwerlich wol vor Gott so rein, wie vielleicht der kleine Centesimo, der unten an der Pforte in den Almosenkasten geworfen wird, aber Dome sind Dome, Kirchen Kirchen,

nur Religion kann vollbringen, was Religion begonnen hat.

Hier noch eine Berichtigung in Betreff Pompeo Marchese's. Sein großes Standbild, die christliche Religion vorstellend, liegt ihm mit Recht am Herzen. Es ist vielleicht das größte Marmorwerk der Christenheit und wird die mailänder Kirche, für die es bestimmt ist, unvergänglich zieren. Um so mehr liegt dem gefeierten Meister daran, richtig beurtheilt zu werden. Die Stralen um das Haupt jener weiblichen Figur, die die Religion vorstellt, sind keine Neuerung, deren ästhetische Geltung er zu vertreten hätte. Canova, Thorwaldsen, einige Andere vor ihm haben sich freilich auch der Stralen bedient. Indessen fühlt der Künstler selbst, wie wenig diese Nachahmung der gemalten Glorien dem Meißel entspricht. Er findet, wie wir, den Marmor, um einen Sonnenstral auszudrücken, zu kalt. Er liebt die Kunst mehr als die Tra-

dition. Und doch ist es schwer, von dieser Tradition abzuweichen. Welches Symbol erfinden, um dieser weiblichen Figur den Ausdruck einer überirdischen Bestimmung zu geben? Wo hört die allgemeine Allegorie dieser Gestalt auf, wo fängt die Verwechselung mit der Mutter Gottes an? Der Künstler will diese Verwechselung entschieden vermeiden, er will die Religion wiedergeben, die den Erlöser in ihrem Schooße trägt, er will aber auch, daß diese Religion das Kennzeichen ihrer hohen Abkunft trägt, ja er will endlich auch, daß die steinernen Lichtstralen seinem edlen Werke nicht den Stempel einer unästhetischen, seiner Kunst widersprechenden Anomalie aufdrücken. Mit jugendlichem Muthe, zugänglich dem Rathe der Kritik, hat sich Marchese auf einen ihm von mir in aller Bescheidenheit gemachten Vorschlag, entschlossen, die Stralen am Haupt der Religion aufzugeben und an ihre Stelle einen kleinen fünfkantigen Stern zu setzen. Diese Idee

iſt gewiß glücklich. Sie iſt neu und was das beſte iſt, plaſtiſch. Die Bildhauerei ſoll Körper geben, nicht die Ausſtrömungen von Körpern, den Mond auf dem Haupt der Diana, nicht Mondenſchein, Sterne, nicht Sternenlicht. Auch bringt der Stern mehr Sinn in das ganze Kunſtwerk. Es iſt die Nacht, die Chriſtus erhellt, es iſt die ſuchende Sehnſucht, die endlich gefunden, was auf ihren Knieen ruht, es iſt Ahnung und Gewißheit, idealiſch verſchmolzen. Mag das gläubige Volk den Stern als den des Morgenlandes deuten, immerhin, die Deutung iſt chriſtlich. Mag der Kritiker in dem Stern etwas Aegyptiſches wittern oder gar eine Anſpielung auf den Stern der Iſis, immerhin, dieſe Deutung wäre philoſophiſch. Denn Aegypten iſt das Land der Myſterien, die Heimat der Religion, und Iſis, die Natur, iſt die erſte Offenbarung Gottes, während Chriſtus, die zweite, in ihrem Schooße ruht. Ich bin begie-

rig, ob der Künſtler dieſer weſentlichen Verbeſſerung ſeines in allem Uebrigen meiſterhaften Werkes treu bleiben wird. Eine kurze, aber inhaltreiche perſönliche Begegnung mit dem trefflichen Meiſter bleibt für mich eine wohlthuende Erinnerung.

Die Gegend zwiſchen Mailand und Pavia ſieht traurig aus. Lüneburger Haide nannten ſie die Reiſegefährten. Und doch wächſt hier Reis, der freilich einen ſumpfigen Boden bedarf. Dem Ticino ſind eine Menge kleiner Kanäle abgewonnen worden, die den ohnehin ſchon feuchten Boden noch mehr bewäſſern müſſen. Die Ausdünſtung dieſes todten Waſſers iſt ungeſund. Man begreift nicht, wie man mitten in einer ſo traurigen Atmoſphäre die Univerſität Pavia laſſen konnte.

Die berühmte Certoſa nimmt hier die ganze Aufmerkſamkeit des Reiſenden in Anſpruch. Welch ein Gebäude! Wieder eine ganze

Welt von Pracht und Größe, die ſich hier mitten aus der Wüſte erhebt. Durch nichts vorbereitet, unangekündigt, unerwartet ragt hier ein Münſter gen Himmel, der ſich mit den ſchönſten Kirchen Italiens meſſen kann. Jahrhunderte haben an dieſem Kloſter und ſeiner Kirche gearbeitet, alle Zeitalter der Kunſt, ſeit dem Anfange des geläuterten Geſchmacks, haben in Bildern, Statuen und Ausſchmückungen jeder Art hier ihr Gedächtniß zurückgelaſſen. Es iſt wieder ein Werk, das über die Kunſt hinausliegt und groß wie eine geſchichtliche That iſt.

Der Begründer des mailänder Doms, Johann Galeazzo Visconti, hat auch dies Kloſter gegründet. Faſt möchte man der Nachricht Glauben ſchenken, daß alle dieſe excentriſch erhabenen Gebäude eine große Sünde gut machen ſollten. Johann Galeazzo, der erſte Herzog von Mailand, hatte ſich dieſe Würde bekanntlich durch ein Verbrechen erkauft. Herrſcher von Pavia,

gefürchteter Krieger, ſchlauer Staatsmann, zeigte er eines Tages ſeinem Oheim, Barnabo von Mailand, an, er hätte in Vareſe, zwiſchen dem Comer- und Langenſee, ein Gelübde zu erfüllen. Scheinbar friedlich an Mailand vorüberziehend, wird er von ſeinem Oheim und deſſen Söhnen feierlich bewillkommnet. Sein Plan war aber eine Gewaltthat. Er bemächtigte ſich der Perſon Barnabo's, warf ihn gefangen in das feſte Schloß Trezzo und nahm von Mailand Beſitz. Daß er den Oheim, ſeinen eigenen Schwiegervater (Barnabo's Tochter war ſeine zweite Gemahlin) durch Gift ums Leben brachte, wird zwar von den Chroniſten behauptet, ebenſo wie man den Urſprung der Certoſa von ſeiner Reue über dieſe That herleitet. Doch wie räthſelhaft muß uns eine ſolche That erſcheinen, wenn man weiß, daß Johann Galeazzo unter der Zahl der italieniſchen Tyrannen einer der weiſeſten, gerechteſten, kraftvollſten war.

Vielleicht mildert die Verworfenheit Barnabo's, ſeines Oheims, die ſchaudervolle That, wenn ſie ſtattfand, vielleicht löſt die Pſychologie das Räthſel, wie ſich in kraftvollen Charakteren Tugenden und Laſter das Gleichgewicht halten können. Unter den Statuen auf dem Dache des mailänder Doms ſteht Johann Galeazzo mit aufgerichtetem Speer im eiſernen Harniſch und blickt trüb und ernſt auf das Gewühl des Erdenlebens hinab. In ſeiner Certoſa haben ihm die Karthäuſer ein glänzendes Grabmal errichtet, auf dem er in ſeiner ganzen, mehr kleinen als großen Figur abgebildet iſt. Die hundert Embleme dieſes Mauſoleums mögen Schmeicheleien ſein, die Züge Johann Galeazzo's, des reuigen Mörders, ſind echt. Man erſtaunt über das Gemiſch ſeines phyſiognomiſchen Ausdrucks. Kraft und Liſt, Trotz und Furcht, Bigotterie und wirklich fromme Züge malen ſich merkwürdig ineinander. Die Reue ſcheint bei ihm echt

geweſen zu ſein, ſelbſt wenn ſie nicht in ſo wunderbaren Ergüſſen ſpräche, wie der Dom von Mailand und dieſe Certoſa bei Pavia.

Merkwürdig genug, die Certoſa wie der Dom von Mailand ſind von Deutſchen erbaut. Welcher deutſche Name hinter Camodia oder Zamodia, wie mit Veritalienirung der Erbauer der Certoſa genannt wird, eigentlich ſtecken mag, iſt ſchwer zu ſagen; wenn aber die Italiener den Erbauer eines Tempels, auf den ſie ſtolz ſind, ſelbſt einen Deutſchen nennen, ſo darf man ihnen ſchon glauben. 1396 wurde der Grundſtein gelegt und dann von Jahr zu Jahr an dem Werke fortgeſchritten. Die letzten Ausſchmückungen der innern Räume reichen bis in das ſiebenzehnte Jahrhundert hinab, wo es mit dem Geſchmack bald ein Ende nahm. Bis 1780 diente die Certoſa ihrer urſprünglichen Beſtimmung. Vier und zwanzig Karthäuſer lebten ſtreng abgeſondert in jenen vier und zwanzig

kleinen Häuſern, die durch einen majeſtätiſchen Kreuzgang verbunden werden. Jeder eintretende Mönch bekam ſeine geſonderte Wohnung, die er nur am Donnerſtag verlaſſen durfte, wo man gemeinſchaftlich in der Gegend luſtwandelte und ſich in einem großen Eßſaale, freilich wieder an abgeſonderten Tiſchen, für die Entbehrungen einer Woche ſchadlos hielt. Dieſe kleinen Gebäude haben alle eine Thurmſpitze, bilden zwei Stockwerke und werden nach hinten von einem Gärtchen begrenzt, deſſen Pflege eine Hauptbeſchäftigung der Karthäuſer ausmachte. Müde Seelen können ſich hier nicht unglücklich gefühlt haben. Wer viel gerungen und viel gelitten, wer ſich einen Schatz von Täuſchungen im Leben erworben hat, wer mürbe geworden von den Schlägen des Daſeins, der kann ſich ſammeln in dieſer Einſamkeit, in dieſen kühlen Zellen, unter dieſem ſtillen Weinlaubdache, das ſich an den Fenſtern der Klauſe entlang zieht.

Warum nicht ſich ſelber ſein Grab graben? Warum nicht ſchlafen in ſeinem Sarge? Warum nicht ſchweigen, wenn man ſo viel geredet hat und doch nicht verſtanden wurde! Würden nur diejenigen Karthäuſer, für welche der heilige Bruno den Orden geſtiftet hat, dieſe Geſtalt des Mönchthums wäre noch die einzig wahre, die ſich vertheidigen läßt. Joſeph II. überzeugte ſich wohl, daß die Karthäuſer von 1780 nicht mehr die des heiligen Bruno waren. Der Welt entſagen in einem Kloſter, das über eine jährliche Rente von einer Million zu gebieten hat, iſt allerdings ein Widerſpruch, wo eine Partei nachgeben muß. Die Million verſchwand und mit ihr die Karthäuſer. Die Revolutionen gingen ſchonend an der Certoſa vorüber. Das Kloſter lieferte nur das Blei ſeiner Dächer zu den Kugeln. Die Revolutionen ſind beſeitigt, der Friede wirft von der Porta del Sempione ſeine Metternich'ſchen Eichenkränze und die Kar-

thäuſer werden, wie es heißt, noch in dieſem Jahre in die Certoſa zurückkehren. Wahrſcheinlich ohne die Million und in dieſem Falle mag die Reſtauration gelten.

Als Franz I. bei Pavia geſchlagen und gefangen war, zogen die Ritter, die ihn führten, an der Certoſa vorüber. Die Mönche ſangen in der majeſtätiſchen Kirche eben die Meſſe. Als Franz eintrat, vernahm man die Worte des Pſalms:

„Wie Milch iſt mein Herz geronnen und ich gedenke deines Geſetzes.“

Der König, den die verlorne Schlacht und Freiheit tief darniederbeugte, ſtimmte ſchmerzlich in den folgenden Vers mit ein:

„Gut, daß du mich erniedrigt haſt, damit ich deine Gebote erkenne.“

Pavia, die Univerſität mit ihren kanoniſchen Rechtsſpaltungen und anatomiſchen Secirtiſchen, macht einen düſtern Eindruck. Wohl

denen, die in Halle und Jena ſtudirt haben! Hier gibt es keine bunten Mützen, keine Pfeifenquäſte, keine Commerſe. Gelangweilt ſtehen die italieniſchen Muſenſöhne vor den Cafés und rauchen eine öſterreichiſche Regiecigarre. Das ungariſche Militair ſcheint mehr die Stadt zu beherrſchen, als der Student. Die kleinen Einſpänner, die den Corſo hinunterfliegen, lenkt der ſchnurrbärtige Magyar. Man ſieht es dieſer Univerſität an, daß eine drückende Cenſur auf ihr laſtet. In den Buchläden findet man von der Literatur nur die ſcientifiſchen Handbücher und von belletriſtiſcher Lectüre — nur die Kirchenväter. Dennoch ſcheinen die Studenten fleißig zu ſein. Ich vermuthe wenigſtens, daß es eine Anſpielung auf die Studenten von Pavia iſt, als man jenem abſcheulichen Affen, der ſich durch ſein braun und blaues Sitzfleiſch auszeichnet, den Namen Pavian gab.

Gleich hinter dem Ticino betritt man die

Staaten des Königs von Sardinien. Statt des Doppeladlers glänzt nun an den Mauthhäusern das weiße Kreuz. Eine Schiffbrücke führt über den Po. Man ist in Uebergangsgegenden. Alles scheint charakterlos, Haide, Fläche, kahles Gestein bieten nüchterne Aussichten. Man ahnt, daß hier eine Länderschicht zu Ende ist. Die Natur hat sich erschöpft. Jenseit jener Hügel wird es schöner sein. Die Hügel erheben sich, werden Berge, die Berge werden schroffe Felsen, der Mond spinnt einen zaubervollen Schleier über dies Gemisch von Bleibendem und Kommendem, Altem und Neuem. Man sieht nicht, was geht, man ahnt nicht, was kommt. Endlich bricht aber der Morgen an und eine wunderliche Erscheinung überrascht das Auge. Eben noch hatte die Sonne ihre Ankunft ahnen lassen, als ein dichter Nebel das ganze kahle Felsgebirg umhüllt. Das ist das Meer, der Nebel ist sein Bote. Hinunter rollt es die steilen Berge, im-

mer freundlicher wird die Vegetation, immer dichter das Gedräng der Oliven- und Feigenbäume, wir haben Italien wieder und ein um wie viel ſchöneres, reicheres, als früher! Die ſtolzeſte Sonntagsmorgenſonne verjagt die Nebel, wir ſehen einen blauen Streifen: das Meer! Wir ſehen einen Golf, belebt von Maſten und Paläſten: Genua.

9.

Genua.

Nur wenig Phantasie bedarf es, um durch Shakespeare's Othello und Shylok sich in Venedig, durch Goethe's Egmont sich in Brüssel heimisch zu fühlen. Man braucht Venedig und Brüssel nie gesehen zu haben und weiß doch, wo wol die Gondeln schwanken, oder wo die Bürger von Brabant sich im Armbrustschießen üben konnten. Man weiß es, oder bildet sich ein, es zu wissen. Es ist ein phantastisches, erträumtes Venedig und Brüssel, in dem wir leben. Es ist ein Venedig, ein Brüssel, wie es ist und nicht ist. Ein Venedig und Brüssel, wie es

nie war und doch ſein könnte. Warum iſt die Wirklichkeit nicht unſer Traum, warum die Proſa eines topographiſchen Planes, den man für drei Franken kauft, nicht die Poeſie unſerer Vorſtellung!

Auch in Genua glaubt' ich längſt heimiſch zu ſein und fand es doch völlig von meiner idealen Geographie abweichend. Ich glaubte mit Mulei Haſſan, dem Mohren des Fiesko, durch allen Windungen und Krümmungen dieſer Hafenſtadt ſchon geirrt zu ſein. Ich glaubte, man könnte wie Katzen über Genuas Dächer kriechen. Ich ſah ſchon den Wetterhahn der Lorenzokirche, auf dem man neunzigmal um ſich ſelber gewirbelt werden konnte. Ich hatte Genua mit ſeinen Dogen, ſeinen Gräfinnen Imperiali's, Genua mit ſeinem Hafen, ſeinem Arſenal und dem Revolutions-Glockengeläute, das der ſelige Theaterdirector Schmidt in Hamburg ſo düſter und ſchauerlich zu organiſiren

wußte, vollkommen inne und habe mich doch getäuscht!

Es sind die Reisebeschreiber an dieser Täuschung mehr Schuld, als Schiller. Jene verwirren uns den Kopf mehr, als die Dichter. Schiller, der Genua nur aus seiner Phantasie kannte, hat die stolze Meereskönigin besser beschrieben, als die entzückten Touristen, die größtentheils an dem unausstehlichen Fehler der Uebertreibung leiden. Es ist nicht alles Orangenbaum, was in Italien grün ist. Es gibt auch Disteln und Nesseln, Haidekraut und mooriges Schilf, in dem Frösche gurgeln. Die Beschreibungen Genuas, die ich gelesen, hatten mich verführt, eine Stadt zu erwarten, die sich vom Meere zum hohen Gebirg hinaufdacht in gleichmäßigen Terrassen, erst eine Lage Häuser, dann eine Lage Gärten, dann wieder eine Lage Häuser, wieder eine Lage Gärten, in der Art, wie die wiener Torten gebacken sind. Das macht

ſich nun aber in der Wirklichkeit alles anders. Die Gärten ſind da, aber meiſtens außer der Stadt, die Häuſer blicken eins aufs andere, aber nur von den Dächern aus, wo die Katzen wohnen. Einige großartige Paläſte mit ihren meerwärts gehenden Galerien kann man nicht rechnen. Das Hufeiſen, auf das Genua gebaut iſt, iſt lange nicht ſo eng, als man es beſchrieben hat. Nach der Riviera di Ponente hin iſt Platz zu noch zwei ſo großen Städten, wie Genua iſt. Höher hinauf, dem kahlen, kreidigen und wahrhaft unſchönen Felsgeſtein zu, ſind gewaltige Lücken offen, wo die Gartenkunſt, die hier die Stelle der Natur vertritt, noch großen Spielraum gewänne. Dieſe Schilderung ſoll nicht die unleugbare Majeſtät der Lage Genuas beeinträchtigen, ſondern nur die Vorſtellungen berichtigen, die uns der übertriebene Enthuſiasmus einſeitiger Touriſten beigebracht hat.

Die ſtolze Lage Genuas läßt ſich nur von der Vogelperſpective aus würdigen. Man muß von der Terraſſe irgend eines kleinen Gaſthofes abſtrahiren und nur das Ganze, die impoſante Hoheit der Geſammtheit betrachten. Von der Carignanobrücke aus, vom Garten des Marquis Durazzo am Kloſter Fieschine, vom Doriapalaſte aus, vom Leuchtthurme oder einem tüchtigen Vorſprunge, den wir im breiten Kahn auf das Meer hinauswagen, von dieſen Geſichtspunkten ſteht die Wirklichkeit weit über der Einbildung. So iſt Genua erhaben. So ſtralt es wie ein Diadem, ſo flammt es im Abendroth wie eine Rieſenfackel, die bis in die fernſten Oceane leuchtet. Es iſt ein heiliger Schauer, der uns überkommt, wenn wir an dieſe wogende Welt von Schiffen, Paläſten, Thürmen die Erinnerungen einer großartigen Geſchichte knüpfen. Dort zur Rechten hin Rom, hier zur Linken das kleine Dorf, wo Columbus geboren wurde,

hinter uns Corsika, wo zwischen schneebedeckten Felsen Napoleon geboren wurde, Afrika und Asien durch die Welle des Meeres so nahe gerückt, Flotten, die einst hier landeten, Erinnerungen von gestern an bis zur Welt der Römer und Carthager zurück, man fühlt, daß hier der Focus jener Geschichte ist, die nicht, wie bei uns oben, die Jahrzehende, sondern die Jahrhunderte erschüttert hat. Alles, was von hier gekommen ist, trat mit breiten Dimensionen auf. Columbus suchte eine neue Welt, Napoleon wollte das Mittelmeer zum französischen See machen und Aegypten in die Departemente Frankreichs aufnehmen, hier ist nichts Enges, Begrenztes, Stubenmäßiges. Die Fremden in den Gasthäusern kommen nicht mehr von ihren Gütern in Holstein, Schlesien oder Mecklenburg, sondern es heißt: Herr Meyer aus Malta, Madame Müller aus Corfu, Herr Krüger aus Barcelona. Man vergißt hier seinen Kant

und Hegel und ordnet ſich dem großen Weltgeiſte unter.

Die Handelsblüte Genuas iſt nicht ſo verwelkt, wie die Venedigs. Es hat an der Küſte keinen ſo mächtigen Rivalen gefunden, wie Venedig an Trieſt, einem der blühendſten Häfen des Mittelmeeres. Dennoch iſt auch Genua nur noch der Schatten ſeiner frühern Größe. Um es zu heben, hat man es zu einem Freihafen gemacht, dieſe Freiheit aber nicht auf die Stadt ſelbſt ausgedehnt. Ein enges Baſſin geſtattet den Zugang von Schiffen und Waaren jeder Art; jenſeit dieſes Baſſins aber beginnt ſchon die ſtrengſte Douane. Viel Bewegung im Handel und Verkehr iſt dabei nicht möglich.

Die Genueſer waren ein Handelsvolk, voll Unternehmungseifer, tapfer, ja in Fällen, wo ihr Intereſſe bedroht ſchien, grauſam und gewaltthätig. Die Erinnerungen an die rohe, räuberiſche Art, wie dieſe Stadt ihren Handel trieb,

ſind ſtörend genug. Ueberall findet man hier Spuren einer Brutalität, die uns glauben macht, daß dieſe Stadt eher von gewinnſüchtigen Fiſchern und raufluſtigen Matroſen, als von ehrlichen, gediegenen und friedlichen Kaufleuten regiert wurde. An mehren der älteren Kirchen findet man Bruchſtücke jener Kette aufgehängt, mit welcher die Genueſer den Piſanern ihren gefahrdrohenden Hafen verſchloſſen. Auf die plumpſte Art zwang man die Handelswelt, nur in Genua einzukehren. Wo ein Hafen in der Nähe zu vielen Beſuch erhielt, machte ſich ſogleich der Neid der Genueſer auf und verdarb ihn durch verſenkte Schiffe oder Felsſteine. Das Handelsprincip entwickelte ſich eben in Genua in ſeiner abſchreckendſten Geſtalt, in der abſoluten Form des Egoismus, der allerdings das Gewerbe des Kaufmanns, vom communiſtiſchen Standpunkt, nur als eine raffinirte Räuberei erſcheinen läßt. Aus dieſem unſaubern Grund-

element entwickelten ſich die Reichthümer der Republik und durch die Reichthümer eine Geldariſtokratie, deren ehemalige Exiſtenz in wundervollen Paläſten, umgeben von Pracht und dem wetteifernden Aufgebot der Künſte, uns allerdings Staunen abnöthigt. Mit überwältigter Bewunderung durchwandern wir dieſe Marmorhüllen einer noch immer nicht ganz entſchwundenen Herrlichkeit. Noch empfangen uns in den Paläſten Diener, noch ſind dieſe mit Gold, Lapis lazuli und ſchwer ſeidenen Tapeten verzierten Säle bewohnt, noch hängen in ihren Galerien die aus alter Zeit vererbten Gemälde der ausgezeichnetſten Maler vergangener Kunſtperioden. Hier und da weht uns allerdings ſchon etwas vom Don Ranudo de Colibrados entgegen. Die alten geſchnörkelten Rococoſtühle, die alten abbröckelnden Goldleiſten, die durchgeſeſſenen Sammt- und Seidenſtoffe machen hier und da wirklich einen lächerlichen,

Don-Quixotiſchen Eindruck. Kann man den Palaſt des Marquis Serra wol ohne Ironie betrachten? Man zeigt hier einen Saal, den der Bediente des Hauſes für den koſtbarſten in der Welt ausgibt. Er ſoll in der That eine Million, man weiß nicht, ob polniſcher Gulden oder Kronenthaler gekoſtet haben. Es iſt ein kleiner dunkler Saal mit ſechszehn Marmorſäulen, die man zum Ueberfluß mit Gold überzogen hat. Vor dieſem Saale ſaß ſonſt der frühere Beſitzer im Zuſtande trauriger Geiſtesabweſenheit und unterhielt ſich mit ſeinem Bedienten über den Preis der Küchengemüſe. Jetzt iſt der arme Beſitzer des reichen Saales geſtorben, aber dafür zeigt ſich mit großer Prätenſion eine andere Narrheit. Aengſtlich befliſſen öffnet der Bediente von der Wand ein bewegliches Portrait in Lebensgröße und läßt uns in günſtigſter Beleuchtung als eine große Merkwürdigkeit, nicht etwa eine berühmte Fürſtin, oder

Heldin oder eine Figur van Dyk's ſehen, ſondern die gegenwärtige Beſitzerin des Palaſtes, eine ältliche Dame in der geſchmackloſen Mode von 1824, wo die kurzen Taillen und die Gigotärmel für ſchön galten. Der Bediente iſt dafür angeſtellt, dieſe Merkwürdigkeit mit großer Feierlichkeit jedem Fremden vorzuführen. Es fehlte nur noch das Portrait des Schooßhundes der alten Dame.

Am weſtlichen Eingangsthore der Stadt liegt einſam der Palaſt des Andreas Doria. Es iſt mehr Luft als Grün, mehr Zug als Gebäude hier. Der Palaſt ſcheint nur eine Durchgangspforte zu dem einfachen Garten zu ſein, den die Welle des Meeres beſpült. Wenn die Züge jenes Neptuns, der eine Waſſergruppe des Gartens beherrſcht, wirklich, wie man verſichert, das Bild des Andreas Doria wiedergeben, ſo ſah der alte Seeheld kräftiger aus, als ihn unſere invaliden Andreas Doria-Spieler im Fieſko

wiedergeben. In den Steinen, die den am Ende des Gartens liegenden Hafen verschüttet haben, begegnet man zum erstenmal den Erinnerungen an jenen ehrgeizigen Grafen Lavagna, der es für einen schönen Traum hielt, sich dieser Meereskönigin als Gatte zu vermählen, an der Verwirklichung dieses Traumes aber mit Leib und Leben scheiterte. Um es dem Dogen unmöglich zu machen, von seinem kleinen Hafen aus mit der Stadt in Verbindung zu bleiben, ließ Fiesko ihn durch Felsstücke, die noch jetzt sichtbar sind, versenken. Bewohnt wird dieser Palast von einem Grafen Doria, der bald in Rom, bald hier verweilt.

An den Kasernen vorüber, wo die Soldaten der Hitze wegen in unterirdischen Sälen exercirten, über einen Platz, den einst eine Napoleonsstatue von Canova zierte, die aber der Pöbel im Jahre 1815, als Genua wieder eine Republik zu werden hoffte, zertrümmerte, zur Linken

eines Arſenals, das die Genueſer dem Chriſtoph Columbus gewidmet haben, nachdem ſie vor dreihundert Jahren verſäumten, durch ihn die Beſitzer der neuen Welt zu werden, gelangt man in den Palaſt des Marcheſe Marcellino Durazzo, der jetzt ein Eigenthum des Königs von Sardinien und ſeine Herberge iſt, wenn er des Jahres, wie man ſich beklagt, leider nur einen Monat in Genua zubringt. Man kann eben nicht ſagen, daß uns dieſer Palaſt mit königlicher Majeſtät begrüßt. Sein Aufgang kommt den Portalen anderer genueſiſcher Paläſte nicht gleich. Ueber Marmorſtufen führen hölzerne Treppen-Geländе. Man reſtaurirt ſo eben die Zimmer, macht aus einer alten Ahnengalerie einen Speiſe- und Tanzſaal und verſprich auch für die innere Einrichtung der königlichen Gemächer Fortſchritte, die in der detaillirten Genauigkeit, mit der man ſie uns mittheilte, Niemand intereſſiren werden. Die größte architektoniſche Schönheit dieſes Pa-

laſtes iſt ſeine Terraſſe. Sie gewährt einen weiten Blick ins Meer, in das Gewühl des Hafens und führt durch einige neuangelegte Verbindungen ins Arſenal. Ob dieſe Verbindung mehr eine Bequemlichkeit oder ein möglicher Rückzug aufs Meer zu nennen iſt, bleibt unentſchieden. Leider hat die im Sommer übliche Reinigung der Paläſte mich hier, wie in den meiſten andern, um den vollen Genuß der ſonſt aufgeſtellten Bilder gebracht. Manches bedeutende Werk mußte hinter einem alten Lehnſtuhl, den man eben aufpolſterte, hervorgeholt werden. Andere Zimmer waren vor den Arbeiten der Fußbodenpolirer gar nicht zugänglich. Mit voller Freiheit ließ ſich von den bedeutenderen Werken nur die Fußwaſchung des Paul Veroneſe betrachten. Es iſt die Fußwaſchung einer jener bibliſchen Gegenſtände, in deren Auffaſſung, wenn ſie uns anſprechen ſoll, viel Weltlichkeit gelegt werden muß. Vom geiſtlichen Stand-

punkte wird uns dieſer Actus nie intereſſiren. Die Sitte, daß Einer dem Andern aus Höflichkeit die Füße wäſcht, iſt uns zu fremd, als daß wir mit dem, der da wäſcht, oder dem, der ſich wäſchen läßt, beſonders ſympathiſiren können. Mag die Wäſcherin noch ſo viel geiſtliche Huldigung in ihre Handlung legen, der, der ſie annimmt, wird uns immer als ein bequemer, weltlicher Satrap erſcheinen. Sieht man nun die Jünger gar noch dieſen Act verhindern, ſo laſſen alle Verbindungsgefühle, die uns an dieſen Gegenſtand feſſeln können, vollends nach, denn nun wiſſen wir nicht mehr, wo aus, wo ein, was hier das Einzelne und was das Ganze ſagen ſoll, und nehmen eine noch ſo ſchön gemalte Darſtellung dieſer Geſchichte mit einer Kälte auf, die eine Ungerechtigkeit gegen den warmen Pinſel des Künſtlers iſt. Außer einer ſchönen Vertheilung der Farben gefiel mir denn an dieſem berühmten Bilde beſonders die Ein-

heit der Handlung, wenn ſie auch etwas tumultuariſch und beinahe, möchte ich ſagen, theatraliſch iſt. Die gewöhnlichen Fußwaſchungen nach dem Moment des Zürnens der Apoſtel, dieſe Fußwaſchungen, wo das Nachtmahl ſeinen ruhigen Fortgang hat und in einer dunkeln Ecke die Schweſter des Lazarus ſitzt und dem Heiland ſtill für ſich die Füße wäſcht, haben etwas völlig Befremdliches und Abſpannendes. Ein gekreuzigter Chriſtus von van Dyk erinnerte an daſſelbe Bild von Guido Reni in der mailänder Brera. Doch möchte ich van Dyk den Vorzug geben. Der Moment, wo es heißt: Und die Erde ward finſter, dieſe Schauer der Natur, dies Zittern der Erde, ſchienen mir in dieſem Bilde großartig wiedergegeben. Ich wiederhole mein Bedauern, durch die Unordnung, die hier einer größern Ordnung vorangehen ſollte, im Genuß aller dieſer Bilder geſtört worden zu ſein.

Bequemer traf es ſich im Palaſt des Philipp Durazzo, deſſen freiſchwebende, weiße Marmortreppe ſogleich einen impoſanteren Anblick bot. Die Gemälde, wenn auch von ſehr verſchiedenem Werth, ſind alle ſehr anſprechend geordnet. Wäre ich nicht, außer der büßenden Magdalena von Correggio, allen Magdalenenbildern abhold, ſo hätte hier die Magdalena von Tizian wol ein längeres Verweilen verdient. Wie Tizian denn immer die Frauen malte, wie ſie ſind oder wenigſtens wie ſie in Bologna ſind, ſo iſt auch dieſe ſeine büßende Magdalena eine wirkliche Sünderin in der Liebe. Ihre Augen ſind eingefallen, die Züge des Geſichts ſind nicht mehr mit jenem bekannten Tizianiſchen Fleiſche überzogen, ſondern zeigen eine Magerkeit, die mit dem hochquellenden Buſen auffallend contraſtirt. Was ſollen aber alle dieſe gemalten Verſinnlichungen der Reue? Man kann den Glauben malen, die Frömmigkeit, die Ent-

zückung und vielleicht die Seligkeit selbst. Aber kann man die Reue malen, diese tiefste Versenkung des Menschen in sich selbst, diese gänzliche Abstraction von der Welt, diese höchste Wahrheit, bei der man, wenn sie echt sein soll, aufhören muß, sich so oder so, schön oder häßlich, interessant oder abstoßend auszunehmen? Correggio ist der Einzige gewesen, der uns eine Magdalena gemalt hat, an deren Reue man glaubt. Hingestreckt liegt ein schönes Weib, ein wundervoll geformter Körper, der die höchste Fähigkeit zu sündigen hatte. Und dieser schöne Körper liegt nackt auf hartem Boden, ein Strick, als Symbol der Geißelung, zur Seite; für die heißen Lippen, die sonst sie küßten, ein grinzender Todtenkopf. Und diese Magdalena von Correggio blickt uns nicht an. Sie kann nicht den letzten Versuch machen, uns selbst in ihrer Entsagung noch interessant zu erscheinen, sie kann auch, weil sie bereut, nicht kleinlich, verzagt

und unbedeutend erſcheinen, ſondern ſie entziehn uns alle dieſe Möglichkeiten durch ihr geſenktes Haupt, ihr verborgenes Auge. Sie lieſt in einem Buche, ihre Blicke ſind beſchäftigt, ihre Gedanken abgewandt von ſich ſelbſt. Einer ſolchen Magdalena glaubt man ihre Reue, nicht aber jenen armen Sünderinnen, die uns mit verweinten Augen anblicken und ſelbſt in ihrem zerknirſchten und gedemüthigten Zuſtande noch immer die beaux restes ihrer Vergangenheit zeigen. Die Reue ſpielt mit Recht eine große Rolle in der Theologie. In der Kunſt aber muß ſie mit Vorſicht behandelt werden, wenn ſie uns rühren und nicht eher einen kläglichen Eindruck auf uns machen ſoll. — An den Bildern des Marcheſe Philippo weiter wandelnd, trifft man eine Ceres von Tizian, für welche, als die Göttin der Fruchtbarkeit, des Meiſters ſaftiger, fleiſchiger Ton recht an der Stelle war. Einige ſehr ſauber ausgeführte Familiengemälde

ſtammen von van Dyk her, der den Stolz der engliſchen Ariſtokratie, ihre Kinder und ihre Jagdhunde, vortrefflich zu malen verſtand. Sehr komiſch iſt es, daß in einem vom Bedienten überreichten, gedruckten Kataloge zwei an ſich abgeſchmackte Bilder, Heraklit, der weint, und Demokrit, der lacht, ſo verdruckt waren, daß hier Heraklit der Lachende und Demokrit der Weinende war. Ein großer Achilles-Saal, der rings an den Wänden Scenen aus dem Leben des großen Peleïden darſtellte, iſt mehr freundlich als bedeutend. Die Art, wie der kleine Achilles hier in den Styx getaucht wird, um unverwundbar zu werden, erinnerte faſt an die Art, wie man Krebſe und Hummer kocht. „Römiſche Liebe," von Guido Reni, vergegenwärtigt uns jene bekannte Anekdote, nach welcher ein Römer im Gefängniß ſich an den Brüſten ſeiner Tochter vor dem Hungertode rettete. Schade, daß das Unnatürliche des Gegenſtan-

des etwas Abſtoßendes hat. Der Ausdruck der Tochter, die glücklich iſt, mit einer kleinen Ueberwindung ihrer Scham ein ſo theueres Leben zu erhalten, iſt ſehr lieblich. Sinnig iſt ferner der Zug, daß der Künſtler den Vater die Hände falten läßt. Will dieſes Gebet nicht ſagen, daß Gott die Abweichung von der Natur verzeihen möge?

An dem prächtigen Palaſt Turſi Doria vorüber, der mit ſeiner lieblichen Terraſſe und dem in die Strada Nuova herunter ragenden Feigenbaum von ſeltener Größe jetzt den Jeſuiten gehört, kommt man zu dem äußerlich unbedeutenden, aber innerlich deſto reicheren Palaſte Brignole. Leider aber auch hier zwei ungünſtige Umſtände. Die beſten Sachen hat der Marquis Brignole nach Paris genommen, wo er ſeit Jahren ſardiniſcher Geſandter iſt. Und die zurückgebliebenen waren durch die Reſtauration der Zimmer faſt ungenießbar. Zu dieſen

gehörten viele van Dyk's und Rubens. Eine Kleopatra von Guercino ſchien mir ausgezeichnet behandelt. Auge und Gefühl bekamen eine gleiche Befriedigung. Die ſinnliche Schönheit des Körpers war auf das Großartigſte verſchmolzen mit dem phyſiſchen Schmerz in den Zügen der Selbſtmörderin. Und was mehr war, ein Rahmen von wahrhafter Erhabenheit zog ſich hier um einen Gegenſtand, der nur zu oft durch kleinliche Behandlung ins Kokette herabgezogen zu werden pflegt. Hier ſteht auch jener originelle Chriſtuskopf des Guido Reni, der ſo auffallend von der überlieferten byzantiniſchen Form des Chriſtuskopfes abweicht. Es ſpricht ſich aber in den erhöhten Mundwinkeln dieſes Kopfes eine Entſchloſſenheit aus, die der leidenden Tendenz des Heilandes nicht ganz anzugehören ſcheint. Und doch muß man ſich wieder geſtehen, daß dieſe Abweichung von der Ueberliefe-

rung etwas Anziehendes hat. Gar lieblich iſt der Eindruck eines kleinen von Guercino herrührenden Bildes: Gott, der ſich die Welt beſieht. Vor einer kleinen Figur, die im Bruſtbild einen würdigen alten Herrn darſtellt, liegt die Erdkugel, umfangen von einem kleinen pauſchbackigen Engel, der nicht dem chriſtlichen Himmel anzugehören ſcheint, ſondern geradezu der der Venus entlaufene Gott Amor iſt. Der Blick Gottes auf die Erdkugel iſt von unausſprechlicher Milde. Faſt ſcheint es, als wäre der gute Weltenvater eher neugierig über das, was hienieden vorgeht, als erzürnt. Der kleine Liebesgott ſcheint bittende Fürſprache zu thun für dies wunderliche Menſchengewimmel, an dem es durch das einmal eingepflanzte, liebebedürftige Herz der gute Weltenſchöpfer doch von vorn herein ſchon verſehen hat. Noch war beim Marquis Brignole eine Ueberraſchung vorbehalten, die um ſo größer war, da kein Neigebaur und kein Lewald

auf ſie vorbereitet. Der Führer hatte von einem modernen Bilde geſprochen, das in dieſen Sälen zum Kauf ausgeſtellt ſei. Wir ſtanden plötzlich vor einer Staffelei, auf der ich dieſe neue Arbeit vermuthete, und ſchon war die Kritik in Bereitſchaft, wie ein Stachelthier ſchwirrend alle ihre Borſten auszuſtrecken, da las ich über dem Bild auf der Staffelei mit goldenen Buchſtaben die Worte: **Opus Raphaelis Sanzii Urbinatis.** Eine heilige Familie von Raphael! Unverkennbar echt, durch und durch den Stempel jener lieblichen Würde und ſinnigen Einfachheit tragend, durch welche ſich die Werke des großen Meiſters auszeichnen. Der Glaube an dieſes, erſt kürzlich aufgefundene Bild würde bei aller in die Augen ſpringenden Claſſicität dennoch mir nicht ſo langſam gekommen ſein, wenn die Reinigung, deren dies Bild aus einem gänzlich vernachläſſigten Zuſtande bedurfte, ihm nicht einen zu grellen und ganz wie neuen Far-

benaufputz gegeben hätte. Hat ſich dieſer friſche Firniß abgetrocknet, ſo wird das Ganze milder, gedämpfter und darum wahrer erſcheinen. Die einzigen Halbprofile der beiden Knaben, Jeſus und Johannes, verrathen allein ſchon, daß hier nur die Hand Raphael's gewaltet haben kann.

Die Kirchen Genuas ſtehen hinter den Paläſten zurück. Die Frömmigkeit war hier, wie überall, älter als der Reichthum. Einige der genueſiſchen Kirchen reichen bis zu den früheſten Zeiten des Chriſtenthums zurück. Die muſiviſche Bauart der Lorenzkirche, die den Ehrentitel der Kathedrale führt, erinnert in ihrer Steinfügung und ihren Bogen noch an die Zeit, wo ſich die heilige Baukunſt aus der Baukunſt der römiſchen Caſtelle entwickelte. Dieſe Kathedrale bietet in ihrem lichthellen freundlichen Innern wenig Schätze, die der Kunſt angehören. Eine ihrer Seitenkapellen iſt dem Täufer Johannes geweiht. Und da dieſer bekanntlich durch ein

Frauenzimmer, welches vor dem König Herodes üppig zu tanzen verſtand, ums Leben kam, ſo darf ſich nach einem ausdrücklichen Maueranſchlage, bei Strafe der Excommunication, kein Frauenzimmer dem Altar des vorchriſtlichen Märtyrers nahen. Zwei franzöſiſche Jeſuiten, ein offner und ein heimlicher, gefielen ſich darin, einigen anweſenden Damen mit vielem Aufwand von ſüßlich zudringlicher Galanterie dieſe Myſterien der Johanniskapelle zu erläutern. So frivol dieſe beiden Herren erſchienen, ſo bigott wurden ſie plötzlich in einem kleinen Kämmerchen, wo uns das Palladium Genuas, der berühmte heilige Graal, gezeigt wurde. — Mit dieſer Reliquie hat es ſeine Bewandtniß, wie mit allen übrigen. Sie iſt nicht ſo echt, wie die Alterthümer von Herkulanum und Pompeji, aber auch nicht ſo unecht, wie das Blut des heiligen Januarius. Jenes Gefäß, das die Königin von Saba ihrem dichteriſchen Anbeter,

dem Könige Salomo, als Geſchenk für ſeine Tempelbauten verehrte, das ſodann, man weiß freilich nicht durch welche Veranlaſſung, in die Hände jenes vornehmen Protectors des Chriſtenthums, des Joſephs von Arimathia, kam, jene Schale, die Joſeph von Arimathia für die Kreuzigung herlieh, damit darin das Blut des Heilandes aufgefangen würde, wo mag ſie anders ſein, als in der Märchenwelt? Die Schale, die in Genua dafür ausgegeben wird, iſt aber auch kein Glasſcherben von geſtern, ſondern wirklich ein Gefäß, das man mit Theilnahme betrachtet.

Die beiden Jeſuiten, die anfangs von der Exiſtenz der Sacra Catena nichts gewußt hatten, dann aber die grüne Schale für ein Waſchlavoir des Heilandes hielten und endlich von einem Magiſtratsdiener mit bedeutender Entſtellung der Sage hörten, die Königin von Saba hätte aus Handelspolitik dieſe Schale der Re-

publik Genua geſchenkt und dieſe ſie zur Kreuzigung hergeliehen, beeiferten ſich jetzt, die günſtige Gelegenheit einer ſo heiligen Reliquie zu benutzen. Sie drückten flugs allerhand Ringe und Kreuze an die Schale, um damit in der Heimat vielleicht an irgend einem vornehmen, gläubigen Beichtkinde Wunder zu thun. Mir ſtiegen beim Anblick dieſes Gefäßes ganz eigne Jugenderinnerungen auf. Dreht ſich nicht die ganze Poeſie des Mittelalters um den heiligen Graal? Iſt es nicht jener zauberhafte Edelſtein, aus deſſen Anblick ſich Wolfram von Eſchenbach ſeine myſtiſchen Entzückungen holte? Den heiligen Graal (Sanguis Realis oder Sangrealis) trugen Engel aus Paläſtina nach Spanien. Von Spanien kam er nach Indien, wo jenſeit des Magnetberges und des Lebermeeres, der uralt greiſe Prieſter Johannes in einem tiefen, unzugänglichen, von ſeinem eignen ausſtrömenden Licht erhellten Heiligthum, über ihn

Wache hält. Dorthin lassen die mystischen Dichter der angelsächsischen, normännischen und deutschen Poesie ihre Helden wandern. Dorthin nach Indien, zum heiligen Graal, sehnen sich Arthus und die Tafelrunde, sehnen sich Percival und Titurell. Ob ihn die Genueser durch ihre Handelsverbindungen, wie die Griechen einst das goldne Vließ aus Kolchis, nach Europa entführt haben, ob ihn der Priester Johannes bei einem reichen genueser Banquier versetzte und einzulösen vergaß, oder ob der genueser Graal gar nicht jene hochheilige, poetische Monstranz des Wolfram von Eschenbach ist, weiß ich nicht. Durch eine Reise nach Paris hat das mit Gold verzierte Gefäß ein Loch bekommen, wie Wolfram von Eschenbach's Poesie durch den menschlich reinen und fröhlichen Walter von der Vogelweide, wie die Orthodoxie durch Lessing, wie Schelling durch Hegel. Napoleon und seine Juweliere, die sich darauf verstanden, echte und

unechte Reliquien, Reliquien für die Frömmigkeit und Reliquien für die Staatskaſſe, zu unterſcheiden, ließen ein Stück aus dem angeblichen Smaragd herausbrechen und ſiehe — die Sage vom Edelſtein war — eitel Glas! Unheilige Kritik!

In der St. Stephanskirche, in welcher eine feierliche, wahrhaft heilige Stille webte, wo ich Beter ſah, die mit ſolcher Inbrunſt vor einem leeren Beichtſtuhl knieten, daß man glauben mochte, ein furchtbares Verbrechen laſte auf ihrem Gewiſſen, zeigte man ein Doppelbild, an dem Julio Romano und Raphael gearbeitet haben. Leider hat das großartige Werk ſo nachgedunkelt und die Beleuchtung war ſo ungünſtig, daß ich mich in ſeinem Genuß nicht zurecht finden konnte. Ueber die Partie, welche Raphael gemalt hat, findet man die abweichendſten Angaben. Wenn man bedenkt, daß man die Bilder von oben zu malen anfängt und Ra-

phael wol von Julio Romano, aber dieſer nicht umgekehrt von jenem abgelöſt wurde, ſo möchte von Raphael's Pinſel die obere Partie herrühren, die uns den Heiland darſtellt, wie er dem unten geſteinigten Stephanus tröſtend und ermuthigend erſcheint.

Die Kirche Annunziata wird jetzt glänzend reſtaurirt. An und für ſich ſchon in einem luxuriöſen Styl gebaut, wird dieſe Kirche nach Vollendung ihrer Wiederherſtellung einer der prächtigſten Gottestempel Italiens werden. Die ſchon fertige Kuppel und zwei Seitenkapellen machen durch die verſchwendeten Goldmaſſen und Ultramarinfarben einen wahrhaft überraſchenden Eindruck. Seitdem ich weiß, daß den Franziskanern dieſe prächtige Wiederherſtellung einer ihnen gehörenden Kirche von den reichen Familien Genuas geſichert iſt, begreife ich die fröhlichen Mienen, mit welchen die Bekenner dieſes Ordens in Genua herumwandeln. Neu waren

mir hier Mönche, die grüne Brillen trugen. In Italien wird man ſo natürlich, daß man hier auch über Officiere mit Regenſchirmen nicht lachen würde.

Ein feſtlicher Sonntag bereitet uns in dieſem Lande, wo die Religion in Aeußerlichkeiten gänzlich untergeht, die wunderlichſten Eindrücke. Man feierte auch in Genua das Feſt der Maria del Carmine. Schon von Ponte decimo aus waren am Wege die Kirchen und Häuſer mit kleinen Papiertöpfen geziert, die am Abend zur Illumination ſich erhellen ſollten. In Genua ſelbſt war Alles in Bewegung. Die Frauen liefen in ihren weißen Schleiern, die das Schöne heben, das Häßliche aber nur um ſo häßlicher hervortreten laſſen, von Kirche zu Kirche, griffen in die Weihwaſſerſchalen, verbeugten ſich einigemal vor dem Hochaltar und machten die Runde wieder weiter nach einer andern Kirche. Auf dem kleinen Platz der Annunziata, in deſſen

Nähe wenigſtens noch fünf andere Kirchen liegen, war das ein Schwirren, wie im Foyer eines Theaters. In einer, vornehmlich der Heiligen des Tages gewidmeten Kirche fand eine Feierlichkeit ſtatt, die ſich nur mit einem Feſte der Oper vergleichen ließ. Die Decke, die Chöre und die Säulen dieſer Kirche waren ſo mit rothſeidenen, goldbetreßten Decken verhängt und umwunden, Blumenkränze und Blumenkronen hingen in ſo verſchwenderiſcher Fülle umher, hunderte von Kerzen ſtanden mit dem hellen lichten Tage in einem ſo ſonderbaren Widerſpruch, daß man einer, im Schauſpielhauſe gegebenen muſikaliſchen Matinée beizuwohnen glaubte. Die rauſchendſte Militairmuſik ſpielte dazu Stücke aus den neueſten Donizettiſchen Opern und ein Kapellmeiſter zappelte mit Händen und Füßen, um eine, wahrſcheinlich von ihm für dieſen Feſttag componirte Cantate, von einem unſicher eingeübten Chor ſo weit zu Ende

bringen zu laſſen, daß wenigſtens ſein guter Eifer anerkannt werden mußte. Dieſer Spektakel dauerte bis gegen Abend, wo ihm durch eine gedankenloſe Prozeſſion noch die Krone aufgeſetzt wurde. Wer nur irgend geneigt iſt, im Katholicismus Alles poetiſch zu finden, der laſſe ſich in Italien von dieſer Neigung heilen.

Durch ihre Lage iſt die Kirche Carignano unſtreitig die anziehendſte von ganz Genua. Sie liegt auf der Höhe jenes Hügels, den die kühngedachte Brücke gleiches Namens mit der Altſtadt verbindet. Man bekommt einen Begriff von der Macht und dem Stolz der alten genueſiſchen Patrizier, wenn man erfährt, daß dieſe Brücke und Kirche ihren Urſprung der Rancune zwiſchen zwei vornehmen genueſiſchen Familien verdanken. Auf dieſem Hügel wohnte nämlich Fiesco. Von einer ſolchen Höhe herab könnte man faſt den Wunſch, das unter uns liegende Genua beherrſchen zu wollen, verzeihlich finden.

Schiller muß ſich über die Wohnung des Grafen von Lavagna orientirt haben; denn die Ausſicht, die man von dieſem Berge aus über Genua nach dem Meere hin genießt, ſcheint in der That das Bild zu ſein, an welches Fiesco ſeinen berühmten Fenſtermonolog richtet. Der Palaſt, auf deſſen Balkon er geſtanden haben kann, iſt nicht mehr da. Ein Haufen Steine bezeichnet die Stätte, wo einſt die Wohnung des ehrgeizigen Revolutionairs ſtand. Senatsrache und Volkswuth haben ſie nach dem Sturze Fiesco's zerſtört. Die Kapelle aber, die einſt zu dieſem öden, kahlen Platze gehörte, ſteht noch, aber auch ſie hat man die Strafe des Staatsverräthers fühlen laſſen; ſie iſt in ein Magazin, in das Depot einer angrenzenden Kaſerne verwandelt. Dieſe Kapelle aber iſt es, der Genua ſeine ſchöne Kirche und ſeine Brücke von Carignano verdankt. Es pflegten nämlich die vornehmen Bürger und Patrizier Genuas in der

faſhionablen Kapelle des Grafen von Lavagna Sonntags ihre Meſſe zu hören. Der Weg zu dem Hügel herauf, den Fiesco bewohnte, war lang und in der Sonnenhitze beſchwerlich. Oft geſchah es wol, daß ſich die vornehmen Damen mit ihren Sänften, die ſie in die Meſſe tragen ſollten, verſpäteten. Sie kamen an, wenn das heilige Amt ſchon begonnen hatte. Fiesco, mehrfach angegangen, mit ſeiner Meſſe zu warten, bis die alten und jungen Damen Genuas mit ihrer Toilette fertig wären, war nicht galant genug, den Wünſchen der ſchönen Welt zu willfahren. Ja der vornehmen und ſtolzen Marquiſe Sauli ließ er durch ſeine Lakaien ſagen, die Marquiſe möchte, wenn ſie bei ihm die Meſſe hören wollte, ſich einen kürzern Weg wählen. Und würdig, eine Engländerin zu ſein, nahm die Marquiſe ihren Gatten beim Wort und ruhte nicht eher, als bis er ihr von ihrem Hauſe aus bis zu dem Gipfel des Berges, auf

welchem Fiesco wohnte, über die Straßen der Stadt hinweg, mitten in die Luft eine Brücke aufschlagen ließ. Und um die Rache vollständig zu machen, bauten die Sauli's die schöne Kirche Santa Maria di Carignano. Soll man hier die Leidenschaften anstaunen, oder jene gewaltigen Kräfte bewundern, über die einst diese Republik gebieten konnte?

Beim Anblick der Kirche selbst muß man sich daran gewöhnen, daß sie im Interesse der Plastik aufgeführt worden ist. Man findet kein Gold und keine Farben, zwei Zierrathen, an welchen sich das Auge in Italien schon so verwöhnt hat, daß uns der erste Eindruck dieses nach einem Plane von Michel Angelo erbauten Tempels kahl, fast möcht' ich sagen, protestantisch erscheint. Bald aber gewöhnt sich das Auge an die einfache, edle Symmetrie dieses Baues und das ausgezeichnete Standbild des heiligen Sebastian von Püget scheint uns recht

eigentlich der Harmonie dieſes Tempels anzugehören. Der an einen Baumſtamm gebundene und die Pfeile ſeiner Mörder erwartende Märtyrer iſt eine Arbeit, an der Michel Angelo ſeine Freude gehabt hätte. Die Lage des Körpers erlaubte die gründlichſte Entfaltung anatomiſcher Studien und doch ging der Meißel des Künſtlers über das einzuhaltende Maß der Schönheit nicht hinaus. Rundung und Ecke ſind ſo ſanft verſchmolzen, daß man ſagen könnte, an dieſer Statue iſt das Geheimniß gelöſt, die krumme Linie ebenſo graziös darzuſtellen, wie die Wellenlinie. Ein Bild von Piola, einem jungen Genueſer, den Künſtlereiferſucht ermordet haben ſoll, verſpricht allerdings eine Zukunft, die manchem Rivalen, und nicht dem mittelmäßigen allein, hätte gefährlich werden können. Der ſich aufrichtende Gichtbrüchige, der zum erſtenmal die wiedergewonnene Kraft ſeiner Glieder erprobt, iſt in Zeichnung und Colorit vortreff-

lich. Einfach ſchön iſt wieder ein Bild von Guercino, das uns den entzückten Augenblick ſchildert, wo der heilige Franziskus die Idee ſeiner Ordensſtiftung faßte. Das Schöne an dem Bilde liegt beſonders darin, daß es grade nicht mehr und nur das gibt, was es geben will. In allen Künſten iſt dies das Zeichen der Claſſicität. Nur die Manieriſten umgehen das, was ſie ſagen wollen, und bieten uns Symbole, Beiwerke und grillenhafte Zufälligkeiten für eine Hauptſache, der ihr nüchterner Sinn nicht gewachſen iſt.

Auf einer andern Höhe, näher den unſchönen, kahlen Felſen zu, liegt das Kloſter der Fieschine, ein Nonnenkloſter, in welchem jene berühmten künſtlichen Blumen verfertigt werden, in denen Genua mit Paris wetteifert. Die künſtliche Blume iſt recht eigentlich eine Nonnenerfindung und ihre Bereitung hat ſich mit mancherlei, die Farbenmiſchung betreffenden Ge-

heimniſſen von Kloſter zu Kloſter vererbt. Wie manche Thräne, die auf dieſe Battiſtblumen fiel, mag die armen Nonnen gelehrt haben, wie ſich die Emaille der Thautropfen, die ſie ſo artig anzubringen wiſſen, nachahmen läßt! In Genua gibt man ſeine Kinder in das Kloſter, um dort erzogen und durch Blumenmachen beſchäftigt zu werden. Die Bedingungen dieſer Uebergabe ſind ſo ſtreng, daß für mich jene Blumen, welche eine Nonne aus dem Sprachgitter zur Auswahl herausreichte, etwas Grauenhaftes bekamen. Kunſtvoll ſind ſie, dieſe Nachahmungen der bunten Kinder einer Flora, die in Italien noch eine ganz andere Göttin zu ſein ſcheint, als bei uns in unſern geheizten Treibhäuſern. Wie zierlich ſtellen ſich hier die Geranien mit ihren federartigen Staubfäden neben den ſchneeigen oder panachirten Camelien; wie ſcheinen die kleinen Dijonröschen ſo friſch, die Veilchen ſo duftend! Und doch behauptet man, daß die

künſtliche Blumiſtik in Paris noch Zarteres vollbringt. Sollte ſich auch hierin offenbaren, wie unendlich weit doch die freie Kunſt der todten, mechaniſchen überlegen und eine pariſer Fleuriſtin doch noch poetiſcher, als eine italieniſche Nonne iſt?

Nach den künſtlichen Blumen mußten die natürlichen im offenen Garten des Marquis Durazzo, in den ich eintrat, um ſo würziger duften. An die hier im Freien wachſenden Korypháen unſerer nordiſchen Treibhäuſer ſind wir in Italien ſchon ſo gewöhnt, daß uns Alleen von Oleandern, Camelien, die unter künſtlich gezogenen Tannen blühen, halb freiwachſende Bananen kaum noch überraſchen. Ein berauſchender Duft ſtrömte von einer Pflanze aus, die der Gärtner Gardenia nannte und von der einige mitgenommene Blüten Tagelang noch das Gedächtniß an Genua wach erhalten können.

Im Uebrigen fand ich Alles todt. In Carlo

Felice war unſere Sophie Löwe, hier Signora Loëwe Sofia genannt, verſtummt. Die wandernde königlich preußiſche Kammerſängerin, die zu ſtolz iſt, einen eingeſtandenen faux pas öffentlich zu bereuen und nach Deutſchland zurückzukehren, war mit ihrer Truppe und den ſechs Rollen, die ſie in Italien nur zu ſingen braucht (Beatrice di Tenda ſteht oben an), ſchon in irgend eine andere Stadt gezogen. Ein Kaffeehausleben, wie in Venedig, ein Corſofahren, wie in Mailand, konnte ich nicht entdecken. So ließ ich mich des Abends hinausrudern in den Hafen, in den Golf, wo ich träumen konnte, im Reiche des Triton zu ſein. Aus den kleinen Barken ſpringen von allen Seiten nackte Geſtalten in die kühlende Woge, kugeln ſich jubelnd über eine Schiffstonne, die ſie im Waſſer hin- und herhänſeln, ſpritzen ſich mit vollen Backen den ſalzigen Schaum entgegen, oder prahlen mit der Stärke ihrer Bruſt, wenn ſie im Schwim-

men ſich ſo laut zurufen, daß es an den alten Mauern des Molo widerhallt. Schon glüht das Abendroth an dem weſtlichen Ufer. An der Riviera di Levante zieht ſich der Abendnebel in langen violetten Streifen hin. Fern von der Stadt herüber läuten die Glocken und träumeriſch ſchweift das Auge über die ſanft bewegte Fläche hin. Da zuckt ein Lichtſtral in jenem hohen Thurm zur Linken auf, im Leuchtthurm zündet man die Lichter an, die, aufgefangen in einer ungeheuern Reverbère, dem nächtlichen Schiffer als ſicherer Wegweiſer dienen. Ein zweiter Blitz zur Rechten. Man löſt eine Kanone zur baldigen Abfahrt des Dampfers, der nach Livorno fährt! Bald werd' ich ihm folgen.

V.

Die Kunſt, Könige zu bedienen.

Digitized by Google

Ueber die Kunſt, König zu ſein, haben ſchon die Jeſuiten geſchrieben, über die Kunſt, Könige zu bedienen, werden wir jetzt von Hanover belehrt. Es war einem Manne mit einem Titel von ſechs Nonpareil-Druckzeilen vorbehalten (dem Herrn von Malortie, Hofmarſchall des Königs von Hanover), dieſe Kunſt in ein wiſſenſchaftliches Syſtem zu bringen. Wir benutzen das ſo eben erſchienene Werk: „Der Hofmarſchall. Handbuch zur Führung und Einrichtung eines Hofhaltes. Hanover, bei Hahn," zu einer ebenſo zerſtreuenden wie belehrenden literariſchen Unterhaltung. Ein ſo naives Buch iſt lange nicht erſchienen.

Zuvörderſt hätte uns Herr von Malortie wol über ſeinen Gegenſtand etwas Geſchichtliches geben können. Wie wurden die Könige in Juda, in Macedonien und Rom bedient? Welche Grundſätze hatte man über das Hofſtaatsweſen, über königliche Küchen- und Kellerämter im Mittelalter? Die Königin Eliſabeth hatte bekanntlich ein ſehr einfaches Syſtem, ſich bedienen zu laſſen. Sie hatte eine Liſte ihrer vornehmſten und reichſten Adeligen. Fühlte ſie in ihren Hülfsquellen Mangel, ſo kündigte ſie ihren Pairs der Reihe nach ihren Beſuch an. Ein ſolcher Beſuch der Königin Eliſabeth, ſo ehrenvoll er für die Getreuen der Krone war, ſo gefährlich wurde er für deren Finanzen. Man fürchtete ſich vor der Ehre ihres Beſuchs. Sie ließ Ehrenbezeigungen, aber nicht einen Kreuzer Geld zurück. Die Kunſt des Hofmarſchalls wird wol damals in der bequemſten Art beſtanden haben, zum Gebrauch des Hofes alles nur Mögliche zu

requiriren, keinen Riegel zu ſchonen, Küche und Keller gründlich auszubeuten und für die Reiſe ſoviel mitzunehmen, bis das wandernde Hofgeſinde mit der königlichen Gebieterin wieder auf einem andern Schloſſe eines reichen Grafen oder Herzogs anlangte.

Die Epoche des l'État c'est moi bewirkte auch hier Veränderungen. Herr von Malortie hätte uns wol einige Beiſpiele jener heilloſen Verſchwendungen geben können, die ſonſt in dem Haushalt der Könige üblich waren. Wieviel Silberdiener, wieviel Küchenjungen hatte Ludwig XIV.? Unſer conſtitutionelles, leider ſehr freigeiſtiſches Zeitalter würde dadurch die Fortſchritte kennen gelernt haben, die wir zum Syſteme der Sparſamkeit machen. Wir würden, wenn uns bei Herrn von Malortie zuweilen zu Muthe wird, als ſchilderte er den Hofſtaat eines aſiatiſchen Sardanapals, einſehen, daß man vor hundert Jahren noch ganz anders

auf das Vermögen des Landes losgelebt hat, als gegenwärtig.

Wir ſind es Herrn von Malortie ſchuldig, zu bemerken, daß er bei ſeinem Syſteme, Könige zu bedienen, keine Souverainetät beſonders im Auge gehabt hat. Es iſt nicht der Hofſtaat von Modena, nicht der von Hanover, nicht der des Schahs von Perſien, welchen Herr von Malortie ſeinem hofökonomiſchen Syſteme zum Grunde legte. Wenigſtens verſichert Herr von Malortie, daß dieſe Vermeidung jeder Bezüglichkeit ſeine Abſicht geweſen ſei. Dennoch war er nicht immer conſequent in Verfolgung derſelben. Er liefert S. 220 ſeines inſtructiven Werkes den Koſtenanſchlag einer königlichen Reiſe nach Ems. Er berechnet den Etat für ſieben Wagen, gezogen von 26 Pferden, für die Poſtillonstrinkgelder und Reiſediäten der Dienerſchaft. Man ſieht, wie wohlfeil man es einrichten kann, wenn ein König ins Bad reiſt

und einen guten Hofmarschall hat. Die Reise fängt von einem unbekannten Orte an. Da aber die erste Poststation Pattensen, die zweite Elze heißt, so werden hier wol die Badereisen der Könige von Hanover gemeint sein? Ich fürchte sehr, daß diese patriotische Anomalie die wissenschaftliche Harmlosigkeit der übrigen Theile stören wird.

Der Versuch, eine Kunst wie die, Könige zu bedienen, zur absoluten Wissenschaft zu erheben, muß mit großen Schwierigkeiten verbunden sein. Man sieht dies an den unbestimmten und völlig haltlosen Definitionen, mit welchen Herr von Malortie sein Werk eröffnet. Diese vielen Möchte, Dürfte, Könnte wol und ähnlichen Wendungen entsprechen nicht etwa der griechischen Ironie, mit welcher ein Herr von Rumohr diesen schlüpfrigen Gegenstand behandelt haben würde, sondern entstehen geradeweges aus dem Bewußtsein, daß der königliche Wille

ſtark genug iſt, wieder alle Paragraphen eines ſolchen häuslichen Staatsgrundgeſetzes je nach Laune und Bequemlichkeit, je nach Gewöhnung oder Willkür umzuſtoßen. Wenn nun demnach die Einleitung des Buches völlig unbefriedigt läßt, ſo iſt dies weniger die Schuld des Verfaſſers, als die Schuld eines Gegenſtandes, der nach den Wünſchen der betreffenden Fürſten tauſenderlei Modificationen erleiden kann.

Ja, Gott ſei Dank, es gibt noch Fürſten, die von der Hofordnung des Herrn von Malortie abweichen! Es gibt noch Fürſten, die von dem Grundſatze ausgehen, eine Anſtellung in ihrer Nähe bedeute mehr, als ein bloßes Engagement als Maſchine, als Mittel zum ökonomiſchen Zweck. Herr von Malortie geht von ſehr praktiſchen, aber ſehr unköniglichen Grundſätzen aus. Er fängt wie billig von unten an, mit den Lakaien. Er will das Lakaienalter nur zwiſchen 20—40 Jahren geſtatten. Er will euch alle

nicht dulden, ihr treuen Lakaienſeelen, die ihr ſchon bei der Königin dientet, als ſie noch ein kleines Mädchen am heimatlichen Hofe lebte! Ihr folgtet der kronprinzeßlichen Braut, ihr theiltet ihre Trauer, ihre Freude, ihr habt die kleinen jungen Prinzen auf den Armen getragen, habt ausgehalten in allen conſtitutionellen Stürmen des modernen Staatslebens, bei hohen Geburtstägen, Sterbefällen und allen Emeuten, und Herr von Malortie will euch entlaſſen? Ja noch mehr, er will den Lakaien verbieten, ſich zu verheirathen. Wo iſt der Hof, der ſo ſchnöde Grundſätze befolgt und die Lakaien zu einer Art katholiſchen Prieſtern macht, die nur im Cölibat leben dürfen? Leidet auch der Tafelabhub ein wenig, wenn die kleinen, ihren Herrſchaften oft ſo ähnlich ſehenden Lakaienkinder ein Stück Gebackenes vom Hofe bekommen, warum deshalb bei Hofe das Cölibat einführen! Dieſer Abſchnitt, S. 8, hat uns faſt gegen das

Gemüth des Herrn von Malortie eingenommen; wird es uns jetzt wundern, wenn S. 9 die Bestrafungen der Lakaien sechs Paragraphen und die Belohnungen nur einen bilden? Wird es uns wundern, wenn die Lakaien ihre Douceurs, die sie von fremden hohen Herrschaften empfingen, abliefern müssen in eine Generalkasse, die chargirten Personen aber, z. B. die Hofmarschälle, ihre Pretiosen behalten dürfen?

In dem Kapitel über das Ceremoniell bemerkt Herr von Malortie: „Ueber alle besondern Vorfälle am Hofe wird ein sehr gründliches Tagebuch geführt. Daß ein solches Journal für spätere Jahre besonders interessant bleibt, bedarf keiner nähern Erörterung, da dasselbe die genaueste Schilderung des fürstlichen Familienlebens enthält und insofern auch für die Landesgeschichte eine nicht unerfreuliche Quelle bleibt.“ Vielleicht benutzen unsere Historiker

dieſen Wink und ſuchen ſich einige dieſer „nicht unerfreulichen" Quellen zu verſchaffen.

Jetzt aber nähern wir uns dem eigentlichen Kern des Werkes.

Herr von Malortie ſetzt uns das ganze Detail eines fürſtlichen Hofhaltes auseinander. Er übergeht die kleinſten Bedürfniſſe nicht, die nur bei der Exiſtenz eines erlauchten Weſens vorkommen können. Alle Bedürfniſſe der Majeſtät, wenn ſie wacht für das Wohl des Landes ſowol, wie wenn ſie ſchläft, um neue Kräfte zum Regieren zu ſammeln, werden aufgezählt und in tabellariſche Form gebracht. Bei den hundert großen und kleinen Requiſiten der Tafel vermißt' ich wirklich nur einen Poſten, den nämlich für Zahnſtocher.

Ob die Tabellen, in deren Entwurf Herr von Malortie außerordentlich erfinderiſch iſt, die mannichfachen Misbräuche der Verſchwendung und Verſchleuderung, die Misbräuche des Un-

terschleifs, dieſen Krebsſchaden aller weitläufigen Haushaltungen, heben werden, vermögen wir nicht zu entſcheiden. Oft erzeugt dieſes tabellariſche Regieren einen Schein von Ordnung, der in Wahrheit nicht vorhanden iſt. Man beruhigt ſich mit den ausgefüllten gedruckten Schemen und die Plusmacherei und Verſchleuderung, vor welcher Herr von Malortie ſo dringend warnt, findet dennoch offenes Thor. Um nur den einen Poſten der abgebrannten Lichtſtumpfe zu nehmen. Herr von Malortie gibt S. 195 u. folg. über die königliche Wachs- und Talglichtconſumtion Winke, die ohne Zweifel aus gründlichſter Erfahrung geſchöpft ſind und dennoch erſchrickt man vor der Angabe, daß an einem einfachen und wohlgeordneten Hofe des Monats circa 4000 Wachs- und 2000 Talglichte verbraucht werden. Erwägt man nun noch die ſpecielle Liebhaberei mancher Fürſten, ſich von dem beſtallten Hofmaler die Wachsker-

zen mit bunten Arabesken, etwa aus dem Sagenkreiſe der Nibelungen, bemalen zu laſſen, ſo wird man über das Gewicht erſtaunen, mit welchem ein fürſtlicher Hofhalt auf dem Volke, wollt' ich ſagen, auf dem Budget laſtet. Deshalb glaub' ich auch wol, daß Herr von Malortie in dem Kapitel der Beleuchtung um ſo mehr zu weit gegangen iſt, als ſein Anſatz noch nicht einmal für die Wintermonate, ſondern nur für den October gilt, wo es noch ſo helle, freundliche Abende gibt.

Bei den königlichen Conſumtionen iſt Herr von Malortie gezwungen, ſehr viel von den Abgiften zu ſprechen. Dieſer Ausdruck bezieht ſich nicht etwa auf die Furcht mancher unumſchränkten Herrſcher, wie weiland in Spanien und Portugal, vergiftet zu werden (im Gegentheil iſt die Inſtruction, die Herr von Malortie den Mundköchen ertheilt, ſehr harmlos), ſondern auf die Abgänge von der herrſchaftlichen Ta-

fel. Abgifte ſind die Schüſſeln, von denen man nur naſchte oder für die ſich gar keine Liebhaber gefunden haben, weder in dem Souverain, noch in dem geladenen Oberhofprediger. Hier nun hab' ich einen Zug von Liebenswürdigkeit an Herrn von Malortie bemerkt, der mir unendlich wohlgethan hat. Man kennt nämlich die oft ſehr unreinliche Art, wie vornehme Herrſchaften eſſen. Nichts ſchmutziger als ein abgetragener Teller, nichts unordentlicher als ein zerwühltes, angekoſtetes und angenaſchtes Deſſert. Bei der Frage, ob man dieſe zernagten, angebiſſenen und nicht ſelten ausgeſpienen Abgifte an gewiſſe Delikateſſenhändler und italieniſche Keller in der Stadt verkaufen ſoll, ſagt Herr von Malortie offen und frei: „Ich habe gute Gründe, die Benutzung fürſtlicher Tafelreſte an dritte Perſonen nicht zu empfehlen." Kann man ſich humaner und delikater ausdrücken? Dieſes Suprême de Vo-

laille, welches Sereniſſimus, der vielleicht kurzſichtig und ein großer Freund vom Tabacksſchnupfen iſt, eine halbe Stunde lang durchwühlt, ob es ihm gefällig iſt, davon ein Stück zu nehmen, — vor dieſer Schüſſel, auch wenn ſie ſonſt unangerührt bleibt, Perſonen zu warnen, hat Herr von Malortie gute Gründe. Wir errathen ſie, wir wiſſen, was „anſtändig eſſen" heißt. Dieſer Zug an Herrn von Malortie iſt hübſch und macht ſeinem Herzen Ehre.

Wenn ſich unſere Leſer vielleicht wundern ſollten, daß wir ſoviel vom Eſſen und Trinken reden, ſo müſſen wir bemerken, daß denn auch allerdings der größte Theil des vorliegenden Handbuches für die Bequemlichkeit der Könige die Sorge um Küche und Keller ausmacht. Wo ſeid ihr hin, ihr naiven Zeiten, wo ich als Knabe noch glaubte, ein Fürſt lebe wie der Himmliſchen einer von Nektar und Ambroſia? Kennt ihr am königlichen Schloſſe in Berlin

den Winkel, wo noch vor einigen Jahren ein alter Sonderling von Antiquar mit vergeſſenen alten Büchern handelte? Gewiß erinnert ihr euch des wunderlichen Kauzes. Jeden Morgen kam er mit einem Sack Bücher, die er auf die Geſimſe des königlichen Schloſſes aufſtellte, alte, vergeſſene Werke von Friedrich dem Großen, Macchiavell, Büſching's Geographie, Heinitzens deutſchen Briefſteller und Cujas' franzöſiſche Grammatik. Wir Scholaren fürchteten uns vor dem ſtrengen, oft hämiſch lachenden geiſtesverwirrten Büchertrödler, den wir ſcherzweiſe: Herr Profeſſor! nannten, indem wir ihm verſtohlen uns näherten und ihn an den langen tombacknen Ringketten zweier Uhren zupften, die er regelmäßig in beiden Weſtentaſchen trug. An dieſer Stelle bin ich zum erſten Male an dem blinden Vertrauen auf die kartenkönigliche Majeſtät irr' und conſtitutionell geworden. Nicht durch des alten Trödlers Büchervorrath, ſondern

durch einen unbeſchreiblichen würzigen Geruch, der aus den Kellerfenſtern des Schloſſes an der Stelle hervorquoll, wo die Bücher ſtanden. Dieſer himmliſche, warme Duft kam aus einer fürſtlichen Küche. Das war ein Arom, wie aus tauſend würzigen Kräutern und allen Trüffeln der Erde gezogen. Die berliner Lazzaroni ſtellten ſich oft an die Küchenfenſter, um zu dieſem Geruch ihr trockenes Brod zu eſſen. Es waren die koſtbarſten Mittagsmahlzeiten, die man in Berlin ohne Geld und mit viel Phantaſie nur haben konnte. Da Berlins beide Hälften durch jene Paſſage verbunden ſind, da Alles, was in Berlin nur geht und wiedergeht, hier vorüber muß, ſo vermuth' ich, daß die jetzige conſtitutionelle Richtung an der Spree von dieſem fürſtlichen Küchengeruche ausgegangen iſt. Er erweckt zu eigenthümliche, antimonarchiſche Empfindungen.

Ich fürchte, Herrn von Malortie's Enthüllungen haben einen ähnlichen Erfolg. Man muß ſich, wenn man ſeine Anordnungen für eine königliche Tafel lieſt, geſtehen, daß es trotz aller Ständekammern und ſyſtematiſcher Oppoſitionen doch ein großes Vergnügen ſein muß, König zu ſein. Und dabei hat Herr von Malortie noch das Syſtem der Sparſamkeit! Er zieht für die Tafel einige gründliche Gerichte aller Unzahl kleiner luftiger Schüſſeln vor. S. 148 theilt er einen Küchenzettel mit, den er, wie er ſich äußert, bei keiner Gelegenheit, auch dem glänzendſten Beſuche nicht, vergrößern würde. Wenn alſo z. B. der Kaiſer von Rußland nach Hanover käme, ſo würde man daſelbſt eſſen:

Diner le 18

92 personnes.

8 services.

Koch N. N. hat zu liefern:
- 1 d'un potage à la *moligotawny*.
- 1 d'un potage clair au quenelles de volaille et aux pointes d'asperges.
- 1 d'huitres au naturel.

Koch N. N. 1 de saumon du Rhin garni de filets de sandarts à la orly, sauce à la tartare et sauce de *Johnbull*.

Koch N. N.
- 1 de poulardes de Strasbourg à la *chipolata*.
- 1 de truffes à la *bourguignotte*.
- 1 de ris de veau à la *Saint-Cloud* au ragout fin.

Koch N. N.
- 1 de filets de perdreaux à la *polonaise* en croustades.
- 1 de haricots verts garnis de côtelettes de mouton glacées et de saumon fumé.

Koch N. N
- 1 de hûre de sanglier à l'aspic, sauce à l'orange.
- 1 de paté des oies gras de Strasbourg en bordures à la gelée.

Bratenmeister N. N.
- 1 de filets de chevreuil rotis.
- 1 de faisans d'Angleterre rotis.

Koch N. N.
- 1 de compotes d'abricots.
- 1 de crêmes à la Sicilienne en glaçon.
- 1 de gelées *tutti frutti* au vin de champagne.

	1	de beurre et du fromage.	
Conditor N. N.	1	de glaces panachées.	Dessert.
	12	assiettes de bonbons divers.	
	12	„ de conserves diverses.	
	12	„ de patisserie diverse.	
	36	„ de fruits divers conservés ou naturels selon la saison.	

Herr von Malortie ſorgt aber nicht nur für die allerhöchſten Herrſchaften, ſondern auch für das dienende Perſonal. S. 97 liefert er einen Küchenzettel für die Lakaien. Dieſer lautet:

Mittags.

Linſenſuppe.

Steckrüben und Kartoffeln mit Rindfleiſch.

Abends.

Eierkuchen mit Compott.

Die Zuſammenſtellung dieſer beiden authentiſchen Küchenzettel muß ganz eigne communiſtiſche Ideen erwecken. Linſenſuppe und eine Suppe à la Moligotawny! Ich glaube, daß Rouſſeau, als er noch Bedienter bei einem ſa-

voyiſchen Grafen war, in dem Augenblick, als er ſeine Linſen verdauend eine ſolche wahrſcheinlich aus indianiſchen Vogelneſtern gekochte Suppe à la Moligotawny ins Zimmer trug, auf den Gedanken kam, einſt ſeinen Contrat social zu ſchreiben.

Es würde die Grenzen eines Aufſatzes, der keine gelehrte Abhandlung ſein will, überſchreiten heißen, wollten wir Herrn von Malortie in alle Einzelnheiten eines Werkes folgen, das, wie wir gezeigt haben, Gelegenheit zu ſo ernſten Betrachtungen gibt. Nur noch dieſe kleine Frucht- und Aehrenleſe zufälliger Anmerkungen wagen wir dem vorzugsweiſe monarchiſch-geſinnten Theile unſerer Leſer zu empfehlen:

S. 20 ſpricht ſich Herr von Malortie unbedingt dafür aus, daß das Verſenden der Köche nach Paris ein ſehr empfehlenswerthes Mittel iſt, um die Hofküche immer au niveau der neueſten Fortſchritte in der Kochkunſt zu erhal-

ten. Man ſollte dieſen Grundſatz doch ja auf die Staatsräthe und Profeſſoren ausdehnen.

S. 24 läßt ſich Herr von Malortie unbedingt dagegen aus, daß die königliche Küche, gleich dem königlichen Keller, ſich ſelbſt ihre Conſumtibilien verſchreibt. Er empfiehlt nur den Ankauf durch Zwiſchenhändler. So ſehr wir mit den finanziellen Vortheilen dieſes Syſtems übereinſtimmen, ſo möchten wir doch aus monarchiſcher Hingebung rathen, Fiſche, Auſtern, Hummer und Caviar lieber ſelbſt zu beziehen, da gerade hier nicht immer angenommen werden kann, daß der Zwiſchenhandel und eine Entrepriſe der Qualität der Waaren beſonders günſtig iſt. Auch in Betreff der Conditorei weiß ich nicht, ob Herr von Malortie Recht hat, eine eigne Hofconditorei im Schloſſe ſelbſt unvortheilhaft zu finden. Soviel ich weiß, hatte der hochſelige König von Preußen eine eigne Mundconditorei, die im alten Seitenflügel des berliner

Schloſſes, ſinnig genug dicht neben der Hofapotheke lag. Ueberhaupt vermißt man bei Herrn von Malortie nach den vielen Anweiſungen, ſich den Magen zu füllen, auch ein Capitel für den Fall, daß man ſich bei Hofe den Magen verdirbt. Keine Andeutung über die Hofapotheke? Sollte dies nicht ein Mangel ſeines Handbuches ſein?

Sehr gediegen ſind S. 38 die Andeutungen über die Schonung des fürſtlichen Silbergeſchirres. Herr von Malortie räth, nicht immer von Gold und Silber zu eſſen, ſondern mit dem Porzellan abzuwechſeln, weil durch gewiſſe Speiſen das edle Metall zu ſehr verdorben wird. Von Porzellan müſſen z. B. gegeſſen werden: „Auſtern, weil die Schalen ungemein kritzeln.“

Die Formulare der Dienſtinſtructionen ſämmtlicher hohen und niedern Hofchargen zeichnen ſich durch Umſicht und Bündigkeit aus.

Dem Kammerdiener wird S. 70 die Weiſung ertheilt: „Alle zu ſeiner Kenntniß kommenden Staats- oder Familienangelegenheiten ſeines Allerhöchſten Herrn, welche nicht öffentlich bekannt ſind, hat er aufs ſtrengſte geheim zu halten.“ Dieſelbe Inſtruction wird S. 80 dem Silberlakai wiederholt, ferner S. 87 dem Silbergehülfen, dem Leibjäger, dem Heiducken, dem Hoflakai, dem Tafellakai, dem Tafelgehülfen. Für den Norden würde ſie der Verfaſſer auch S. 93 dem Kaminheizer haben geben müſſen. Dennoch iſt dieſe Inſtruction nicht ganz gut gefaßt. Wie ſollen Leibjäger, Heiducken und Silberlakaien wiſſen, was von Staatsangelegenheiten „nicht ſchon öffentlich bekannt iſt?“ Plaudern ſie, ſo liefert ihnen dieſer Satz die beſte Ausrede. Lieber hätten wir geſehen, Herr von Malortie drückte ſich ſo aus: dieſen Schloßofficianten wäre verboten, außerhalb ihres Dien-

stes überhaupt von den Allerhöchsten Herrschaften zu reden und je einen Gegenstand irgend welcher politischer Natur in den Mund zu nehmen. Vielleicht benutzt der Herr Verfasser diesen Wink für die zweite Auflage.

Zweckmäßig ist die Instruction für die Hof-Kaffee-Küche. Doch vermißt man die Berücksichtigung von Chocolade. Ob vier Loth Kaffee für die Tasse des Königs nicht etwas zu viel ist und leicht Wallungen, Reizbarkeit und Ueberhitzung erzeugen kann, überlassen wir dem Ermessen des betreffenden Leibmedicus und der Constitution, nicht des Landes, sondern des Fürsten.

Geschmackvoll gedruckt ist S. 130 folgende Ansage zu einer Hoffestlichkeit:

Anſage.

Zur Feier

des

Allerhöchsten Geburtsfestes

Seiner Majeſtät u. ſ. w.

iſt am

Sonnabend, den ten **184**

im

Reſidenz-Schloſſe, Abends 8 Uhr,

Cour und Ball.

Die Herren in Uniform mit weißem Unterzeuge oder in franzöſiſchem Hofkleide mit dem Ordens-Bande über dem Rock.

Die Damen in Manteaux, Federn und Barben.

. . . . . , den 184

Aus dem Ober-Hof-Marſchall-Amte.

Dem Herrn . . . . . .

Im Fall des Nichterſcheinens wird um Antwort gebeten.

In rührendem Contraſt zu dieſem Geburtstagsſchema ſteht auf den folgenden Seiten ein

Programm

zu dem

feierlichen Leichenbegängniſſe

Seiner Majeſtät u. ſ. w.

Der Raum verbietet es, das Ceremoniell einer ſo betrübenden Hypotheſe nach Herrn von Malortie hier wiederzugeben. Nur zu oft bietet ſich Gelegenheit dar, das, was hier die Phantaſie eines geſchmackvollen und treuen Staatsdieners erfindet, in „lugubrer" Wirklichkeit dargeſtellt zu ſehen. Wir ſcheiden von Herrn von Malortie mit dem Zeugniß, daß ſein „Hofmarſchall," trotz mancher Lücken und kleiner Ungenauigkeiten, die wir rügen mußten, doch eine weſentliche Bereicherung unſerer Literatur

genannt werden kann und auf dem weiten Gebiete der Heraldik, Etikette- und Complimentirbücher ganz einzig dasteht. Die Kunst, Könige zu bedienen, ist eine ebenso ehrenvolle, wie schwierige.

VII.

Dieſe Kritik gehört Bettinen.

Digitized by Google

Nil divini a me alienum puto.

Wie man nach einem Mittagsmahle, wo man beizende Speiſen zu ſich genommen hat, die uns austrocknen und einen brennenden, kaum zu ertragenden Durſt erzeugen, einen Trunk des reinſten, erquickendſten Quellwaſſers die verſchmachtende Kehle hinunterſchüttet und mit Wolluſt die benetzte Lunge zum Athmen ausdehnt, ſo erquickt, ſo erfriſcht das neue Königsbuch Bettinens. Im Kryſtallglaſe ihrer ſtyliſtiſchen Schönheiten, mit all' den wunderlichen, eingeſchliffenen Blumen ihrer gewohnten Darſtellungsweiſe kredenzt die anmuthige Zauberin uns diesmal nicht etwa berauſchenden Schaumwein, der uns

die Welt im phantastischen Rosenlichte zeigen soll, nicht südlichen Rebenblut, durchduftet von den Blüten des Orients oder gewürzt von zerflossenen Perlen der Märchenwelt, sondern diesmal nur reine, frische Quellflut, reines krystallhelles Naß vom Borne der Natur, aus der Essenz der gesunden Vernunft. O welche Labung, dies herrliche, gedankenklare, gesinnungsfeische Buch! Nach so viel tausend gewürzten Speisen, die uns die Philosophie dieser Tage aufgetischt hat, nach dieser täglichen salzigen Chringsfest unserer modernen Literatur, nach diesem ewigen Sauerkraut unserer philisterhaften Denk-, Schreib-, Lese- und Lebensmethode ein solches Buch! Ein solcher Trunk aus den Bergen, ein volles Glas, wo die Freiheitsluft mit tausend Tropfen die innere Wand beschlägt! All' die modernen Rheinweinpoeten und Knallenden Champagnerjünger, das konntet ihr nicht geben, was Bettina gibt: Labung und Kühlung,

Erquickung und Stärkung, Troſt für das Vergangene und Muth für das Werdende!

Das neue Königsbuch dieſer merkwürdigen Frau iſt kein Buch in dem Sinne, daß es wie herbſtliches Geblätter eine Weile raſcheln und unterm Winterſchnee vergeſſen ſein wird, ſondern es iſt ein Ereigniß, eine That, die weit über den Begriff eines Buches hinausfliegt. Dies Buch gehört dem König, es gehört der Welt. Es gehört der Geſchichte an, wie Dante's Komödie, Macchiavelli's Fürſt, wie Kant's Kritik der reinen Vernunft. Es ſagt Dinge, die noch Niemand geſagt hat, die aber, weil ſie von Millionen gefühlt werden, geſagt werden mußten. Man wird dieſe Dinge beſtreiten, man wird des Frauenmundes, der ſie ausſpricht, ſpotten und man beſtreitet und ſpottet ſchon luſtig in den Allgemeinen und gemeinen Zeitungen unſerer Tage. Aber bei Erſcheinungen dieſer Art heißt es, das ſtarke Ende kommt nach. Mit

des kühnen Strauß' Leben Jesu ging es ebenso. Vor dem wahrhaft Bedeutenden erschrickt man erst, ehe man vor ihm niederfällt.

Wer noch nicht nach den beiden kleinen Bänden gegriffen hat, wer noch schwankt, ob man ein Buch interessant finden soll, das man nicht wie einen Roman in einem Zuge, sondern in den „bekannten sieben Zügen," wie die Studenten sagen, trinken und allmälig in sich aufnehmen muß, dem diene Folgendes als Erläuterung: Das merkwürdige Buch trägt seinen persischen Titel wirklich mit vollem Recht. Es ist keine Affectation in diesem Titel. Dies Buch gehört wirklich dem König und mußte so heißen, durfte nicht anders. Es ist ein Brief, ein offener Brief, an den König geschrieben und geradezu an Friedrich Wilhelm IV. Es ist eine Adresse der Zeit, von einem Weibe, einer muthigen Prophetin verfaßt und deshalb von Tausenden von Männerunterschriften bedeckt, weil

Bettina hier nur das Organ einer allgemeinen Anſicht, die kühne Vorrednerin iſt, die Jeanne d'Arc, die nicht mit ihrem Arme, ſondern mit ihrer Begeiſterung, mit ihrem Glauben das Vaterland retten will. Traurig genug, daß nur ein Weib das ſagen durfte, was jeden Mann würde hinter Schloß und Riegel würde gebracht haben. In dieſem wunderbaren Zuſammentreffen von Umſtänden, in dieſem Zufall, daß eine Frau, der man die „Wunderlichkeit" ihres Genies und ihrer geſellſchaftlichen Stellung wegen nachſieht, aufſteht und eine Kritik unſerer heutigen Politik, eine Kritik der Religion und der Geſellſchaft veröffentlicht, wie ſie vor ihr Tauſende gedacht, aber nicht Einer ſo reſolut, ſo heroiſch, ſo reformatoriſch-großartig ausgeſprochen hat, darin liegt etwas, was göttliche Vorſehung iſt. Dem bedrängten Kampfe der Zeit iſt ein Engel mit feurigem Schwerte zum Entſatz gekommen. Windet euch, baut Bücher auf

Bücher auf, ſprecht Anathema über Anathema, die Macht einer Inſpiration, die Macht einer Offenbarung, ausgeſprochen in einem Weibe, das keine Profeſſur, keine Ehre und irdiſche Anerkennung haben will, dieſe Glut einer Ueberzeugung, die ſich wie ein feuriger Strom durch die Lande wälzen wird, iſt nicht zu dämpfen, nicht auszulöſchen. Den Handſchuh für die Freiheit wirft hier die Poeſie hin; und die Poeſie iſt immer ein Ritter, gegen den alle Streiche in die Luft fahren.

Bettina gehört zu denen, die ohne Falſch wie die Tauben, aber auch klug wie Schlangen ſind. Sie redet zunächſt nicht zum König von Preußen. Sie malt zwar ſeine Politik, die Politik ſeiner Rathgeber, ſie malt einen gewiſſen Miniſter nach dem Leben, aber, ihrer Poeſie und dem „Anſtand" gemäß, kleidet ſie ihre Polemik in das Gewand der Allegorie. Sie ſpricht ſcheinbar von anno 7, ſcheinbar von Frankfurt am

Main und Napoleon, und läßt die Frau Rath, Goethe's Mutter, ſtatt ihrer reden. Sentimentale und Tartüffe-Gemüther, die immer wollen, daß man die Sachen von den Perſonen ſcheidet und deren ſteter Jammer die „Indiscretionen" ſind, werden es ſchreckhaft finden, wie man der in geweihter chriſtlicher Erde auf dem frankfurter Friedhof ſchlummernden Frau Rath die Verantwortung ſo himmelſtürmender Gedanken, wie Bettina ihr in den Mund legt, andichten kann. Wer aber zu Schleiermacher's Füßen geſeſſen, weiß, welche Rolle Sokrates in Platon's Dialogen ſpielt. Xenophon, der auch vom Sokrates berichtet, mag den anregenden Lehrer nur die Dinge reden laſſen, die er wirklich geſprochen hat, Plato aber machte aus Sokrates einen Begriff, eine poetiſche Individualität, wie ſie der Dramatiker ſchafft. Sokrates ſpricht beim Plato, was Plato will. Und Sokrates wird dafür im Jenſeits nicht mit Plato zürnen. Der

Vater iſt verantwortlich für den Sohn, der Staat für den Bürger (Bettina führt dieſe Pflicht mit beſonderer Vorliebe aus), der Lehrer für den Schüler. Von großen Menſchen bleiben die Genien nachwirkend und leben fort in dem, was aus ihrem Geiſt geboren wird. Und ſo iſt auch jenes Dämonion, jene höhere Weihe und plötzliche Offenbarung, die der Frau Rath innewohnte, wie dem Sokrates, nicht mit ihr verweht und verflogen, ſondern hat mit geiſterhaften Fittichen erſt ihren Sohn Wolfgang umrauſcht und umrauſcht noch jetzt Bettinen, die es wagen darf, den kühnen Heldengeiſt jener Frau mitten unter den Truggeſpenſtern des Tages zu citiren und ſie von den Grimm's, von Ranke und Humbold reden zu laſſen, als wenn ſie vom Pfarrer Stein und dem Bürgermeiſter von Holzhauſen redete.

Der erſte Band des Königsbuches iſt der Religion, der zweite dem Staate gewidmet. Die

Beweisführung in beiden iſt die des urſprünglichſten Radicalismus. Ein Geiſt, gefeſſelt ſeit Jahrhunderten an Vorurtheil, Lug und Trug, ein Genius, niedergehalten von tauſend Rückſichten der Selbſttäuſchung und Denkohnmacht, ſcheint ſich hier zu erheben, wie Pegaſus aus dem Joche auffliegt mit ſeinen geflügelten Hufen, der Bahn der Sonnenroſſe zu. Wie die roſenfingerige Eos ſtreut Bettina Morgenröthe aus. Sie hat die Tafel eines neuen Geſetzes in ihren kühnen Händen, noch ſind ſie leer; aber nicht ein Wort der Lügen, die darauf ſtanden und die ſie mit dem Hauche ihres Mundes von ihnen tilgte, wird wieder auf ihnen ſtehen dürfen. Sie gibt Negation, aber in der Negation die vollſte Poſivität des freien Menſchengeiſtes. Dieſe Freiheit iſt keine indiſche. Sie iſt kein Behagen, keine träumeriſche Wolluſt in ſich ſelbſt, ſondern ringende, kämpfende Freiheit, griechiſche Freiheit, wie ſie ſich in der Paläſtra,

in der Akademie, auf den olympiſchen Spielen erprobte. Auch dieſe Freiheit baut, aber nicht lichtſcheue Kapellen im Waldesdunkel, ſondern freiſchwebende Warten und Tempel auf den luftigen Bergeshöhen. Die blinkende Axt bahnt den Weg durch Geſtrüpp und Geniſt nicht ins blinde, wilde Ungefähr hinein, ſondern nach einem erhabenen, edlen Plane, nach einem Grundriſſe, der das All umfaßt, Gotteswürde und Menſchenwohl. Sie iſt conſervativ dieſe Polemik im höchſten, majeſtätiſchen Styl; denn was verdiente mehr conſervirt zu werden, als die Natur, die Vernunft und der freie Geiſt!

Die übliche, ſalarirte, verdammende und ſeligſprechende Theologie unſerer Zeit wird über den erſten Band ihr ſchwarzes Kleid zerreißen und ſiebenmal Wehe! rufen. Dieſer erſte Band ſteht vom chriſtlichen Standpunkte auf dem Fundament einer abſoluten Glaubensunfähigkeit. Bettina weiſt hier jede Vermittelung zwiſchen der

Vernunft und dem Dogma ab. Kein myſtiſches Blinzeln mehr mit den geheimnißvollen Möglichkeiten der Nachtſeite des Lebens, keine Deutung mehr, keine Allegorie, ſondern die einfache Frage: Kann Wein Waſſer, kann Waſſer Wein werden? Man ſage nicht, daß ſich Bettina durch dieſe abſolute Negation des Chriſtenthums ganz aus den Vorausſetzungen der modernen Welt herauseskamotirt. Ein Blick auf unſere Zeit und ihre wiſſenſchaftliche Kämpfe lehrt, daß für die Freiheit ſchon unendlich viel gewonnen wäre, könnten wir nur auf der Hälfte des Weges, den Bettina ſchon zurücklegte, Hütten und Zelte bauen, geſchweige Kirchen im Sinne dieſer Hälfte.

Eingreifender aber noch und unmittelbarer wirkend iſt der zweite Band. Man hat dieſe Partie des Buches communiſtiſch genannt. Man höre, was er enthält und erſtaune über dies ſonderbare Neuwort: Communismus. Iſt die

heißeſte, glühendſte Menſchenliebe Communismus, dann ſteht zu erwarten, daß der Communismus viele Anhänger finden wird.

Dieſer zweite Band iſt den Verbrechern und den Armen gewidmet. Man hat ſchon drucken laſſen, Bettina wolle die Verbrecher zu Märtyrern ſtempeln und zöge die Diebe den ehrlichen Leuten vor. Das Letzte iſt kindiſch, das Erſte iſt wahr. Man ſchreibt ſo viel Bände über die Gefängniſſe, über die Verbrecher, über die Strafstheorien, man ſtiftet auch Beſſerungsanſtalten, und doch bleibt es unwiderleglich, daß die wahre Politik, die Politik im Lichte unſerer Zeit, die ſein ſollte, den Verbrechen zuvorzukommen. Mögen wir nun an die urſprünglich gute oder urſprünglich böſe Menſchennatur glauben, ſo haben wir doch wenigſtens von unſerer Erziehung und Bildung einen ſo hohen Begriff, daß wir von ihrer Anwendung auf die Menſchennatur Wunder vorausſetzen. Warum verrichten wir

dieſe Wunder ſo ſelten? Warum mislingen ſie ſo oft? Unſere gewöhnlichen Quackſalbereien müſſen doch wol nicht ausreichen, um die immer garſtiger werdenden Schäden der Geſellſchaft zu heilen. Die alte Leier von den Volksſchulen u. ſ. w. iſt ganz verſtimmt, ſie lockt keinen Hund mehr vom Ofen, geſchweige daß ſie bezaubere und Menſchen zu Menſchen mache. Der Cholera gegenüber war es mit aller Medicin aus. Da ſchuf man neue Spitäler, neue Quarantainen, neue Geſundheitsdiſtricte und behielt vom Alten nichts mehr, als höchſtens die ſonſt ſo verachteten Hausmittel. Nun, die moraliſche Cholera iſt da: jeder Winter z. B. in Berlin bringt die ſittliche Brechruhr, nicht etwa ſporadiſch, ſondern ſo allgemein, daß die Gefängniſſe keinen Platz haben. Man vermehrt die Zahl der Nachtwächter und Gensd'armen, die Bürger treten zuſammen und bilden unter ſich eine Sicherheitsgarde. Einer ſperrt ſich ab gegen

den Andern und der Störer dieſes atomiſtiſchen Staates wird unſchädlich gemacht. Wenn eine ſolche Politik von der Noth des nächſten Augenblicks geboten wird, ſo muß man ſie gelten laſſen; erhebt man aber ihren praktiſchen Werth zu einer theoretiſchen, dauernden Bedeutung, ſo fragt man billig, iſt die chriſtliche Welt darum achtzehnhundert Jahre alt geworden? Gibt es keinen Ausweg, die Verbrechen ſchon im Keime zu erſticken? Iſt der Staat immer und ewig nur ein Conglomerat von Egoismus, in dem ſich nur Der lauter, rein und glücklich erhält, den gleich bei der Wiege die holde Gunſt des Zufalls angelächelt hat?

Neulich hat ein Geiſtlicher an einem vielbeſprochenen Grabe ein herrliches Wort geſagt. Die Leiche des im Duell gefallenen Herrn von Göler in Karlsruhe wurde beſtattet und der Geiſtliche, der keinen Beruf hatte, dieſer Leiche ſo zu ſchmeicheln, wie es die Zeitungen gethan

hatten, äußerte in ſeiner würdigen Rede, als er vom Duell ſprach: Er müßte für das Chriſtenthum erröthen, wenn er bedächte, daß der milde Geiſt der Chriſtuslehre noch ſo wenig in die Menſchheit eingedrungen wäre, um nicht Vorkommniſſe, wie jenen Streit, für immer unmöglich zu machen. Er ſagte: Erröthen! Der Geiſtliche; ein frommer Diener des Wortes, erröthete für die geringe Wirkung ſeiner Lehre. Erröthet wol ein Beamter für den Staat, der ihn beſoldet, ein Miniſter für die Lappalien, die er in ſeinem Portefeuille einſchließt, erröthen unſere Richter für die Verbrecher? Nein. Höchſtens der arme Knecht zittert, der die Delinquenten abthun muß. Was nennen ſie denn noch im neunzehnten Jahrhundert Politik? Was conſerviren unſere großen Staatsmänner nur als ſich? Wie iſt es möglich, daß durch dieſe Politik der Bureaukratie, der Edicte, der Verbote, der Allianzen, Paraden, Gleichgewichtsintereſ-

ſen u. ſ. w. ein Lichtſtral jener wahrhaft conſervativen Politik dringen kann, die vor allen Dingen den Menſchen dem Menſchen bewahrt? Bettina erhebt ſich, wenn ſie auf dieſes Gebiet kommt, zur Seherin, zur Prophetin. Sie richtet an den König, dem ſie ihr Buch gewidmet hat, ſo hinreißende, ſo feurige Apoſtrophen, daß es rührend iſt, wenn man ſich ſagen müßte, der Brief iſt unſterblich, aber er wird ſeine irdiſche Adreſſe verfehlen.

Wer im zweiten Bande jede Behauptung der Frau Rath wörtlich verſtehen wollte, bewieſe nur, daß er zu den Langweiligen gehört. Kein Langweiliger hat Sinn für den Humor. Humoriſtiſch iſt aber ein großer Theil der ſittlichen Revolutionen zu verſtehen, die die kühne Opponentin mit den Verbrechern zu ſtiften vorſchlägt. Es iſt ihr wahrhaftig nicht darum zu thun, einen Räuberhauptmann zum Feldherrn, einen Schinderhannes zum Kriegsminiſter zu

machen, ſondern ſie beklagt in greller, ihr eigenthümlicher Ausdrucksweiſe, daß das Capital von Muth, Schlauheit und Standhaftigkeit, das von den Verbrechern conſumirt wird, nicht auf edlere und dem Geſammtwohl nützliche Zwecke verwandt wird. Die Dialektik dieſer Beweisführungen iſt theils Ueberzeugung, theils Neckerei. Es iſt durchaus ein Platoniſch-Sokratiſcher Geiſt, der die kunſtvollen Geſpräche belebt, mit dem Scharfſinn und dem hohen Fluge der Divination zugleich gepaart, jene Sokratiſche Ironie, die ſcherzend die ſchon gefangenen Vögel der Gegenpartei wieder flattern läßt, um ſie nach kurzer Freiheit wieder aufs Neue einzufangen. Faſt im ſchäumenden Uebermaß dieſer Ironie ſind die „Geſpräche mit einer franzöſiſchen Atzel" geſchrieben. Hier iſt ſelbſt die Frau Rath die überflügelte. Der ſchwarze Vogel auf dem Ofen mit ſeinen klugen Augen, ſeiner kecken Federhaube auf dem Kopfe, ſcheint ein verzau-

berter Höllenbote zu ſein. Der kleine Spitzbube wettert und ſchimpft, wie ein Kapuziner, der nicht dem Himmel, ſondern dem Teufel dient. Er möchte, daß die ganze Welt des Teufels wäre und ſchwätzt die Dinge, die oben ſtehen, kopfüber nach unten und umgekehrt. Es wird nicht an Leuten fehlen, die die Elſter beim Wort nehmen und die wilden Plaudereien als baare Blasphemie an die geiſtlich-weltliche Hermandad denunciren werden. Bettina wäre mit der phantaſtiſchen Lyrik ihrer Seele humoriſtiſch genug, für die Atzel aufzutreten und ſie zu vertheidigen, wie einſt auf einem Concil ſogar die Heuſchrecken ihren Anwald fanden. Verſchluckte einſt eine Ratte eine Hoſtie und verrichtete Wunder, warum ſoll der Teufel nicht in eine Atzel fahren? Die Polemik, die die evangeliſche Kirchenzeitung gegen dieſe Atzel eröffnen wird, wird ſehr komiſch ſein.

Das ausgezeichnete Werk behandelt aber zu

ernſte Fragen, als daß es komiſch ſchließen dürfte. Es ſchließt mit dem Septimenaccord des tiefſten Schmerzes, es ſchließt erſchütternd, herzzerreißend, tragiſch. Weſſen Auge über dieſer Schilderung des Elends im berliner Voigtlande verweilen kann, ohne in Thränen zu ſchwimmen, der muß ein Herz von Marmelſtein haben. Bettina theilt die Aufzeichnungen eines edlen Menſchen mit, der in dem ſogenannten berliner Voigtlande die von der Armuth bewohnten Häuſer durchwanderte, an die Thüren pochte, eintrat und ſich nach den bittern Lebensumſtänden, die hier zuſammengepfercht ſind, gründlich erkundigte. Die Namen ſind genannt, die Thüren bezeichnet, hier hört jede Fiction auf. Tauſende von Menſchen leben hier in Hunger und Kummer, ſchlafen auf Stroh, ſtündlich gewärtig, ausgepfändet und auf die Straße geworfen zu werden mit Greiſen und Säuglingen, im ewigen Kampf, entweder zu hungern oder zu

betteln oder aus Verzweiflung zu ſtehlen, gehetzt von der Polizei und verlaſſen von jener Behörde, die ihr nächſter Schutz und Schirm ſein ſollte, der ſtädtiſchen Armendirection. Für die Mittheilung dieſes Gemäldes verdient Bettina den Dank jedes fühlenden Herzens. Jede Thräne dieſes Bildes wiegt die koſtbarſten Brillanten einer ſtyliſtiſchen Phantaſie auf; dieſer echte, lebenswahre Murillo ſteht höher als jede idealiſche Transfiguration. Es kriecht Ungeziefer durch dieſe Farben, aber die Farben ſind echt und der Fürſt, dem ſie ihr Buch widmete, hat in dem Augenblick, als er dieſe Schilderung las, ſicher einen Hofball abbeſtellt, ſicher die Zurüſtungen eines glänzenden, nur Staub aufwühlenden Manoeuvres auf die Hälfte des angeſetzten Etats reducirt. Denn nicht die Armuth allein durchſchneidet hier unſer Herz, nein, auch die Schilderung der Tugenden, die noch in der Verzweiflung dieſer Menſchen nicht erſtorben ſind,

die Schilderung einer hochherzigen Anhänglichkeit an das Vaterland und den Fürſten, die ſich ſelbſt in dieſen Lumpen noch erhalten hat. Eine arme Bettlerin überbrachte der Ordenscommiſſion fünf Orden, die ihr geſtorbener Mann im Freiheitskriege erworben. Die Ordenscommiſſion gab ihr ein für alle Mal fünf Thaler (kaum den äußern Werth der Decorationen) und nun hungert ſie. Wenn auch die hohen freiſinnigen Philoſopheme der kühnen Frau, die dieſes Werk geſchrieben, von den Menſchen, die ſie in dem Pfarrer und dem Bürgermeiſter treffend charakteriſirt hat, verworfen werden, von dieſem Anhang kann man nicht glauben, daß er ſpurlos vorübergehen wird. Nicht nur, daß die berliner Armendirection, eines der unpopulärſten Inſtitute der Reſidenz, einer gründlichen Reorganiſation unterworfen werden muß, auch die höhere, den ganzen Staat umfaſſende, ja ich nenne ſie die communiſtiſche Frage: was ſoll

geſchehen, um den Menſchen dem Menſchen zu retten, das Band der Bruderliebe wieder anzuknüpfen und einer unheilſchwangern, furchtbar drohenden Zukunft vorzubeugen? Dieſe Frage wird um Antwort drängen und die Antwort wird nicht in Phraſen, nicht in Almoſen, ſondern in durchgreifenden Schöpfungen beſtehen müſſen. Und der edlen Frau, die dieſe Frage dicht an den Stufen des Throns aufwirft, auf dem Parquet der eximirten Geſellſchaft, unter Luxus, ſybaritiſcher Indolenz und transcendentaler, nichtsnützer Naſen- und Bonzenweisheit, dieſer edlen Frau ſteht der beſcheidene Feldblumenkranz eines ſolchen Verdienſtes prangender, als weiland ihre ſchönſten Blumenkronen aus der Periode ihrer romantiſchen Naturmyſtik.

Mit beklommener Erwartung ſehen alle die, welche von dem Buche ergriffen wurden, nun auf den, dem es gewidmet iſt. Numa Pompi-

lius hatte ſeine Egeria, eine geheimnißvolle Sybille, die ihm die Weisheit lehrte, mit der er Rom aus einem Räuberſtaate zu einem geordneten Gemeinweſen erhob. Der König von Preußen wird Bettinen nicht zu ſeinem erſten Miniſter machen, aber er hat ihr Buch in der Handſchrift durchblättert, er hat die Widmung geſtattet und es mit ſeinen tauſend cenſurwidrigen Freiheiten vorweg gegen die Verfolgung der Polizei in Schutz genommen. So darf Deutſchland und Preußen insbeſondere hoffen, daß von der mächtigen Beredtſamkeit einer Feuerſeele, die hier im Namen der Zeit wie eine Prophetin am Wege, ihn angeſprochen, wenn nicht ein begeiſternder Funke, der zur That zündet, doch eine warme Erregung, die Schonung und Duldung übt, in ihm zurückgeblieben iſt.

Digitized by Google

VIII.

Ph. J. von Rehfues.

Digitized by Google

Das Grab bedeckt die ſterblichen Reſte eines Mannes, welcher als Schriftſteller, dichtend und denkend, in jenem ſtillen grünen Schatten ſtand, den Immermann die „Literatur der Einſamen" nannte. Nicht daß er dorthin floh, vertrieben von der mangelnden Gunſt des Publicums; es müſſen äußere Verhältniſſe geweſen ſein, die den Dichter des „Scipio Cicala" beſtimmten, ſeine Perſönlichkeit dem Streite des Tages zu entziehen und mit verhülltem Haupte durch die Dornen- oder Lorbeerhecken der Kritik zu ſchreiten. Nach allem, was ich perſönlicher Beziehung zu dem Verſtorbenen entnehmen konnte, war die poetiſche Pro-

duction bei ihm keine Sache des Ehrgeizes, ſondern ein inneres Bedürfen, deſſen ſüßeſte Befriedigung auf ihn ſelber zurückfiel, ein Drang nach Zerſtreuung und Erholung, der ihn in ſeinen vielleicht einförmigen und oft drückenden Berufsgeſchäften mit um ſo größerer Gewalt überkam, als ſich an die erſte, vielbewegte Hälfte ſeines Lebens die zaubervollſten Erinnerungen an Hesperien, die pyrenäiſche Halbinſel und die bunteſten, dort empfangenen poetiſchen Eindrücke knüpften. So ſtellte er ſich mit Vorbedacht zur Seite, ließ den Lärm der Ereigniſſe, das Gewirr der Parteien an ſich vorüberrauſchen und war glücklich, wenn ſeine poetiſchen Gebilde hier oder da ein Auge fanden, das theilnehmend auf ihnen ruhte und im Anſchauen ihrer Reize ſich verlieren konnte.

Die äußern Lebensverhältniſſe Philipp Joſeph's von Rehfues ſind bekannt. Bekannt iſt, wie er nach vieljährigem Aufenthalt im ſüdlichen

Europa den damaligen Kronprinzen, jetzigen König von Würtemberg, als Secretair begleitete, durch eine patriotiſche Schrift in der Kriſis der Befreiungsjahre die Aufmerkſamkeit Stein's erregte, in preußiſche Dienſte trat und ſich von Stufe zu Stufe eine an Auszeichnungen aller Art reiche geſellſchaftliche und politiſche Stellung errungen hat. Die Verdienſte, die ſich ein energiſcher Charakter wie der ſeinige erwerben konnte, mußten beſonders auf dem Felde der Organiſation liegen. Er beſaß für das Leben wie für die Kunſt ein umſichtiges, ſcharfblickendes Geſtaltungsvermögen, eine raſche Hand, die zwiſchen Entſchluß und Ausführung nicht zauderte, eine praktiſche Ueberſchau poſitiver Bedürfniſſe, die ſich bei träumeriſchen Illuſionen nicht lange aufhielt, ſondern, das Nothwendige raſch erkennend, es ebenſo lebhaft zur Ausführung brachte. So mußten ſich ſeine Talente ganz beſonders auf einem Terrain geltend machen, wie das war,

welches ſich am Rhein nach den Befreiungsjahren für ihn vorfand. Zweifelhaften Zuſtänden einen entſchiedenen Charakter aufzudrücken, zerfallene Richtungen des öffentlichen Lebens unter einem praktiſchen Geſichtspunkte zu vereinigen, hier zu erweitern, dort zu beſchränken und ſtreitende Gegenſätze durch eine höhere Einheit zu vermitteln, auf dieſem höheren Gebiete adminiſtrativer Politik hat ſich Rehfues Verdienſte erworben, die nicht nur von ſeinen Vorgeſetzten, ſondern auch von den Folgezeiten anerkannt und belohnt wurden.

In der unabänderlichen Nothwendigkeit, daß zu einem ſolchen Zweck mehr negative als poſitive Mittel gebraucht werden mußten, lag natürlich auch der Anſtoß zu vielen Misverſtändniſſen und Verſtimmungen. Der Verſtorbene ging in jener Nothwendigkeit mit aller Ueberzeugungs- und Amtstreue auf, allein ſein poetiſch milder und humaner Geiſt hat nie verber-

gen mögen, wie ſehr er oft unter ſeiner Stellung gelitten. Es lag ein trüber Dämmerflor auf ſeinem öffentlichen Leben, ein Schleier von innerer Nichtbefriedigung und Wehmuth, den er nur in den vertrauteſten Stunden und denen lüftete, welche ſeines Gemüthes dichteriſche Grundſtimmung verſtanden. Wie ſehr er ſich aus dieſer überwiegend negativen Stellung nach großartigeren poſitiven Organiſationen ſehnte, beweiſen eine Menge Vorſchläge, die er nach Berlin ſandte und deren Ausführung, von ſeinem Freunde Altenſtein zwar mit Wärme aufgenommen, damals noch an Inſtanzen ſcheiterte, die des Enthuſiasmus einer an die Menſchheit glaubenden Erneuerungsluſt nicht fähig waren. Die Rehfues'ſchen Cenſurvorſchläge, die von einer damals nicht gern geſehenen poſitiven Anerkennung der Literatur ausgingen, enthielten wahrhaft befruchtende und befreiende Keime, und ſelbſt das in Münchengrätz übergebene Mémoire sur le

malaise actuel de l'esprit public hat ſeine Nichtbeachtung ſchwerlich dem Umſtande zu verdanken, daß die darin enthaltenen Vorſchläge nur rein polizeilicher Natur geweſen wären.

Der Menſch des neunzehnten Jahrhunderts iſt mehr als jeder andere das Product der Umſtände und ſeines Bildungsganges. Das Allgemeine hat die Herrſchaft über das Individuum, und wol nur denen, die ſich vom Allgemeinen als Dichter oder Künſtler emancipiren, möchte es möglich ſein, ſich auf der Landkarte des Lebens eigne Straßen zu zeichnen. Rehfues, dem mit der Abendröthe ſeines Lebens die Poeſie mit unwiderſtehlicher Macht ſich wieder genaht hatte, nannte jene Freiheit nicht mehr ſein, und ſo kam es, daß ſeine letzte literariſche Entwickelung dieſen Charakter des Anonymen, Zurückgezogenen, ja, einer vornehmen Discretion trug, die eine maſſenhafte Wirkung unmöglich machte. Die Parteileidenſchaft ging ſogar ſoweit, den Dichter

dem nichtbegriffenen Staatsbeamten zu opfern, eine üble Angewohnheit unſerer Kritik, die Frankreich und England nicht kennen, Frankreich, wo die politiſche Verblendung Chateaubriand's noch heute der Beurtheilung ſeiner Atala nicht geſchadet, England, wo Waverley niemals darunter gelitten hat, daß Walter Scott den Tories angehört.

Scipio Cicala iſt ein bleibendes Meiſterwerk der deutſchen Literatur. Weder Tieck (in ſeiner Vittoria Accorombona) noch Steffens (in früheren, an ſich trefflichen Arbeiten) kommt ihm gleich, — von neueren Verſuchen im Gebiet des hiſtoriſchen Romans, trotz mancher guten Leiſtung, ganz zu ſchweigen. Ich wußte nie, ob man am Scipio Cicala mehr die üppige Fülle italieniſcher Natur- und Sittenſchilderungen, die geſchmackvoll ausgebeuteten gründlichen Studien aus dem Bereich der Volksſage und Geſchichte, endlich die geiſtvollen kunſtgeſchichtlichen Digreſ-

ſionen und in der Darſtellung die epiſche Ruhe des Styls und die heitern Dialoge im Volkston mehr bewundern ſoll, oder ob das aufgerollte Lebensgemälde ſelbſt, die Anekdote des Buches mit ihren Trägern, der bunteſten Mannichfaltigkeit anziehender und naturwahrer Charaktere, den Preis verdient. Jedenfalls ſind alle dieſe Elemente zu einem herrlichen Ganzen verſchmolzen. Ohne Zwang ſchlüpft der Reiz des wunderbaren und nächtlich Schauerlichen durch Situationen von rein-menſchlicher, tagesheller Lebenswahrheit. Der ſchon verwöhnten Neugier des effectſuchenden Romanleſers werden, auf dem natürlichſten Wege, ebenſo viel Befriedigungen geboten, wie ſie der reflectirende Leſer findet, der ſich noch lieber an glücklich eingefugte Epiſoden und ſolche Einzelheiten hält, die den Lauf der Erzählung, wie Waſſerſchleuſen, nur darum unterbrechen, um ihn nach dem Sturze der aufgehaltenen Maſſe in deſto ſchnellere Bewegung zu

ſetzen. Daß ſich dieſer Roman, der zu ungünſtiger, aller ſelbſtändigen Poeſie nachtheiliger Zeit erſchien, allmälig doch zur Anerkennung durchgerungen hat, beweiſt die ſeither nöthig gewordene zweite Auflage.

In der „neuen Medea" begegnet man derſelben Kraft der aufgewandten poetiſchen Mittel. Daß mit ihnen nicht derſelbe harmoniſche und allſeitig befriedigende Zweck erreicht wird, wie im Scipio Cicala, liegt an dem ſpröderen Stoffe, an der mangelnden Einheit des anekdotiſchen Sujets und dem geſonderten Intereſſe, welches hier nicht einer einzigen, ſondern zwei Perſonen gewidmet iſt. Dennoch iſt auch dieſe Dichtung reich an blendenden Schönheiten. Die Naturſchilderungen ſtehen denen im Scipio Cicala an der Seite, und der pſychologiſche Blick des Autors ſcheint hier noch mehr in die Tiefe der menſchlichen Seele zu gehen, als in ſeinem mehr heitern und daſeinsfrohen Vorgänger. Das

Wunderbare, von dem ſich, wie ſchon der Titel verräth, auch in dieſem Gemälde die düſterſten Schlagſchatten vorfinden, ſteht zwar nicht in dem ſchönen Einklange mit der Tendenz des Ganzen, wie im Scipio, aber wenn es diesmal auch hätte fehlen können, ſo wirkt es doch nicht ſtörend. Wahrhaft ergreifend ſind Jaques Pierre's Abenteuer in den apuliſchen Wäldern, ſeine Begegnungen mit jener frommen chriſtlichen Gemeinde, die, ohne Zweifel ein verſprengter Reſt der überall mit Feuer und Schwert bekämpften Waldenſer, hier unter uralten Olivenſtämmen, in dunkeln Grotten und Burgentrümmern Gott nach ihrer Weiſe durch Geſang und Predigt anbetet. Es liegt auf dieſer Epiſode wie Sabbatsruhe. Sie wird jedes gefühlvolle Herz überwältigen und läßt ſich unbedingt jenem claſſiſchen Capitel des Scipio Cicala an die Seite ſtellen, wo Scipio in den Kerkern Neapels die Bekanntſchaft jenes Welt- und Gottesweiſen

macht, der hier ſeit Menſchengedenken gefangen gehalten wird, einſtmals ſelber Bücher geſchrieben hat und im Augenblick der Befreiung, wo das Auge den Lichtſchimmer kaum erträgt, wo ihm die Kenntniß und Uebung der Schriftzüge verloren gegangen iſt, ſeine eignen Bücher nicht mehr leſen kann. Auch der Schluß der neuen Medea iſt hochpoetiſch. Sie endet grauſam und doch verſöhnend; wir fahren auf vor Schmerz über das Geſchick von Perſonen, die uns ſo lieb geworden ſind, und doch hat es des Dichters Kunſt ſo zu fügen gewußt, daß uns dies Geſchick nicht empört, ſondern nothwendig, ja, beruhigend erſcheint, wie der einfache Tod ſelbſt, dem Niemand entgehen kann.

Rehfues muß in ſeinen frühern Lebensjahren viel vorgearbeitet haben, ſonſt begreift man nicht, wie er bei ſeinen Berufsgeſchäften doch für literariſche Neigungen ſoviel Zeit erübrigen konnte. Er überſetzte aus dem Spaniſchen die in vier

ſtarken Bänden erſchienenen Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz del Caſtillo, eine Hauptquelle für die Geſchichte des Ferdinand Cortez und die ſpaniſchen Beſitzergreifungen von Südamerika. Auch die Sorge für einen anſehnlichen Gütercompler im Siebengebirge nahm ihn vielfach in Anſpruch, regte ihn ſogar zu ökonomiſchen Studien an und iſt unſtreitig die Veranlaſſung jenes intereſſanten Werkes: „Ueber Vermögen und Sicherheit des Beſitzes; Geſpräche zwiſchen dem Beamten, dem Freiherrn und dem Kaufmann", das erſt vor einem Jahre, wiederum ohne Namennennung, von dem Verſtorbenen erſchienen iſt. Man ſieht es dieſer Schrift an, daß ſie zunächſt aus perſönlichen Erfahrungen hervorgegangen ſein muß, und in dieſer äußern Veranlaſſung liegt eines ihrer Verdienſte. Wir werden hier in der Form des Geſpräches mit den ſtreitenden Gegenſätzen unſerer Zeit, ſoweit ſie ſich auf Beſitz und Erwerb beziehen, bekannt.

Der Freiherr vertritt den Grundbesitz, der Kaufmann Handel und Industrie, beide klagen den modernen Staat der Ungerechtigkeit gegen ihre Interessen an, und beide finden in der Person des Beamten einen Gegner, der es wenigstens versucht, den Staat zu vertheidigen oder die beiden streitenden Parteien durch ein höheres Drittes zu versöhnen. Ein besonders origineller Gedanke dieses Buches ist der Vorschlag des Freiherrn, die Staatsschulden auf den Grundbesitz zu vertheilen und dadurch sowol die Verzinsung derselben wie die Grundsteuer zu erleichtern, ein Vorschlag, der gewiß Beherzigung fände, wenn es nicht Thatsache wäre, daß das neunzehnte Jahrhundert überwiegend von der Stockbörse regiert wird.

Die Pensionirung des rüstigen Sechszigers erregte Aufsehen. Ob sie in den Umständen oder in seinem Wunsche lag, diese zur Beurtheilung neuerer Zustände sehr interessante Frage

zu erörtern, ist hier nicht der Ort. „Weil ich öfters zu Höherem tauglich geschienen, glaubte man mir nicht, wenn ich das otium philosophicum über Alles stellte.“ Es sind dies seine eignen Worte. Er schrieb sie mit dem heitersten Vertrauen auf eine ergiebige Zukunft, er hatte die Möglichkeit vor Augen, seine Muße nun erst recht zur Ausführung aller seiner alten Lieblingsplane auszubeuten. Den Sommer am Rhein unter seinen Obstbäumen und Weinbergen, dachte er für den Winter an Reisen, selbst nach Paris, nach Italien, das für ihn immer das Land seiner Sehnsucht, seine zweite Heimat blieb. Die Aufzeichnung seiner Erinnerungen, die Sammlung seiner zerstreuten Schriften, Beides lag ihm gleich nahe, und es steht zu hoffen, daß die nur kurze Muße, die ihm der Himmel vergönnte, für die gespannte Erwartung, mit der man dieser Thätigkeit entgegensehen durfte, nicht ganz ohne Erträgniß geblieben ist. Seine zerstreuten

Schriften, beſonders die über Italien und Spanien, verdienen wol eine Erneuerung. Sie gehören größtentheils einer Periode an, deren Auffaſſungsweiſe keineswegs veraltet iſt, ſondern im Gegentheil recht eigentlich mit den Anſchauungen von heute übereinſtimmt. Wer z. B. das italieniſche Volksleben, die Sitten Neapels, die Handelswelt Livornos, Italien überhaupt in ſeinen geſelligen und häuslichen Details kennen lernen will, findet, wenn er die ältern Schriften von Rehfues nachſchlägt, mehr Belehrung, als er aus den neueren, vorzugsweiſe ſich nur mit Kunſteindrücken beſchäftigenden Werken über Italien entlehnen kann.

Da dem Dahingeſchiedenen für die größere Hälfte ſeines Lebens das Recht einer freien Selbſtbeſtimmung nicht zu Gebote ſtand, er vielmehr dem Mechanismus einer vielgegliederten Bureaukratie ſich fügen mußte, ſo liegt auf dem Totaleindruck, den die Nation von ihm

empfangen hat, zur Zeit noch eine nebelhafte Unbeſtimmtheit. Dieſe wird ſich aber lichten und die Contouren eines charaktervollen Lebensgemäldes werden hervortreten. Der Geiſt unſerer Zeit wird ſich in mancher Partie dieſes Gemäldes nicht heimiſch fühlen, Meinungen und Tendenzen können ſich wie ein trennender Strom zwiſchen die Intereſſen einer ältern und das Intereſſe unſerer Zeit legen, aber der Rahmen, der ſich um das Leben dieſes geiſtvollen Mannes zog, die magiſche Gewalt, die ſein ganzes Wirken zuſammenhielt, die muß Jeden feſſeln, denn ſie entſprang dem Herzen — dem edelſten —, dem Gefühl — dem wärmſten — einem Gemüthe, das unter der Decke eines anſcheinend kühlen und verſtändigen Weſens nur um ſo inniger pulſirte. Die Literatur verlor einen geiſtvollen, die Freunde des Verſtorbenen verloren einen edlen Menſchen. Beweiſe der Herzensgüte, des innigſten Wohlwollens, Beweiſe einer Freund-

ſchaft und Menſchenliebe, die ſich in die innerſten Bedürfniſſe des Andern verſenken und raſtlos ſich mühen konnte, dieſe zu befriedigen, Beweiſe für den ſchönſten Menſchentrieb, den Trieb, ſeinen Nächſten glücklich zu machen, könnte und würde ich in reicher Zahl aus meiner eignen Erfahrung geben, wenn mein Verhältniß zu dem Verſtorbenen nicht eher eine Anomalie unſerer Tagesrichtungen ſchiene, eine Anomalie jenes ſtereotypen Parteigeiſtes, die ich hier nicht näher erläutern kann. Gäbe der Himmel, daß daß alle diejenigen, welche conſervativen Grundſätzen huldigen, ſich ſo den Blick für das Allgemeine und die unabweislichen Rechte der fortſchreitenden Geſchichte erhalten könnten, wie Rehfues, der nie Zelot war, nie ſeiner Leidenſchaft Gehör gab, ſondern das Menſchenrecht in jeder Entwickelung des Menſchengeiſtes anerkannte, mochte ſie auch ſeiner eignen Erkenntniß, ja, ſogar ſeinem eignen Intereſſe widerſprechen! Sein

Gemüth bewahrte ihn vor jeder Schroffheit. Da, wo Widerstand Pflicht wurde, litt oft sein eignes Herz mehr als das Gefühl des Gegners. Er hatte einen zu hohen Weltblick, eine zu umfassende Lebenserfahrung, als daß er sich je der Herrschaft des Kleinen hätte unterwerfen können. So bewahrte er sich die Ruhe seines Gewissens, die innere Würde seines Bewußtseins und einen unwiderstehlichen Drang nach Gerechtigkeit, der seinem sittlichen Menschen die höchste Weihe verlieh.

Möchten diese wenigen Zeilen vorläufig als ein wohlgemeinter Beitrag zu einer Charakteristik angesehen werden, die über das Leben und die Verdienste eines unserer ausgezeichnetsten Zeitgenossen von einer andern und tiefer eingeweihten Seite her nicht ausbleiben wird.

VIII.

Erinnerungen an Seydelmann.

18**

„Alles Schöne ist schwer.“

Eine Handvoll Erde und Ade!

Ein dumpfer Beifall, diese hohl auf den Sarg nachstürzenden Erdschollen. Der Geistliche, der auf dem Friedhofe in Berlin den letzten katholischen Segen über die leere Hülle des Künstlers sprach, nahm eine Handvoll Erde und warf sie dem Unvergeßlichen nach. Die zahllosen Leidtragenden, die die Leiche geehrt hatten, folgten dem Beispiele des Priesters. Dieser hohle, polternde Klang war des großen Schauspielers letzter Applaus.

Der Künstler hört ihn nicht mehr, der Beifall belohnt, spornt ihn nicht mehr. Hin ist die

feine Ironie auf ſeinem denkenden Antlitz, wenn man ihn hervorrief. Seydelmann war! Iſt man jung, gewöhnt man ſich ſchwer an den Tod. Man glaubt ihn nicht, man hält es für unmöglich, daß dies Auge geſchloſſen, dieſer Mund verſtummt ſein kann. Seydelmann ſoll fehlen? Und doch, es iſt. Er iſt ausgeſtrichen. Eine Lücke, eine kurze ehrfurchtsvolle Pauſe und die Glieder rücken zuſammen. Stand hier früher einer? Die Generation nach zehn Jahren wird keine Ahnung davon haben. Seydelmann war.

Wenn bedeutende Menſchen ſterben, ſo haben ſie ein Recht, ihre Seele hienieden in die Hände ihrer Freunde zu befehlen. Dafür haben ſie mit ihnen gelebt, dafür haben ſie ihnen ihr Innerſtes gezeigt. Wie die ſcheidenden Freunde ein Recht, haben die überlebenden eine Pflicht. Sie ſollen Zeugniß ablegen von dem, der nicht mehr für ſich ſelber reden kann, ſie ſollen Vor-

urtheile widerlegen, Misverſtändniſſe berichtigen, ſie ſollen von dem, was die Welt an dem Todten beſeſſen, die innern Verbindungsfäden zeigen. Auch geht der Strom der Zeit ſo ſchnell! Die Flut verſchlingt, was geſtern noch in grüner Fülle lebte. O dieſe Zeit weiß zu abſorbiren! Es iſt ſchrecklich, wie kalt, wie bald ſie vergeſſen kann. Und nun ein Schauſpieler! Wiederholen wir keine Gemeinplätze, aber der Schauſpieler ſchreibt ſein Gedächtniß in Wüſtenſand, den der Wind verweht, in Wellengekräuſel, das von ſelbſt zerrinnt. Kein Menſch wird leichter zur Sage, als der dramatiſche Darſteller.

Und noch betrübender ſteht es um die Dauer des Seydelmann'ſchen Gedächtniſſes, wenn man bedenkt, daß ſein Talent das Unglück hatte, ſich nur in einer dramatiſchen Uebergangsperiode zu bewähren. Er hielt den hereinbrechenden Verfall der deutſchen Schauſpielkunſt eine Weile

auf. Er ſpielte größtentheils ein altes Repertoir, jene dramatiſchen Rollen-Mumien belebend, die ſich ſeit funfzig Jahren in der Theaterwelt erhalten haben. Es wurde ihm nicht zu Theil, was ich ihm vor acht Jahren in zwei Aufſätzen: Phantaſien über Seydelmann *) ſo ſehnlichſt wünſchte, die Verſchwiſterung ſeines Talentes mit einer neuen literar-hiſtoriſch bedeutend werdenden Richtung. Die von mir damals verheißene Richtung der dichtenden Talente auf die Bühne hin iſt wirklich eingetroffen, Seydelmann war ihr nicht fremd geblieben, aber das Schickſal rief ihn zu früh von Beſtrebungen ab, die in zehn Jahren ſchon andere Reſultate werden geliefert haben, als das kühle und ſcheelſüchtige Mistrauen der alten Herren und das neidiſche Schelten der productionsunfähigen jüngern jetzt

*) Beiträge zur Geſchichte der neueſten Literatur, Stuttgart 1836. Erſter Theil. S. 195.

für möglich hält. Nur noch zehn Jahre hätte er leben ſollen, um wenigſtens fünf Rollen, die bis dahin geſchrieben ſein und ſich erhalten dürften, zum erſten Male geſpielt zu haben. Wir wiſſen nicht mehr, wie Garrick, Eckhoff, Schröder, Fleck ſpielten, aber wir haben Shakeſpeare, Goethe, Schiller, Schröder's und Iffland's eigne Productionen und nach dieſen erhält ſich die Vorſtellung, die Ahnung ihres Spieles. Wenn man an Seydelmann herummäkelte, ihm heute das Genie, morgen das Gemüth abſprach, ſo war zum großen Theil ſein Repertoir daran ſchuld. Sein Repertoir waren damals, als er alle Federn in Bewegung ſetzte, Rollen, die jeder ſchon ein Dutzendmal in ſeiner Jugend von andern Schauſpielern geſehen hatte und, wenn irgendwo, gilt es in der Schauſpielkunſt: Wer zuerſt kommt, mahlt am beſten. Das Geheimniß, warum in Frankreich die großen Schauſpieler nie ausſterben, liegt eben auch in dem

ewig jungen Repertoir. Seydelmann traf es unglücklich. Die Zeit von 1815 bis noch vor wenig Jahren weiß zwar von einem sehr muntern Bühnenleben, von hunderttausend Vaudevillen und einer glänzenden Opernperiode zu erzählen, aber national und literarisch wurde die deutsche Bühne nur schwach unterstützt, und so kam in die Leistungen vortrefflicher Schauspieler von selbst etwas Gemachtes, Künstliches, stubenmäßig Ausstudirtes, was man denn auch Seydelmann und überwiegend mit dem größten Unrecht vorgeworfen hat.

Ich sah Seydelmann zum ersten Male in Stuttgart vor zwölf Jahren. Ein zwanzigjähriger junger Mann, der den Kopf voll Politik hatte, verstand ich nichts von der Bühne. Ein Galeriebesucher kann nicht harmloser sein, als ich damals im Parterre saß. Es erfreute mich eben Alles. Ich weinte und lachte, wie es grade an jeder Stelle sein sollte, und die Dar-

ſteller ſelbſt floſſen mir ſo ziemlich in ein Kaliber zuſammen. Die Gewöhnung ſtumpfte freilich ab und machte den Geſchmack raffinirter. Aber doch geſteh' ich, von Seydelmann's damaligen Leiſtungen wol Eindrücke, aber keine Meinung zu haben. Ich ſah ihn meiſt in den Raupach'ſchen Stücken, die alle ſchnell hintereinander gegeben wurden, weil der jetzt verſtorbene Graf Leutrum ſeine damals noch junge Theaterintendanz mit dem Meiſterſtück begonnen hatte, bei ſeiner Anweſenheit in Berlin Raupachen ſeine ſämmtlichen Manuſcripte abzukaufen. Die Hohenſtaufen marſchirten alle im Parademarſch auf. Seydelmann kam gar nicht aus dem Hermelin und Purpur mehr heraus. Wenn ich ſage, das ewige Jambengebelfer klingt mir noch im Ohr, ſo bitt' ich um Verzeihung für dieſen Ausdruck, aber ich weiß das Echo, das ich von jenen Abenden habe, nicht anders zu bezeichen. Der Eine rief immer: „Dem Kai-

ſer gehört die Welt" — der Andere: „Dem Papſt gehört ſie zu" — und ſo ging es durch ein ganzes Winterabonnement hindurch. Außer den Hohenſtaufen ſah ich noch viele andere Stücke, aber alle von Raupach. Von einem Trauerſpiel, das einen neugriechiſchen Stoff behandelte, hab' ich noch die Vorſtellung Seydelmann's als greiſer Türk Abdallah, mit der Fackel auf dem Kirchhof ſeine Tochter ſuchend. Ykelula! Ykelula! klingt es mir noch immer im Ohr. Auch Oſſip ſah ich, eine Rolle, in der Seydelmann viel Anfechtung erdulden mußte. Wie Abdallah immer rief: Ykelula! rief Oſſip immer: Arinia! Meine Arinia! Seydelmann ſoll den Oſſip mit gebrochenem Deutſch geſprochen haben. Namhafte Schauſpieler, verſichern mich, daß er hätte weinen können, wenn man die Intention nicht verſtand, die er damit verband. Ich geſtehe, daß ich dieſe Intention auch nicht würde verſtanden haben, doch weiß ich nicht mehr, ob er wirklich

gebrochen ſprach. That ers, dann hab' ichs ſicher ganz gläubig hingenommen und es damals gewiß ſehr ſchön gefunden. Ich reflectirte nicht. Auch Till wurde geſpielt. Dazwiſchen einiges Andere und oft von der leichteſten Art, z. B. Commiſſionsrath Froſch und ſogar Hähnchen im Feſt der Handwerker, wo freilich des verſtorbenen Röſicke's Berliner al Fresco-Colorit nicht erreicht werden konnte.

Diejenigen Rollen, durch welche ich über die künſtleriſche Bedeutung Seydelmann's klarer wurde, waren der Abbé de l'Epée, der Paraſit, ganz beſonders aber Mephiſtopheles, den Seydelmann damals zuerſt auf die ſtuttgarter Bühne einführte.

Seydelmann's Abbé de l'Epée hat man ſpäter nicht empfunden nennen wollen. Mich rührte er, aber mehr weiß ich nicht davon zu ſagen. Klarer iſt mir der Paraſit. Dieſe Wiedererweckung eines von Schiller bearbeiteten fran-

zösischen Lustspiels war ein Verdienst, das sich Seydelmann speciell erwarb und von dem engern Kreis der stuttgarter Theaterfreunde sehr anerkannt wurde. Seydelmann selbst war in der Rolle des Selicour sehr ausgezeichnet. Er spielte nach der französischen Maxime: glissons, n'appuiyons pas! Einen besondern Reiz gewährte sein hier passend angebrachtes Klavierspiel, in dem Seydelmann bekanntlich eine sehr achtbare Fertigkeit besaß. Mephistopheles aber überragte Alles, was ich bisher von dem so fleißigen Künstler an Eindrücken empfangen hatte. Diese Verlebendigung der hundertmal gelesenen Worte hatt' ich mir nicht möglich gedacht und noch jetzt, wo ich viele Teufel auf der Bühne gesehen habe, bleibt mir der Seydelmann'sche der eindringlichste, weil der wesenhafteste. Interessant ist aus dem Munde des unvergeßlichen Künstlers folgende Bemerkung: „Ich habe den Mephistopheles erst verstanden,

als ich in Weimar den Herrn von Goethe ſah. Dieſe Ironie! Dieſes ungeheure ſatyriſche Uebergewicht über die Menſchen! Dieſe Weltverachtung! Ich ſtand vor ihm wie der Schüler vor Mephiſto. Seitdem bildete ich mir das aus, was ich geben wollte."

Schon damals begegnet' ich dem Künſtler dann und wann perſönlich. Es war dies bei W. Menzel, einem Landsmanne Seydelmann's, der ohne Zweifel das erſte Verdienſt hatte, daß er nachdrücklicher auf ihn aufmerkſam machte. Menzel widmete den einzelnen Leiſtungen Seydelmann's im Morgenblatte ausführliche Beſprechungen, ja ſattelte ſogar ſeinen Hippogryph zu einigen Diſtichen, die ſich in ſeiner „Reiſe nach Oeſterreich" wieder abgedruckt finden. Beide Naturen hatten etwas Verwandtes und hielten ſich dadurch in einem wechſelſeitigen Verhältniſſe, das beinahe etwas ängſtlich Reſpectvolles hatte. Im Mistrauen waren ſie ſich Beide

gleich, im Beherrſchen einer urſprünglich choleriſchen und nur mit Mühe niedergehaltenen heftigen Natur, mußten ſie Beide den gleichen Lebensmaximen folgen. In der gegenſeitigen Verehrung dieſer in vieler Hinſicht gleichartigen Menſchen, mochte bei aller Ehrfurcht vor einander, doch eine gewiſſe beklemmende Spannung liegen, die einen innigeren Freundſchaftsbund nicht aufkommen ließ. Auf Seydelmann's Neigung zu hiſtoriſchen Portraitirungen, waren wol W. Menzel's hiſtoriſchen Liebhabereien nicht ohne Einfluß.

Nachdem ſah ich den Verſtorbenen erſt mit dem Ende des Jahres 1834 wieder. Der Geſichtskreis für dramatiſche Beurtheilung hatte ſich erweitert, die Vergleichung der Leiſtungen von Bühnen: wie Manheim, München, Prag, Dresden, Berlin, Leipzig, Hamburg bot einen Maßſtab, auf welchem ſchon der Verſtand und die kühle Kritik ihre Zeichen eingekerbt hatten.

Der Genuß, den ein wahrer Künſtler bot, mußte jetzt, da ich ihn zergliedern konnte, ſich ſteigern. Erſt jetzt hob ſich mir das Spiel Seydelmann's aus ſeinen Umgebungen hervor. Ich wußte, was eine Rolle verfehlen heißt und genoß es jetzt erſt, wenn ich ſie getroffen ſah. Seydelmann's unermüdlicher Fleiß entfaltete ein Gebild nach dem andern. Mochten auch vielleicht ſeine damaligen Leiſtungen in Stuttgart mehr Reſte des unmittelbar vorhergegangenen Studiums tragen, gleichſam nicht ausgewiſchte Linealſtriche, mochte er als denkender Darſteller grade in jener Zeit die meiſten Spuren des Ateliers mit auf die Bühne bringen, ſo war es doch eine harmloſe Periode, in der er ſich gab, wie er war. Er hatte noch nicht die vernichtenden Vorwürfe von Verſtandescalcül, mangelndem Gemüthe, berechnetem Studium gehört; man hatte ſein innerſtes Künſtlerbewußtſein noch nicht untergraben und ſo war das, was er da-

mals in Stuttgart gab, unſtreitig viel friſcher, lebendiger, unternehmender, als was ich ſpäter von ihm in Berlin ſah. Er befand ſich damals in der Zeit der vollſten Mannesblüte. Was ihn im bürgerlichen Leben zwickte und zwackte, das ertrug er damals nicht mit jener rührenden Reſignation, an der er zuletzt untergegangen iſt, ſondern er lärmte und tobte ſich aus und das war gut für ſeine Natur, noch beſſer für ſeine Kunſt. Seine Gebilde trugen das Gepräge der innerſten Spannung, der ſubjectivſten Elaſticität, während ſie in ſpäterer Zeit oft zu einer Objectivität herabſanken, die ganz dicht neben der Natur ſtehen mochte, aber auch etwas Mattes, Gedrücktes, Beſtäubtes hatte, was er in ſeinen Geſtändniſſen zu Gemüthern, die ihn verſtanden, ſelbſt einräumte. Er wies es nicht zurück, wenn man ihm ſagte: „Spielten Sie doch zuweilen Ihre Hähnchens, wie in Stuttgart, Ihre Nathans würden dadurch friſcher werden!“

Seydelmann ſtand damals auch einer mit dem Stuttgarter Hoftheater verbundenen Theaterſchule vor. Daß ſeine auf dieſe Anſtalt verwandten Bemühungen fruchtlos waren, lag an dem gänzlich bühnenunfähigen Naturell der Schwaben. Schon der unausrottbare Dialekt bot unüberſteigliche Hinderniſſe. Auch bei Concerten entzog er ſich der erbetenen Unterſtützung nicht und bildete jene Neigung zur öffentlichen Declamation aus, die ihn auch in Berlin nie verlaſſen hat.

Theaterintriguen kannt' ich damals nur dem Namen nach. Ob deren in Stuttgart ſtattfanden, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß Menſchen, die ſpäter Todfeinde wurden, damals in der beſten Freundſchaft zuſammenlebten. A. Lewald, der noch ein Jahr zuvor, eben aus Paris kommend, von Seydelmann wenig hielt, war allmälig ſein leidenſchaftlicher Bewunderer geworden. Durch ein langes Theaterleben ab-

geſtumpft für theatraliſche Eindrücke, ging er nur in die Vorſtellungen, um Seydelmann in ſeinen beſten Scenen zu ſehen. Er ſammelte damals den Stoff zu einem Buche über Seydelmann, das aus wirklicher Hingebung für den Verſtorbenen geſchrieben iſt. Auch Moritz, der ſpäter die Urſache werden ſollte, daß Seydelmann Stuttgart verließ, fehlte damals dem Freundeskreiſe nicht. Jeder gab ſich noch frei und unbefangen. Noch hatte der unſelige Dämon der Zwietracht ſeine von glatten Mienen bedeckten Rückhaltsgedanken nicht ausgeſäet. Lewald, der ein Talent für ſolche Gedächtnißfixirungen hat, mag einmal dieſe Zeit beſchreiben. Er vergeſſe aber dabei weder die Pilgerfahrt zum landwirthſchaftlichen Feſte und das Mittagseſſen im cannſtädter „Ochſen", noch ſeine eignen humoriſtiſchen Kalbsbratenabende, noch die nächtlichen Pickenicks bei dem Jüngſten in dem vierblättrigen Kleeblatt, dem Referenten ſelbſt, zu dem

über eine enge Treppe drei Menſchen hinaufſtiegen, die ſpäter in ſo grimme Oppoſition gerathen ſollten. Lewald trug unterm Mantel einen rieſenhaften Kalbsbraten, Seydelmann in den Rocktaſchen Wein und Würſte, Moritz Delicateſſen, alle drei damit bepackt von ihren Frauen. Brod und Spielkarten fand die ambulante artiſtiſche Geſellſchaft bei mir — und all' die Anekdoten, Witze und hundert drolligen Einfälle, all' dies ſchallende Gelächter, alle dieſe gemüthlichen Eindrücke konnten ſich ſpäter verwiſchen, konnten wahrhaft in Pech und Schwefel aufgehen?!

Das Einzige, was Seydelmann damals für ſeine künſtleriſchen Beſtrebungen vermiſſen mochte, war ein größeres und anregungsfähigeres Publicum. Die Schwaben, meiſt ſinnig und in ſich gekehrt, freuen ſich über die ſchönen Eindrücke der Bühne erſt, wenn ſie nach der Vorſtellung zu Hauſe bei ihrem Salat ſitzen. Dann

hab' ich ſie oft recht entzückt und enthuſiaſtiſch gefunden. Im Theater ſind ſie aber mäuschenſtille. Aergerliche politiſche Verſtimmungen mochten damals noch hinzukommen, eine Anſtalt, die das Land zwar unterſtützt, an der aber der Hof die meiſte Freude hat, nur kühl zu beurtheilen. Seydelmann nannte ſein Verhältniß zum ſtuttgarter Publicum eine Ehe zwiſchen einem jungen lebensfrohen Mann und einer alten dicken Witwe, die zwar Geld gibt, aber auch dafür Liebe verlangt, die man nicht empfindet. Der Vorſchlag einer reiſenden Geſellſchaft im größten Style, die im Intereſſe des claſſiſchen Dramas Deutſchland durchzöge, kam damals unter uns zur Sprache. Die Schauſpieler haben ſpäter über dieſen Vorſchlag viel gelacht und Seydelmann beſchuldigt, er hätte junge, unpraktiſche literariſche Phantaſten mit ſolchen Chimären an der Naſe herumgeführt. Warum dieſe böswillige Beſchuldigung? Man bedenke die Zeit, wo die-

ſer Vorſchlag gemacht wurde. Vor zehn Jahren fielen Ideen dieſer Art nicht auf. Das Theater, wie es war, ermangelte einer innigeren Beziehung zu den Bedürfniſſen einer höheren Bildung. Die Jugend wußte vollends nicht, was ſie damals mit der Bühne anders machen ſollte, als ſie in der Art, wie ſie war, zu verneinen. Selbſt eine ſo praktiſche Bühnenroutine, wie die Lewald's, konnte damals auf den Gedanken gerathen, in der Weiſe der von ihm beſchriebenen Mittenwalder Paſſion (im bairiſchen Hochgebirg) große Naturtheater unter freiem Himmel vorzuſchlagen, Theater, zu welchen nicht das Publicum, ſondern ein Volk pilgern ſollte, um darauf ohne Couliſſen, aber mit coloſſaler Comparſerie dargeſtellt zu ſehen Shakeſpeare, Schiller und was ſonſt noch eigends für dieſen Zweck geſchrieben werden ſollte. Von einem Manne, der zu gleicher Zeit für die praktiſche Bühne eine Theater-Revue

(bei Cotta) eröffnete, nahm ſich das gar ſtattlich aus. Seydelmann folgte dieſen Flügen, und ſchlimm genug, wenn der Schmerz über die ihm in Berlin geſchenkte kalte Aufnahme eines Theiles der dortigen Kritik ihn ſo herabſtimmen mußte, daß er Gott und den neun Muſen dankte, wenn er hinfort nur mit ſeinen großen und kleinen Rollen fertig wurde.

Um noch einen Schritt weiter zu gehen, ſo glaub' ich nicht, daß Seydelmann ſo ſehr das Bedürfniß eines neuen Repertoirs hatte oder den Wunſch nach einer Wiedergeburt unſerer dramatiſchen Literatur ausſprach, wie ſich dies wol bei andern gebildeten Schauſpielern in unſerer Zeit findet. Er ſcharrte ſich alte Rollen hervor und hauchte ihnen ein neues Leben ein. Man muß dies ganz natürlich finden bei einem Schauſpieler, der den Ehrgeiz hatte, ſich den höchſten Muſtern anzureihen. Es umgaben ihn damals in Stuttgart viel dichteriſche Talente

aber man kann ihm sehr den Vorwurf machen, daß er Niemanden zur dramatischen Production anregte. Er sehnte sich darnach, das ganze alte Schröder'sche und Iffland'sche Repertoir durchzuspielen, was bedurfte er der jüngern, noch dazu unreifen und wenigstens damals der Bühnenanforderungen bis zur Naivetät unkundigen Literatur? In Berlin wurde das freilich anders. In Berlin, im Strom einer nimmer ruhenden dramatischen Bewegung, faßte ihn diese Bewegung wider Willen. Auch mußt' er es müde werden, sich ewig den Vergleichungen mit Fleck und Devrient ausgesetzt zu sehen. Er fand, daß es für seinen Ruhm einträglicher sein würde, wenn er neue Rollen creëirte, als wenn er alte neubelebte. Eine Rolle wie „Reckum" rentirte ihm mehr, als Polonius und Anderes, wobei er mit dem Vorurtheil zu kämpfen hatte. Und so soll es auch sein. Nur wer sei-

ner Zeit ſich widmet, der gehört ihr unvergeß=lich an.

In Seydelmann lebte damals über ſeine Künſtlerſchaft eine ſo ſichere Beruhigung, daß bei ihm ein Plan, den ich ihm im Jahre 1835 von Frankfurt aus vorlegte und der von der Schauſpielkunſt, als ſolcher, entfernt lag, An=klang fand. Nach einem glänzenden Gaſtſpiel auf der frankfurter Bühne kamen nämlich einige Actio=naire derſelben auf den Gedanken, ihm bei einer im Werk ſtehenden Umgeſtaltung derſelben ihre Leitung zu übergeben. Auch der Titel eines Intendanten ſtand dabei in Ausſicht, wenigſtens hatte ihn Franz Grüner, an deſſen Entlaſſung gearbeitet wurde, bisher geführt. Der bekannte Liedercomponiſt, Wilhelm Speyer, Seydelmann perſönlich befreundet, verwandte ſeinen in arti=ſtiſchen Dingen für Frankfurt gewichtigen Einfluß, um den Künſtler zur Annahme dieſer Directions=führung zu bewegen. Man hätte der frankfur=

ter Bühne nur Glück wünschen können. Sie würde eine Pflanzschule bedeutender Talente geworden sein, da sie so recht in der Mitte liegt, um der lockenden Werbetrommel eines Namens, wie Seydelmann, auch ein allgemeines Echo zu geben. Dieser Name war damals im westlichen Deutschland von zauberhaftem Klang.

Ob Seydelmann den ihm von Frankfurt gemachten Antrag benutzte, um seinen stuttgarter Contract zu verbessern, weiß ich nicht. Der Tod Ludwig Devrient's gab wol jedenfalls seinen Wünschen und Plänen eine andere Richtung. Ob es ihm gleich Anfangs, selbst wenn er in Berlin gefiele, Ernst sein mochte, in Berlin zu bleiben, bezweifle ich fast. Es lag in seiner Art, ganz eigenthümliche Combinationen zu machen. Er hat ganz gewiß zwischen dem Gedanken gewählt: Entweder in Berlin, auf dem großen Markt, mit allen Klippen einer beendigten Carriere, oder in Stuttgart, zurückge-

zogen auf ein Terrain, das dir gehört und wo du Muße haſt, dich auf Gaſtſpiele vorzubereiten, die dich der Welt ewig jung, friſch und neu erhalten. Ich ſage nicht, daß er ſo combinirte. Ich ſage nur, daß ſeinem beſorgten und überlegten Gemüthe ſolche Combinationen ähnlich ſehen.

Endlich im Frühjahr 1835 reiſte Seydelmann zu ſeinem Probe-Gaſtſpiel nach Berlin. Er ging über Frankfurt. In ſeinem ganzen Weſen drückte ſich die innere Spannung des Ehrgeizes und einer bänglichen Beſorgniß aus. Er ging einer Prüfung entgegen, die zu ſeinem Nachtheil ausfallen konnte. Zwiſchendurch erhob ihn wieder ſein inneres Bewußtſein zu einem faſt gereizten Selbſtvertrauen, ſodaß man kaum wußte, ſollte man ihm die Dinge, die ſeiner in Berlin warteten, als ſchwer oder leicht vorſtellen. Bald ſah er mit nachdenklichem Ernſt und wie verloren in die bunten Bläschen einer Taſſe

Chocolade bei Georgi und hörte Alles an, was es in Berlin für ihn würde zu beobachten geben, bald klapperte er fröhlich mit dem Löffel und war wieder seines Sieges gewiß. In den literarisch-artistischen Kreisen Frankfurts herrschte damals noch mehr Einigkeit und gemeinsame Begeisterung als jetzt. Schnell war ein Festessen zu Ehren des Gastes veranstaltet. Der Becher kreiste. Heiterkeit belebte die Unterhaltung. Seydelmann trug einige dramatisirte Anekdoten aus dem Schauspielerleben vor und erregte namentlich durch eine Scene aus der münchner Coulissenwelt großes Gelächter. Wenn man bezweifelte, ob Seydelmann eine angeborne schauspielerische Anlage besaß, so konnten für sein ursprüngliches Talent grade diese und ähnliche Anekdoten zeugen, die er beinahe unbewußt immer im Charakter der handelnden Personen vortrug. Ein von mir ohne vorhergegangene Berechnung, in der „Blüte des Augenblicks" ge-

ſprochener Toaſt ſagte ungefähr: Seydelmann möchte nach Berlin gehen und den Kranz der Meiſterſchaft, der dort auf den Gräbern Iffland's, Fleck's und Devrient's läge, nun auch auf ſein Haupt ſetzen, ein Geleitswunſch, den mir Profeſſor Gubitz, Fleck's Schwiegerſohn, ſo übel genommen hat.

Es iſt bekannt, daß Seydelmann damals in Berlin ſich zwar die Anerkennung einer großen künſtleriſchen Bedeutung erwarb, zu gleicher Zeit aber von dem überwiegenden Theile der Kritik vielerlei Anfechtungen zu erdulden hatte. Es war nicht die Rollenauffaſſung, über die man ſtritt, ſondern ſein ganzer höherer Werth wurde in Abrede geſtellt. Man wollte alles an ihm kalt und überlegt finden. Man ſtritt ihm die höhere Weihe, vor Allem aber die Weihe des Gemüthes ab. Er überwältige nicht, hieß es, wie Devrient gethan, er wäre ein ſtudirtes Talent, kein urſprüngliches Genie. Bedenkt man

nun, daß diejenigen, welche damals an Vorwürfen dieser Art unerschöpflich waren, später seine eifrigsten Lobredner wurden, Männer von unbestechlicher Selbständigkeit, von Geist sogar und langer Theatererfahrung, so sollte sich die Kritik daraus eine Lehre nehmen und dem ersten Eindruck, ob er nun günstig oder ungünstg, kein Vertrauen schenken. Noch kleinlicher war es, daß man den Künstler die Theilnahme entgelten ließ, die er bei einer Literaturrichtung gefunden, die grade damals von Berlin aus mit Misgunst und Leidenschaftlichkeit verfolgt wurde. Auch das Lewald'sche Buch erwies sich Seydelmann eher nachtheilig als förderlich.

Seydelmann hatte sehr zu kämpfen mit dem ersten Eindrucke seiner Persönlichkeit. Das etwas volle Gesicht erlaubte kein lebendiges Mienenspiel, die blauen Augen konnten es braunen oder schwarzen an bald rollendem, bald stechendem Ausdruck nicht gleichthun. Dem Organ

gab die Schwere der Zunge einen breiten, hohlen Klang. Es ſchien ihm Mühe zu machen, die Worte hervorzupreſſen. Bei leidenſchaftlichen Stellen des Dialogs ſchlug die Stimme zwar nicht über, ließ aber zuweilen kreiſchende Töne vernehmen, welche, faſt möchte man ſagen, etwas Thieriſches hatten. So bedurfte es denn einiger Gewöhnung, ehe man mit dem nicht günſtigen erſten Eindruck fertig wurde. War man einmal an den Klang dieſer Stimme gewöhnt, ſo bekam ſie dem Ohre wohl. Man entdeckte in ihr eine Melodie, einen angenehmen Tonfall und jetzt, da der treffliche Künſtler geſchieden iſt, bin ich gewiß, es klingt dem berliner Publicum noch immer die Seydelmann'ſche Redeweiſe im Ohre nach, wie ein altes Lied, deſſen Rhythmen uns mit wehmüthigen Jugenderinnerungen erfüllen.

Die Darſtellungseigenthümlichkeit Seydelmann's ſtand im vollen Gegenſatze zu dem, was

man ſeit dem Ueberhandnehmen der Schiller'ſchen Richtung und den Idealitätsdramen für ſchauſpieleriſche Meiſterſchaft gehalten hatte. Die Darſteller ſollten durch ihre Mittel hinreißen. Die Perſönlichkeit ſollte das Studium vergeſſen machen und nur zu oft gaben die Schauſpieler ſtatt des Studiums nur ihre Perſönlichkeit. Den höchſten Culminationspunkt dieſer ſubjectiven Darſtellungsweiſe erreichte die Kunſt durch die Art, wie ſie Ludwig Devrient trieb. Schon Fleck traf (nach Tieck) nur das, was ſeinem Naturell zuſagte und Devrient verfehlte bekanntlich Alles, was außer dieſem Naturell lag. Er hat nie mehr vermocht, als ſich in ſeinen Leiſtungen eines beſtimmten dämoniſchen Naturells zu entledigen; was über dieſe, ſeine dämoniſche Urkraft, gewöhnlich Genie genannt, hinauslag, das wußte er nicht zu bewältigen. Gegen den Reiz einer ſolchen Subjectivität etwas einwenden zu wollen, wäre thöricht. Sie hat bezaubert und

ſich in unvergeßlicher Erinnerung erhalten. Aber fern ſollt' es jedem Aeſthetiker bleiben, ſich von Erſcheinungen ſo meteoriſcher Art blenden zu laſſen oder gar ihre Art und Weiſe für die allein bedeutungsvolle auszugeben. Seydelmann bezeichnet die Reaction der Schule gegen das Naturell *). In dieſer rein objectiven Bedeutung ſeiner Stellung hätte man ihn ſchon damals in Berlin anerkennen müſſen.

Es geſchah dies auch von der jungen philoſophiſchen Kritik. Die Begeiſterung, deren grade die wiſſenſchaftlichen Kreiſe für Seydelmann fähig wurden, ging nicht aus der damals in Berlin herrſchenden Sucht hervor, jede bedeutende und hervorragende Erſcheinung gleich für die

*) Was Seydelmann für das Charakterfach, iſt Emil Devrient für Liebhaber und jugendliche Helden. Emil Devrient's Spiel iſt die poetiſche Verklärung des P. A. Wolf'ſchen Studiums.

Partei zu gewinnen, ſondern die philoſophiſche Kritik war wirklich von der Einheit, innern Gliederung, Conſequenz und objectiven Ruhe in Seydelmann's Gebilden überraſcht. Die Zahl der Künſtler, die ſich über den Geiſt ihrer Rolle, über den Gedankeninhalt ihrer Worte Rechenſchaft zu geben wiſſen, iſt ſehr klein. Es iſt noch nicht damit gethan, daß man Shakeſpeare und Goethe dem Wortſinne nach verſteht, bewundert und nach den hervorragendſten Schönheiten wiederzugeben weiß. Die Totalität einer Rolle will erfaßt und gleichſam aus dem Bewußtſein des Künſtlers reproducirt ſein. Dieſe Täuſchung gab Seydelmann. Seine Leiſtungen waren neben der urſprünglichen Virtuoſität auch Producte einer gewiſſenhaften Bildung, und dieſe Bildung, dieſe Grundlage reifer und ernſter Studien, dieſes ſichere Fundament eines ganzen Künſtlerlebens lernt man grade in dieſer Sphäre, wo ſich Routine und flackerndes

Talent ſo anſpruchsvoll bewegen, am gebührendſten ſchätzen.

Seydelmann's zweites berliner Gaſtſpiel war eine Ergänzung zu dem erſten. Hätte er vielleicht erſt ſeine ſtuttgarter Stellung behalten mögen, ſo trieb es ihn nun, ſich in Berlin ganz zu geben, keine Rolle zurückzuhalten, das Terrain ſich um jeden Preis zu erobern. Reizbarer als je mochte er in ſeine heimiſchen Verhältniſſe zurückkehren. Der Humor, mit dem er früher die beſchränkten Einſichten ſeines ſtuttgarter Intendanten *) ertragen hatte, wollte ihm nicht wiederkommen. Er witterte überall Verrath

*) Seydelmann ſagte einmal zu dieſem, dem verſtorbenen Grafen Leutrum: „Herr Graf, wiſſen Sie, daß Immermann angekommen iſt?" — „Weiß es, weiß es — antwortete der gräfliche Theatervorſtand — Immermann iſt angekommen: kann ihn aber nicht ſpielen laſſen!" Er hielt ihn für einen vacirenden Schauſpieler und verwechſelte ihn mit Herrmann.

und Misgunſt. Eine ſeiner reizbaren Stimmungen gerieth in Widerſpruch mit der andern. Eine Menge Rückhaltsgedanken, die er früher nicht ausgeſprochen hatte, äußerte er jetzt mit ſchneidender Schärfe. Es war in ſeinem Innern eine Kriſis eingetreten, die nicht anders geheilt werden konnte, als durch den Umzug nach Berlin. Es war ihm Bedürfniß, ſich vor einem Publicum, deſſen entſcheidende Competenz ihm drückend war, vollſtändig zu entwickeln, in ſeiner ganzen Kraft, in ſeinem ganzen Werthe.

Außerhalb Berlins verbindet man mit den Abſichten, die Seydelmann nach Berlin gezogen haben, ſehr verkehrte Vorſtellungen. Man glaubt allgemein, ſein Ehrgeiz hätte nach einer Stellung getrachtet, wie ſie ehedem Iffland einnahm. Dieſe abenteuerliche Vorſtellung war Seydelmann fremd. Er dachte nicht daran, ſich durch ſolche Pläne ſeine künſtleriſche Unbefangenheit zu trüben. Auch würde ſeinem praktiſchen und weltklugen Blicke

bald ein ſolches Ziel unter den gegenwärtigen Verhältniſſen unerreichbar erſchienen ſein. Iffland konnte an einer Bühne Director werden, die ſich eben erſt aus dem Zuſtand einer ſogenannten Truppe zu einem feſteren Geſellſchaftsbande vereinigte; aber wie iſt jetzt unſer Bühnenweſen organiſirt! Die oberſte Behörde iſt eine glänzende Hofcharge, mit der man noch lange nur die Adeligen betrauen wird. Die Schauſpieler, ſind ſie an einem Hoftheater lebenslänglich engagirt, halten ſich für Staatsdiener und ſind ſehr unglücklich, daß man ſie noch nicht ſtatt mit Händeklatſchen mit Orden auszeichnet. Die Vermittelung zwiſchen dem Chef und dem Perſonale bildet ein förmlicher Beamtenorganismus, eine Bureaukratie, deren Rang- und Stufenweſen dem Schauſpieler jede Ausſchreitung aus der ihm gezogenen Bahn unmöglich macht. Die Bühne iſt in ihren Finanzen vom Hofe abhängig und es iſt bekanntlich nicht

die Sache der Höfe, wartende Wünſche, ſich zurückziehende Anliegen, ſchlummernde Bedürfniſſe zu erkennen. Seydelmann mußte ſich glücklich ſchätzen, den Beifall Friedrich Wilhelms III. zu erhalten. Drüber hinaus würden dem Könige ſeine Entwürfe närriſch, wenn nicht gar vermeſſen vorgekommen ſein. Und in der That, Seydelmann war mit ſeinem Künſtlerruhm vollkommen zufrieden. Schon die Regie wird am berliner Hoftheater für eine ſo impoſante Würde gehalten, daß er für ein ſtufenweiſes Erklimmen jener höhern Charge weder die Jahre noch die Luſt haben konnte. Die Wünſche und ſtillen Neigungen, die ſeine Bruſt verſchloß, lagen in einer ganz andern Region, als im Schauſpielhaus drei Treppen hoch, Eingang von der Charlottenſtraße.

Ich ſah Seydelmann 1840 und 1841 wieder. Wie hätt' ich ahnen mögen, daß ein ſo nahes Scheiden bevorſtand!

Das Erstemal war er heiterer, strebender und beruhigter als je. Er nahm in der Gunst des Publicums eine Stellung ein, die keine Kritik mehr zu untergraben vermochte. Auch seine Gegner waren seine Bewunderer geworden. Das Schicksal keines neuen Dramas schien gesichert, wenn unter den Mitwirkenden nicht Seydelmann's Name auf dem Zettel stand. Graf Redern, dem sich das Engagement dieses Künstlers zum Verdienst anrechnen ließ, erkannte ihm jede nur einigermaßen seiner Persönlichkeit entsprechende Rolle zu. Die Einführung des Faust auf die Bühne hatte Kasse gemacht und machte sie täglich, so oft er nur angesetzt wurde. Es war für Seydelmann eine Freude, mitten im Engagement eine solche Zugkraft zu üben. Die Bildung seines Publicums hob ihn. Es spornte ihn, vor berühmten Gelehrten, strebenden jungen Studenten, vor Künstlern und der Elite weiblicher Bildung zu spielen. Er war immer

gewiß, daß ſeine Darſtellung anregte und nur dann Widerſpruch fand, wenn ſie doch Veranlaſſung geiſtreicher Erörterung wurde. Mit Entſchloſſenheit blickte er damals dem Leben ins Auge und verſah ſich von ihm noch reicher Freude, noch der tiefſten Anregungen. Seine Rollen ſpielte er leichter als je. Die Zeit des ängſtlichen Austipfelns war vorüber. Nicht mehr wie ſonſt ſchrieb er ſich ſelbſt ſeine Rollen ab und markirte ſie ſich mit Zeichen und Linien. Er lernte raſch, wie es das wechſelnde Repertoir erforderte. Altes miſchte ſich mit Neuem, Bleibendes mit Vergänglichem. Nie war er als Darſteller ſo ſehr Virtuoſe wie damals. Er ſpielte leicht und gefällig, er ſpielte innerlich, herzlich. Den Verſtand hatte er an die Kette gelegt, er ſtörte ihn nicht mehr ſo wie früher. Nie hatte er früher dieſe Laune entwickelt, nie den Gegenpol derſelben, die Rührung, ſo wahr und ergreifend getroffen.

Dabei hielt er noch lange nicht dafür, auf der Höhe seiner Leistungen angekommen zu sein. Nicht nur, daß in seinem Rollenverzeichniß manche Figur stand, die er noch, seines Ruhmes wegen und um der leidigen Vergleichung willen, zu geben hatte, auch die Bildung eines neuen Repertoirs hatte ihm Interesse abgewonnen. Karl Blum pflegte ihm manche drollige Figur aus dem Italienischen oder Französischen zu übertragen, Raupach war noch nicht ganz verstummt, Holtei legte ihm Mancherlei ans Herz und von allen Seiten drängten sich junge Dichter an ihn heran, die ihm historische Charaktere von Noah an bis Napoleon zu schreiben versprachen. Besonnen hörte er die Analyse jedes Planes an und ermunterte zur Ausführung, wenn er wirkliches Talent sah. Mancherlei Zudringliches lag ihm freilich so zur Last, daß er nicht wußte, wie er es abschütteln sollte. Vorschläge, die sich innerhalb der Bühnenpraxis

hielten, waren ihm die liebſten. So hätt' er nichts lieber geſehen, als wenn ich ihm die Idee ausgeführt hätte, ihm einen Charakter zu ſchreiben, der mit ſeiner Stellung zur Welt Aehnlichkeit haben ſollte, einen Charakter, an dem das Schickſal des Verkanntwerdens nagte. Ein Stück, worin Jemand den Ruf der Herzloſigkeit durch edle, aber nur in der Stille gekannte Tugenden Lügen ſtrafte, ein Drama, wo die Kataſtrophe einen verkannten, von aller Welt aufgegebenen und mit Undank und Mediſance verfolgten Menſchen entweder ſchauſpielartig zur rechten Zeit oder tragiſch zu ſpät rechtfertigte, ein Drama dieſer Tendenz hätte ſeinen ganzen Menſchen ergriffen, er hätte ſeine ganze Seele hineingehaucht. Stünd' ich einer Bühne ſo nahe, wie man es muß, um Gedanke und That ſchnell in Eins fließen zu laſſen, Seydelmann hätte gewiß noch von

ſolchen und ähnlichen Charakteren Spuren zurückgelaſſen.

Und Seydelmann war ein Anderer, als wofür ihn ein großer Theil der Welt halten wollte. Im Kampf des Lebens, in der Nothwendigkeit, unverrückt ein vorgeſtecktes Ziel zu erreichen, mochte er ſich eine Philoſophie ausgebildet haben, die etwas Hartes, Schroffes, vielleicht Egoiſtiſches hatte. Das Herbſte an ihm war aber keine Untugend, ſondern ein Unglück, nämlich das Mistrauen. Es lag ein Flor über ſeinen Augen, der ihm Alles ſchwarz erſcheinen ließ. Das Leben, die Schläge des Schickſals hatten dieſen Flor gewoben. Er konnte nicht dafür, daß ihm der Glaube an die Menſchen wankend geworden war. Wer im Leben etwas Ernſtes erſtrebt, wer etwas Bedeutendes im Kampf gegen Neid, Misgunſt und Gleichgültigkeit der Menſchen durchſetzen will, der kann nicht Jedermann heiter ins Geſicht lachen und ein

immer fröhlicher Allerweltsfreund ſein. Unglücklicherweiſe war Seydelmann in der Lage, daß er heiter ſcheinen mußte, wo es ihm düſter zu Muthe war und daher das Unheimliche, dämoniſch Aengſtliche und moraliſch Unſichere in den Annäherungen an ihn. Der Widerſpruch des angebornen und eingewurzelten, an ſich aber ſchmerzlichen Mistrauens mit den tauſend Gelegenheiten, wo er unbefangen ſcheinen und lächeln ſollte, dieſer Widerſpruch läßt ſich nicht ſo leicht wegwiſchen. War er nicht ſichtbar, ſo fühlte man ihn doch und daher die Anklage gegen Seydelmann's Herz, die ſich, wenn man es gekannt hätte, in Mitleid verwandelt haben würde. Dies Herz konnte aufthauen, konnte ſich gänzlich auflöſen. Dies Auge konnte weinen — weinen über ſich ſelbſt! Dieſe Hand konnte krampfhaft die unſrige faſſen und durch einen Druck ſagen, was die Zunge verſchwieg. Auch dann ſah uns der Arme noch feſt ins Ge-

ſicht, bohrte ſich tief in unſer Auge und forſchte: biſt du falſch? Und erſt wenn keine Falte in unſern Mienen zuckte, wenn die Tafel des Antlitzes offen und hieroglyphenlos vor ihm lag, wenn ihm aus unſerm Auge die vollſte Wahrheit ſonnenhell entgegenſtralte, dann verwandelte ſich dieſer gefürchtete Talleyrand der Bühne in ein heiteres, glückliches Kind, umarmte uns und war eines Enthuſiasmus fähig, wie wir ihn nur in den Weihemomenten kennen, wo wir lieben und wo die Claviatur unſeres Weſens um viele Töne höher geſtimmt iſt.

Unvergeßlich liebe Stunden waren mir die, wo ich mich mit ihm verabredete, unmittelbar nach Tiſch zu ihm zu kommen und die Zeit bis zum Theater in anregendem Geſpräch zu verplaudern. Die Sonne drückte und lag ſengend auf dem großen Dönhofsplatze, an dem er wohnte. In ſeinen Zimmern hatte ers ſich ſchattig kühl gemacht. Er wohnte, obgleich verheirathet, wie

ein elegant eingerichteter Garçon. Links neben einem Empfangssaale lag ein freundliches Zimmer, das an den Wänden und in den Ecken überall die Spuren einer geschmackvollen Bildung vertrieth. Die Bibliothek zeigte ältere und neuere Werke in zierlichem Einband. Ein Flügel von schönem Klang stand immer offen. Seydelmann phantasirte auf ihm zuweilen mitten im Gespräch. Dies Gespräch war das harmloseste und erheiterndste. Wir hatten der gemeinschaftlichen Berührungspunkte so viele. Fertigte er mit kurzem kaustischen Witze die Vorkommnisse der täglichen Bühnenchronik ab, so bot oft eine einzige Rolle Stoff zu stundenlanger Debatte. Nie wies er den Tadel seiner Auffassungen zurück, nie fühlte er sich durch die Rüge einer seiner Leistungen, wenn man sie motiviren konnte, gekränkt. Die in diesen Fällen gewöhnliche auffahrende Empfindlichkeit der meisten Schauspieler war ihm gänzlich fremd. Sein sinniges und

ſinnendes Weſen gab immer Gehör und wo er überzeugt war, erntete man gewiß die Anerkennung, daß er ſagte: Ich will's künftig ſo machen. Freilich lieferte er auch oft Zeichnungen von ſo correcter Schönheit (z. B. Alba im Egmont), daß man nicht ein Stäubchen darin hätte entdecken mögen. Auch manche Rollen, die er gern geſpielt hätte, aber der Concurrenz wegen am königlichen Theater nicht ſpielen konnte, gaben Stoff zu Beſprechungen, in welchen er reich an neuen Geſichtspunkten war. Zu dieſen gehörte ganz beſonders Wallenſtein. Auf dieſe Rolle, zu der ihm die Fähigkeit nur von der bornirteſten Theaterroutine abgeſprochen werden konnte, hatte er ein ſehnliches Verlangen. Wir waren darüber einig, daß dieſe Rolle meiſtentheils vergriffen wird. Man gibt ſie im Heldentone und vergißt, daß ſie vom Dichter in einer Weiſe gezeichnet wurde, die von den Auffaſſungen Alba's, Cromwell's und ähnlicher Cha-

raktere nicht ſehr verſchieden iſt. Ich möchte ſagen, man ſpielt den Wallenſtein fett und er muß mager geſpielt werden. Sternenſeher und Zeichendeuter haben kein Embonpoint. Daß für ihn dieſe Rolle an der Kette lag, verſtimmte ihn, doch hat er gegen den Darſteller, dem ſie in Berlin gehörte, ſich niemals gegen mich leidenſchaftlich geäußert. Es war dies Rott, zu dem er in einer a priori ſchiefen Stellung ſtand, einer Stellung, zu deren Beurtheilung mir die Materialien fehlen.

Seydelmann's Collegialität hat man nicht gerühmt. Man muß aber auch hier gerecht ſein. Entſprang ſein Mistrauen aus der, gleichviel ob wahren oder eingebildeten Vorausſetzung, viele Feinde zu haben, ſo glaubte er deren die meiſten grade unter ſeinen Collegen zu finden. Und darin hat er ſich nicht geirrt. Man höre die Urtheile beſonders älterer Schauſpieler über Seydelmann! Sie wiſſen nur ſein Glück zu rüh-

men. Einige Federn hätten ihm einen Namen geſchrieben, in summa wär' er ein kalter Rechenmeiſter geweſen. Man muß nämlich wiſſen, wir Deutſche beſitzen eine Menge Garrick's und Talma's, die nur zu bequem ſind, von Burtehude auf Reiſen zu gehen und in Berlin und Wien die Lorbeerbäume kahl zu machen. Eine leichte Inſpiration nennen dieſe Herren Genie, ſie thun ſich etwas zu Gute darauf, von ihrem Genie rühmen zu hören, daß ihm nur die rechte Pflege mangle und verdutzen ein kleines Publicum ein halbes Jahrhundert hindurch mit Rollen, die ſie mit etwas rhetoriſchem Talente dem Souffleur nachſprechen. Wo ſie den Souffleur nicht verſtanden haben, machen ſie Kunſtpauſen, legen ungewaſchene Phraſen eigner Erfindung ein oder umſchreiben den ihnen vorgeflüſterten Dialog mit einer Dreiſtigkeit, die jeder Achtung vor dem Autor Hohn ſpricht. Während jüngere Talente ſich nach Seydelmann bil-

deten, verfolgten ihn dieſe unentdeckten Talma's mit geifernder Verachtung. Seydelmann wußte dies, und ſo groß, wenn auch ſtillſchweigend ſeine Achtung vor Schauſpielern war, die in andern Sphären ihm völlig ebenbürtig, z. B. Emil Devrient oder vor berühmten Komikern, ſo beſorgt und faſt beklommen er ſich nach den Fortſchritten jüngerer Talente, z. B. Th. Döring's erkundigte, ſo war er doch im Allgemeinen gegen die Schauſpielerwelt kühl und ſchloß ſich vertrauend nur an die Frauen auf der Bühne an. In Berlin zumal, wo allerdings die collegialiſchen Verhältniſſe auf einem ſehr polirten, faſt ceremoniellen und kalt noblen Fuß eingerichtet ſind, fehlte doch die innigere Verbindung mit den Uebrigen. Oft während Seydelmann ſpielte, hätte er in den Couliſſen die harte Kritik ſeiner Collegen hören können. An einer Bühne, die grade wie die berliner, für ein-

zelne Genres so viele interessante Talente darbietet, strebt eben Jeder nach Anerkennung, Jeder ist einmal beklatscht und hervorgerufen worden. Im Jahre 1841, als Seydelmann's körperliche Verstimmungen anfingen, fiel eine recht nachdrückliche Störung des collegialischen Friedens vor, eine Störung, die auf seine Gesundheit einwirkte.

In einer Vorstellung des Tell, während der Rütliscene, wollte Seydelmann nämlich bemerkt haben, daß zwei seiner mitspielenden Collegen die darzustellende Situation parodirten. In einer Aufwallung seines so leicht gereizten Mistrauens bezog er die Scherze, die er gehört haben wollte, auf sich, oder wenn auch nicht, es hatte sich schon lange bei ihm die Ueberzeugung festgesetzt, es wäre nothwendig, diesen während der Scenen bei großen Ensembles, wie er behauptete, üblichen und tiefeingerissenen Possen und Plaudereien ein Ziel zu setzen. Er schrieb

an die beiden Mitglieder einen Brief, deſſen Wirkung er kaum überlegt haben mochte. Es war ein unmittelbarer Erguß ſeines Zorns, bittere Lauge voll beißender Kraftausdrücke. Seydelmann's urſprüngliches Genie zeigte ſich nie mehr, als in ſeinem Dialog, in ſeinen Briefen. Da fehlte jene Glätte ſeines Spieles gänzlich. So ſauber ſeine Handſchrift, ſo regellos, wild und voll anſchauungsreicher Originalität war ſeine Ausdrucksweiſe. Keine Curialphraſen, keine Umſchreibungen im Tone des Geſchäftsſtyles, ſondern Alles unmittelbar, kurz, ſchlagend, voll Gedanken und ungeſuchter, treffender Bilder. In dieſem Styl war auch jener Beſchwerdebrief geſchrieben. Mit dem Einen der Betheiligten erfolgte bald eine Ausſöhnung, der Andere verklagte ihn. Seydelmann, den längſt der erſte Brief (es folgten mehre) wieder reute, war ſehr niedergeſchlagen, daß man ihn wegen ſolcher im Intereſſe der Kunſt ausgebrochenen Mishelligkei-

ten vor einen bürgerlichen Gerichtshof ziehen wollte. Doch war ihm Kleinmuth fremd.

Seine Vertheidigung ſetzte er ſelbſt auf, und, meines Erachtens, völlig unjuriſtiſch. Er räumte alle Anklagen des Gegners ein, machte keinen Verſuch, ſich zu entſchuldigen, benutzte aber die Gelegenheit, gründlich und ausführlich ſeinen Zorn über die von ihm gerügten Misbräuche auszuſchütten. Weil ich denn doch ins Zuchthaus muß, ſagte er, ſo will ich auch die volle Wahrheit ſagen. Es lag in dieſen ſeinen ſchriftlichen Gegenreden eine durchaus adelige, tüchtige Geſinnung. Doch griffen ſie ihn gemüthlich an. Der ganze Handel wirkte untergrabend auf ſein Inneres. Er vermißte das Künſtleriſche, Collegialiſche an dem Streite und ſein Unmuth wuchs, wenn er bedachte, daß ſein Gegner ein junger Darſteller ſeines Faches war, der ſich ihm früher vertrauensvoll angeſchloſſen hatte. Es iſt ein Kennzeichen ſo trübgeſtimmter Gemüther,

daß ſie Liebe zwar nie und nirgends voraus=ſetzen und doch unglücklich ſind, wenn ſie ſie nicht finden.

Im Jahre 1841 fingen die augenblicklichen Störungen ſeiner Geſundheit an. Vorſtellungen wurden aufgeſchoben, und oft, wenn er ſich die Kräfte nicht zutraute, plötzlich abgeſagt. Sein Leiden war eigner Art. Man kann nicht ſagen, wieviel davon im Gemüth, wieviel im Körper ſeinen Sitz hatte. Hat die Obduction das Räth=ſel dieſes Nervenſiechthums gelöſt? Haben die Scalpiermeſſer der Chirurgen gefunden, wo es in ihm krankte und nach Hülfe oder Erlöſung rang? Ueber die theuerſten Intereſſen ſeines Innern hatte die Sage damals viel zu erzäh=len. Die Gerüchte widerſprachen ſich im Einen und ähnelten ſich im Andern. Zwei Dinge ſcheinen mir unerſchütterlich feſt zu ſtehen. Ein=mal Seydelmann's reinſte Sittlichkeit. So leb=haft er empfand, ſo zauberhaft die Schönheit

des Weibes auf ihn wirkte, er beherrſchte dieſe Regungen mit einem ſittlichen Ernſte, der noch eine Nachwirkung ſeiner erſten Jugenderziehung war. Eine zweite Tugend war ſeine zarte Scheu, Dinge zu berühren, über welche ihn zudringliche Neugier oft nur zu gern ausgeforſcht hätte. Erſchloß ſich ſein Inneres von ſelbſt, hatte er an Freundesbruſt das Bedürfniß, ſeine innern zerriſſenen Zuſtände mit ungeheuchelten Thränen auszuweinen, ſo verließ ihn ſelbſt dann nicht eine edle, zartfühlende Discretion. Er ſchilderte Schmerzen, ohne die zu nennen, die ſie ihm verurſachten: es war, man kann wol ſagen, etwas Anonymes, in das er den Freund blicken ließ. Ein tiefverzweigtes Seelenleiden war unverkennbar. Es zu zergliedern, iſt nicht an der Zeit. Man hat die ihm feindlichen Lebensmächte oft genannt, aber auch in deren Schilderung nicht immer das Rechte getroffen. Er hatte viel heilige Scheu vor ge-

wiſſen Ueberlieferungen, ein treues und dankbares Gemüth, das dem, was ihn vielleicht aus übergroßer Fürſorge quälte, doch nimmer wehthun wollte. Grade in dieſem Zwieſpalt ſeines Innern, in dieſem Bedürfniß nach Umänderung und der Anhänglichkeit an die Gewöhnung, die ſo oft, wie er klagte, wieder die Geſtalt von Liebe und Freundſchaft annimmt, in dieſen Kämpfen lag ſein Leiden. Mag nun dies Leiden von den Nieren, Eingeweiden und dem ſonſtigen Flickwerk unſers Daſeins ausgegangen ſein, oder umgekehrt die Krankheit der Eingeweide von den Verſtimmungen der Seele, Eines bedingte jedenfalls das Andere und ſtand und fiel mit ihm. Die Gedanken an einen plötzlichen Tod, ja an einen Tod, wo ein finſterer Dämon ſich ſeiner willenlos bemächtigen und ihn jählings in die Tiefe ſtürzen könnte, verließen ihn nicht mehr. Er konnte ſich wol im traulichen Geſpräch, beim perlenden Schaumweinglaſe,

unter vier Augen, zu einer Excentricität ſteigern, wo Alles in ihm glühte und alle Nerven zuckten, aber die allmälige Abſpannung, bei einer Fahrt durch die ſchattigen Alleen des Thiergartens, warf auch wieder einen ſo langen Schatten von Melancholie über ihn, daß man nicht ohne die tiefſte Rührung von dem ausgezeichneten und ſo unglücklichen Manne ſcheiden konnte.

Ein Beweis, wie verläumderiſch jene Anklagen ſind, die ſein Spiel nur aus dem Verſtande herleiteten, liegt in der Thatſache, daß damals auch ſeine dramatiſchen Gebilde die Krankheit ſeines Herzens verriethen. Sein Spiel wurde mehr als je Abdruck ſeiner Seele. Alle ſeine Rollen umflorte eine unendlich rührende Wehmuth. Die Thräne ſtand ihm näher als je und er hielt ſie nicht zurück. Der Ton ſeiner Stimme war matter geworden. Man mußte ſich anſtrengen, ihn immer deutlich zu hören. Wenn ich oft, unklar über das, was in ſeinem

Innern vorging, ihm ſagen mußte: „Seydelmann, geſtern Abend wieder Mattſilber" — ſo lächelte er und ſagte: „Sie ſind die hamburger Freskomalerei gewohnt" — und doch hatten wir Beide Recht. Seydelmann ſpielte damals zum erſten Male den Schewa. Es war eine Leiſtung, die im vollſten Maße Beifall fand und Beifall verdiente. Sie war aber ſo zart angelegt, ſo ängſtlich unſcheinbar umriſſen, ſo beklemmend tonlos vorgetragen, daß ſie im Zuſchauer einen Schmerz zurückließ, der nicht blos in der Rolle lag, ſondern eben auch in Seydelmann's damaliger Tonart, in dem Moll, in welchem damals alle ſeine Leiſtungen geſetzt ſchienen.

Von einer Badereiſe hoffte Seydelmann Geneſung. Sein leidender Zuſtand nahm aber immer mehr zu. Lange Pauſen unterbrachen ſein künſtleriſches Wirken. Die Pein für einen Mann, der ſo mit ganzer Seele ſeiner Kunſt gehörte, muß fürchterlich geweſen ſein. Und dieſen Zu-

ſtand, ſollte man es glauben, hielt die auswär-tige Theaterwelt — für Verſtellung. So ein-gewurzelt war das Vorurtheil gegen den gefeier-ten Künſtler! Er will ſich neu erhalten, hieß es, er ſpielt Comödie, er will ſich nicht unter Herrn von Küſtner ſtellen laſſen. Trauriges Loos, wenn man die Wahrheit ſeines Lebens durch den Tod beſiegeln muß.

Das Erſchütternde in Seydelmann's plötzli-chem Heimgang lag in dem Unerwarteten, kaum Geahnten, ja auch in unſerer Beſchämung. Man hatte dieſen Schmerzen nicht glauben wollen und jetzt war der Arme das Opfer dieſer Schmer-zen geworden. Und auch das Großartige ſeines Todes liegt in dieſer Beſchämung. Er war ehr-licher, als die Menſchen glaubten. Oder nennt ihr den Tod auch eine Theaterkrankheit?

Ich hätte dieſe in Traurigkeit geſchriebenen Erinnerungen lebendiger machen können durch Einflechtung von Briefen, die ich ſeit Jahren

von des Verſtorbenen Hand beſitze. Doch liegt mir theils im Augenblick nicht Alles vollſtändig vor, theils dürften die Briefe noch zu viel friſch im Andenken ſtehende Gegenſtände berühren. Seydelmann war in ſeinen Briefen kein Diplomat. Er nannte Alles bei ſeinem Namen, hielt nie etwas von ſeiner Ueberzeugung zurück und war ſo vielſeitig gebildet, ein ſo aufmerkſamer Beobachter ſeiner Zeit und beſonders ſeiner Umgebungen, daß man in ſeinen Briefen über vieles, was dem Tage angehört, die freimüthigſten Aeußerungen findet. Seydelmann's correctes Spiel ſprach ſich faſt ſchon in ſeiner Handſchrift aus, die ein Muſter von Kalligraphie ſein konnte, und ſelbſt dann, wenn er ſchnell ſchrieb, dem Auge wohlthat. Sein Styl war das baare Gegentheil dieſer Handſchrift. So flüſſig und ſymmetriſch dieſe, ſo zerriſſen und fragmentariſch jener. Seydelmann's Briefſtyl war etwas ihm ganz eigenthümlich Angehörendes. Der nächſte

Ausdruck war ihm der willkommenſte. Wo die Worte nicht genug ſagten, nahm er die Interpunktionszeichen zu Hülfe. Für den, der ihn kannte, lag in der Anwendung dieſer Zeichen eine vollſtändig ausgemalte Scene. Wollt' er den Unwillen über irgend eine Dummheit ausdrücken, ſo ſchrieb er:

„! — o! — !"

Wollte er die gänzliche Grundloſigkeit einer Sache ausdrücken, ſo ſchrieb er?

„Warum??? — ?? — ??"

Ein ſolcher Brief war eine Unterhaltung; denn die vielen Zeichen und Parentheſen zwangen, ſich mit ihm ſo zu beſchäftigen, daß man auch zwiſchen den Zeilen las. Seinen Unwillen über etwas Schlechtes drückte meiſt nur ein einfaches kurzes

„Pfui!!!"

aus. Auf weitere Erörterungen ließ er ſich ſel-

ten ein. Wo ihm etwas gleichgültig war, ſchrieb er:

„Bah!!“

einen Laut, den er auch im Geſpräch oft kalt wie ein Franzoſe ausſprechen konnte. Es war in dieſer Ausdrucksweiſe nichts Geſuchtes, ſondern etwas ihm Natürliches. Den Wort- und Wendungenvorrath bot die übliche Theaterſprache, boten die Reminiscenzen aus tauſend und einer Rolle; nur die Anwendung war bei ihm neu und eigenthümlich.

Ich bin am Ziele. Hat mein Gedächtniß ſich nicht erſchöpft, mein Herz hat ſich ausgeſprochen. Die Huldigung, die dem Künſtler, die Werthſchätzung, die dem Menſchen gebührte, liegt in dieſen Blättern ſelbſt, die fragmentariſch ſchon geſagt haben, wie groß und edel der theure Todte war. „Alles Schöne iſt ſchwer,“ hatte Seydelmann unter ſein Bild geſchrieben. Er wünſchte, daß man dieſen Spruch als eine

Ironie gegen einen Theil seiner Collegen anse-
hen möchte, er wollte nicht sagen, daß der
Schönheit der Schweiß an der Stirne stehen
müsse. Nie gab Seydelmann eine Leistung, die
mit jenen Gypsabgüssen zu vergleichen gewesen
wäre, an welchen sich noch die nicht abgefeilten
Spuren der Drähte, die die Form zusammen-
hielt, wiederfinden. Seine Schöpfungen, bei
der Lampe überdacht, waren doch freie, heitere
Gebilde, wenn sie vor die Menge traten. Oft
auch war die Natur sein Studirzimmer. In
Charlottenburg wohnend, wählte er jenen neuen,
von Lenné so heiter umgestalteten Theil des
Thiergartens zu seinem Atelier. An einem rau-
schenden Giesbach, unter hängenden Weiden,
auf einer grünen Gartenbank befestigte er die
Rollen, die er auch wortgetreu in seinem Ge-
dächtnisse hatte. Er war ein Künstler in jedem
Athemzuge seines Lebens. Die Ideale nur
schwebten seiner ringenden Seele vor, er hörte

nicht auf, zu formen und zu gestalten. Wo er ging und stand, war seine Phantasie angeregt, es war der heiligste Ernst, in dem er für seine Kunst erglühte. Fern war ihm frivole Erholung, Kartenspiel, Gelage, gedankenlose Zerstreuung. Er geizte mit der Zeit, die ihm das Geschick so spärlich zugemessen hat. Bedurfte sein immer thätiger Geist der Abspannung, so ging er in Gesellschaften, denen er sich harmlos mittheilte, suchte das Gespräch des Gelehrten, des bildenden Künstlers, am meisten aber der Frauen, gegen welche er eine nie zudringliche, nie eitle, aber doch stets aufmerksame und heitere Galanterie entwickelte. Er lernte in solchen Augenblicken, wo er sich zu erholen schien. Nie verließ ihn jenes sinnende Lächeln, das stets auf seinen Mienen lag und ihnen diesen schalkhaften, klugen und nur von beschränkten Menschen gefürchteten Ausdruck gab. Seine Leutseligkeit, seine Gefälligkeit, die man stets in Anspruch

nehmen durfte, waren Zierden ſeines Charakters, die innig mit ſeiner Künſtlerbildung zuſammenhingen. Sie waren der Ausdruck jener künſtleriſchen Harmonie, die ſein ganzes Sein durchdrang. Man hat dieſe über einem innern Vulkan ſchlummernde Seydelmann'ſche Ruhe ſelten verſtanden. Man hat ſie Weltklugheit, Diplomatie genannt, man hat dieſe Ruhe gefürchtet, wie den ſtillen Waſſerſpiegel eines unheimlich grundloſen Sees. Mit ſchreiendem Unrecht! Seydelmann's Ruhe war die Frucht ſeiner Bildung. Es war die ſittliche Beherrſchung ſeiner Leidenſchaften, die Goethe'ſche, objective Klarheit eines Künſtlergemüths. Der Menſch wurde der Abglanz des Künſtlers.

Die Claſſicität der Seydelmann'ſchen Gebilde wird ſobald nicht wieder erreicht werden. Ich will die Ueberlebenden nicht gering ſchätzen, manche verdienen Bewunderung, mindeſtens Hochachtung, einige dürften ſelbſt Seydelmann an Urſprüng-

lichkeit des Talentes überlegen sein; allein zu seiner abgerundeten Meisterschaft, zu seiner Harmonie, Consequenz und Objectivität wird im Charakterfach sich so leicht ein Anderer nicht durchbilden können. Auch dazu muß früh der erste Grund gelegt werden. Wir haben denkende Schauspieler ohne Gefühl, fühlende ohne Gedanken. Wir haben Schauspieler, die gelehrter sind, als Seydelmann war, aber mit aller Gelehrsamkeit holen sie sich vom Himmel nicht das Naturell herab, das Seydelmann als göttliches Geschenk besaß, das Ewige, das seine zeitlichen Formen sich selber schafft, dies Künstlerische, das auch ohne Arme und Beine Künstler geworden wäre. Es ist grauenhaft, wenn man sieht, wie sich die Reihen der dramatischen Künstler lichten. Seit zehn bis zwölf Jahren schieden L. Devrient, Eßlair, Paulmann, Pauly, Vespermann, Lemm, Wolff, Schmidt, Lebrün — wo kommt Ersatz? Unser ganzer Besitz, auf

den ſich in Deutſchland jetzt die dramatiſche Muſe noch verlaſſen kann, ſind keine ſechs Namen, Döring unter ihnen der Erſte im Charakterfach. Und dabei nicht eine einzige Bühne, die unmittelbar unter dem Schutz eines, das höhere Schauſpiel mit Opfern und leidenſchaftlicher Hingebung liebenden Fürſten ſtünde! Nicht Eine! Hundert Vorſchläge zu einer Theaterakademie. Niemand legt Hand ans Werk. Und die Bedeutung der Bühne ſteht höher als all' eure Muſeen und Walhallen, all' eure kölner Dome und Freskogemälde! Es iſt traurig an ſich und noch trauriger, wenn uns die hingehen, die wenigſtens den Verfall der Bühne aus eignen Mitteln eine Weile noch aufhielten.

541464

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

TN

~~N 13982~~

1.12 x C

S/F0-

Digitized by Google